



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

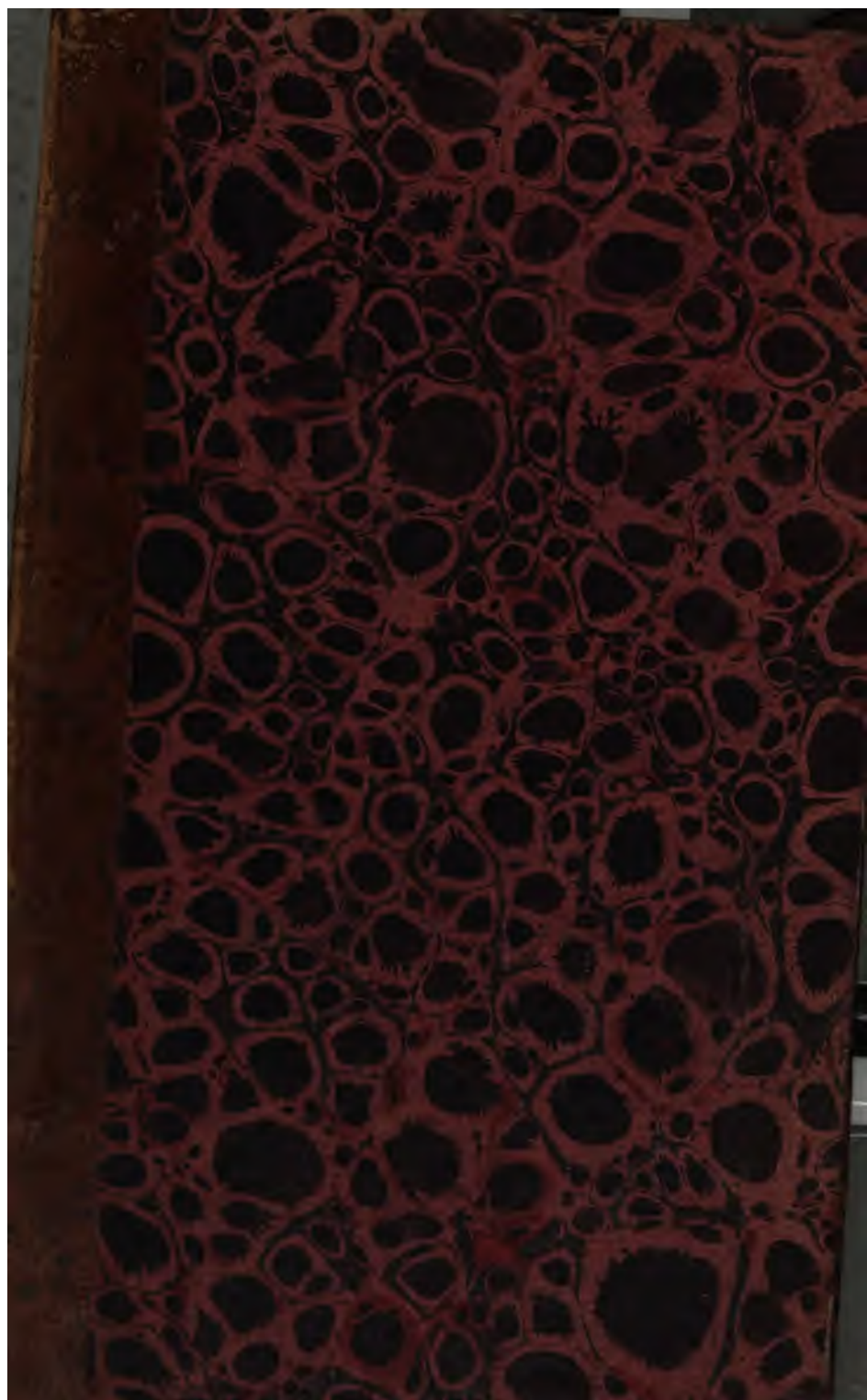
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

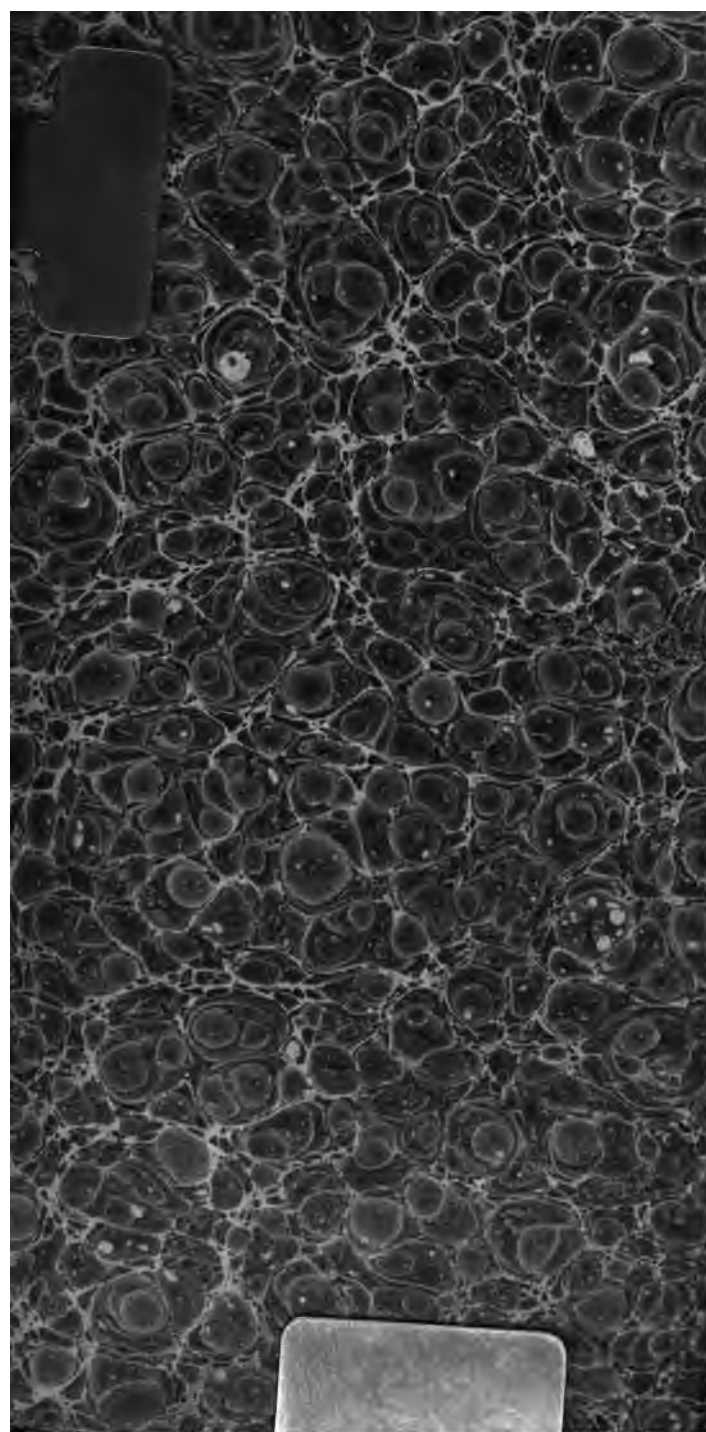
We also ask that you:

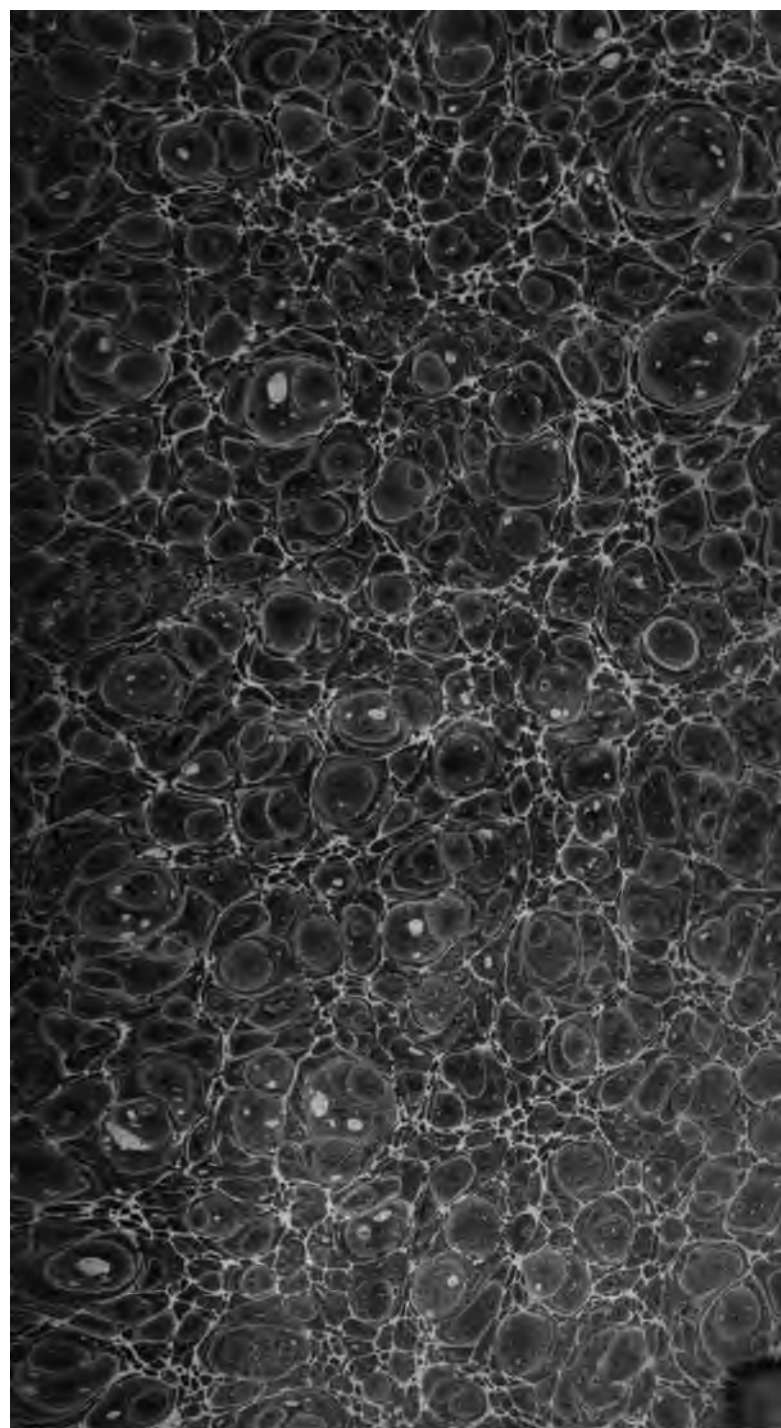
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>







677

B. 3917 C. 180
53

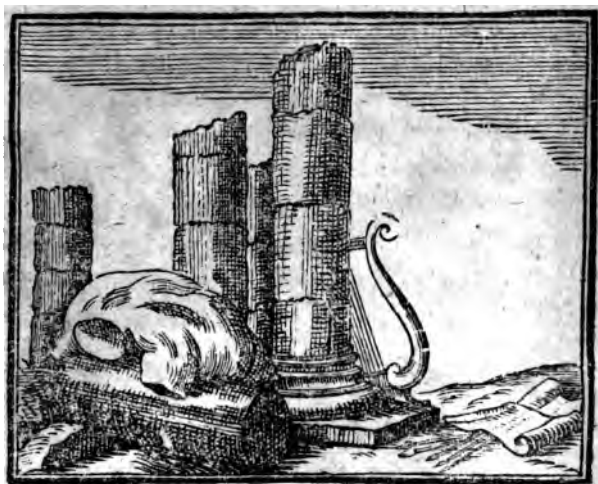




I.C.F. MANSO.

St. Louis, 1800.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freien Künste.



Drey und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1794.

In der Dyckischen Buchhandlung.

17. 11. 1918

18. 11. 1918

19. 11. 1918

20. 11. 1918

21. 11. 1918

22. 11. 1918

23. 11. 1918

24. 11. 1918

25. 11. 1918

26. 11. 1918

27. 11. 1918

28. 11. 1918

29. 11. 1918

30. 11. 1918

1. 12. 1918

2. 12. 1918

I.

Von Ovids Bildnisse auf Gemmen und Münzen.

Auf verschiednen geschnittenen Steinen und Münzen kommt der Kopf des Ovidius Naso vor. Die Aechtheit einiger unter diesen hat man bereits bezweifelt oder gar verworfen. Eine Sammlung dieser zerstreuten Nachrichten mit einigen Zusätzen über eine noch nicht gehörig beschriebne Ovidische Münze ist der Gegenstand dieses Beitrags zu den literärnotizen über den Ovid.

Auf das ehemalige Daseyn geschnittner Steine mit Ovids Bildnisse spielt der Dichter selbst an, indem er aus Pontus den übrig gebliebenen Freunden seines Unglücks etwas wisselnd zuruft: *Si quis habes nostris similes in imagine vultus, Deme meis hederas, Bacchica ferta, comis.* *) Der Epheuzweig sey nur ein Schmuck glücklicher Dichter; seinem Bilde zleme er nicht. Daß Ovid hier wirklich an Gemmen dachte, welche einer oder der andre von seinen Freunden in Siegelringe

*) Trist. 1, 7, 1 f.

gefaßt hatten, beweisen die folgenden Verse: *Haec tibi dissimulas, sentis tamen, optime, dici, In digito qui me fersque refersque tuo, Effigiemque meam fulvo complexus in auro, Cara relegati, qua potes, ora vides.* Noch ist würde es den Freunden des Dichters interessant seyn, wenn sich einer von jenen ächten Köpfen auf uns vererbt hätte. Masson hat zuerst eine Ovidische Gemme vor seinem Leben Ovids stechen lassen. Sie stellt Ovids Kopf mit einem Lorbeerkranz dar. Die Vorrede enthält nur diese sehr unbefriedigende Nachricht von ihr: sie sey aus einem alten geschnittenen Stein entlehnt, den Jul. Agapitus dem Herc. Ciosanus geschenkt habe: er habe sie in Ermangelung andrer aufgenommen, ungeachtet er an ihrer Richtigkeit zweifle. Ob der W. Grund zum Zweifeln hatte, läßt sich nicht weiter bestimmen, da es ihm nicht gefallen hat, die Beschaffenheit der Gemme zu charakterisiren: Allein das hätte ihm keinen Verdacht erregen sollen; daß diese Gemme mit dem Lorbeer, und nicht, wie Ovid von den sein Bild tragenden Ringen sagt, mit dem Epheu geschmückt ist. Denn wie darf man aus jener Stelle des Ovid folgern, daß die Steinschneider stets die Stirn des Dichters mit Epheu werden geziert, und nie mit dem Lorbeer oder gar ohne Kranz werden vorgestellt haben? Und sagt nicht Ovid *), wenn anders die Stelle unverdorben ist, selbst einmal von sich: *gestata est laurea nobis?* Eine zweyte Gemme mit

Ovids

*) Pont. 2, 5, 67.

Ovids Kopfe findet sich in der Lippertschen Dactyliothek *) wo Lippert von ihr sagt: „Carneol. Der Kopf des P. Ovid. Naso. Er kömmt genau mit einer Menge Münze überein, die ehemals in der Nondanini Cabinet zu Rom war.“ So einsylbig diese Angabe ist, so reicht doch der Wink, daß sie mit der Nondanini'schen (ist als untergeschoben anerkannten) Münze übereinstimme, hin, sie für unächt zu erklären. Außer den angeführten zwey Gemmen hat sich aber noch keine andre mit Ovids Bildnisse gefunden.

Gegen die Aechtheit der Münzen, welche Ovids Namen und Bild an der Stirn tragen, läßt sich vorläufig die gegründete Erinnerung machen, daß sich in Ovids Lebensgeschichte keine Veranlassung finde, wegen der man eine Münze auf ihn hätte prägen können. Die am häufigsten erwähnte Münze war ehemals im Cabinet der Felicia Nondanini, und N. Heinsius ließ sie zuerst seiner Ausgabe von Ovids Werken vorsetzen. Es ist eine Bronze mit Ovids KopfsohneKranz, mit der Umschrift: OYHIAIOΣ NΑΣΩN. Spanheim **) beschrieb sie genauer und ließ sie zugleich mit der Rehrseite stechen, auf welcher ein bärtiger Kopf mit der Umschrift: MEN. AΣIOY befindlich ist. Diese deutete man auf einen Menander Parrhasius, den vermeintlichen Urheber der Münze, von welchem daher Spanheim,

-A 3

fein

*) II. 565. (Mill. III. P. 2. n. 248.)

**) De Vl. et Pr. Num. I, 53.

kein sehr kritischer Forscher des Münzstudiums, in einer Anwendung von Begeisterung sagt: *Ut leviss terra sit huic Parrhasio, qui sacros vultus Musarum Venerumque omnium sacerdotis intercidere non est passus, quos, bona cum Augusti venia, omnes Musis Gratiisque initiati in sacriis suis recondant!* Nach Spanheim hat sie Bellori *) nachgestochen, der sie doch irrig eine goldne Münze zu nennen scheint, da sie bei Heinsius und Spanheim *aereus numus* heißt. Bellori giebt dem Kopfe einen Lorbeerkranz, wovon er einige, wiewohl vermischte, Spuren zu entdecken glaubte. Masson entdeckte zuerst den mit dieser Münze vorgegangenen Betrug in seiner Lebensbeschreibung Ovids **) und zeigte hierauf in einer eignen Abhandlung ***) daß *ΝΑΣΩΝ* auf der Münze durch einen Verfälscher aus *ΚΑΙΣΑΡΕΩΝ* gebildet worden, und daß diese Worte auf einen Vedius oder Veidius Pollio zu Cäsarea bezogen werden müssen. Spanheim selbst erkannte in der Folge seinen Irrthum. Die übrigen Münzen mit Ovids Namen, deren Gefner ****) noch viere nennt, brauche ich nicht weiter zu charakterisiren, da sie

*) *Imagg. Poëtar. P. 2. n. 57. nott. p. 10.*

**) p. 3 ff.

***) *Ovid. Burm. T. 4. p. 122 ff.*

****) *Numi VV. Ill. ad tab. 3, 30-2 p. 101. Vgl. Rasche Lexic. numar. v. Ovidius.*

sie offenbar auf denselben Vedius gehen, und auf der Kehrseite denselben bärtigen Kopf (wahrscheinlich einen Jupiterskopf) mit dem Namen Menander Parrhasius zeigen.

Einer genauern Anzeige scheint eine noch wenig bekannte Münze auf den Ovid, welche einer meiner Anverwandten aus Italien mitbrachte, werth zu seyn. Sie ist von Silber, von der Größe eines louis'd'or, aber stärker. Es scheint ein Guß zu seyn: die Arbeit ist gut; die Figuren erheben sich stark über die Oberfläche; die Form der Kehrseite ist verkehrt ausgeprägt. Auf der Vorderseite Ovids Brustbild ohne Kranz, mit einem faltigen Gewande, das an der rechten Schulter mit einem Knopfe befestigt ist. Das Haar kraus; die Nase sehr gebogen; das Gesicht hat sehr sprechende Züge, die aber ganz von dem auf den angeführten Gemmen und Münzen befindlichen Bilde abweichen. Umschrift: OVIDIVS NASO. Die Auslassung des Vornamens Publius scheint nichts befremdliches zu seyn, da die Alten den Dichter bald Naso, bald Ovidius, bald Ovidius Naso nannten. *) Auffallend ist die Vorstellung der Kehrseite. Eine Pompa Bacchica, unten eine Erergue ohne Inschrift. Die Hauptperson des feyerlichen Zugs Bacchus auf dem Esel, zurückgelehnt und sich mit der rechten Hand auf das Thier stützend, in der Linken die Leier haltend. Die kleinere Figur des Reiters und die hinterher gehende größere eines bärtigen

*) Maffon p. I ff.

Alten, der mit der Rechten ein herabwallendes Gewand, mit der aufgehobenen Linken etwas, vermuthlich einen Kranz, über des Reiters Kopf hält, bestimmen mich, den Begleiter für den Silen, den Reiter für den Bacchus zu halten. Daß Bacchus auf dem Esel mit dem Silen daneben zuweilen auf Gemmen vorgestellt wird, ist bekannt. *) Die Iyra, eigentlich das Attribut des Apoll, wurde auch bisweilen bey Bacchusfesten vom Silen oder von Satyrn gespielt, und Caillistratus S. 899 erwähnt selbst einer Statue des Bacchus, der die Iyra auf den Thyrsus stützt. Zur linken Seite des reitenden Bacchus gehen auf der Münze drey bekleidete Weiber hinter einander mit Thyrsusstäben, vor ihnen ein alter Mann mit einer Fackel. Den Zug führt eine männliche Figur mit auf den Schultern herabfließendem Gewande an, welche, wie es scheint, die crotala schlägt. Beym Nachforschen, ob nicht irgendwo von dieser Münze Meldung geschehen, fand ich, daß sie Gefner **) wahrscheinlich schon vor Augen gehabt: „In *Thesauro Hollanderiano*, p. 227. sequens numus, quem *fusum esse puto*, Ovidio tribuitur. OVIDIVS NASO. caput. — *Figurae variae ante templum.*“ Die Angabe, daß die Münze vermuthlich ein Guß

sey,

*) 2 B. Montfauc. Antiq. expl. T. 1. p. 238. Mariette Pierres grav. T. 2. fig. 34.

**) Numism. regg., pop. et urbb. Commentar. p. 99.

sey, so wie die Hauptseite überhaupt, stimmt vollkommen mit meiner Münze überein, und die sehr unbestimmte Bezeichnung der Kehrseite läßt sich ebenfalls damit vereinigen, wenn man nur annimmt, daß Gefner den feyerlichen Aufzug des Bacchusdienstes als vor einem Tempel vorgestellt dachte. Außer der oben im Allgemeinen angedeuteten Unwahrscheinlichkeit, daß jemals Münzen auf den Ovid ausgeprägt worden, erregt das sonderbare Sujet einer Bacchischen Proceßion auf dieser Münze noch besondern Verdacht. Da dieser Gegenstand so häufig auf Gemmen vorkommt, so entstand hieraus die Vermuthung, die Kehrseite könne von einer Gemme copirt seyn. Dieses hat sich bestätigt, und das Exemplar, welchem die Münze unstreitig nachgebildet worden, findet sich bey Lippert. *)

Schon aus Lipperts nicht ganz genauer Beschreibung wird man die Identität beider Stücke wahrnehmen: „Silen auf seinem Esel, aber er hält in der linken Hand eine Leier. Vor ihm her geht eine schöne Mannsperson, welche auf einer Flöte bläst, zur Seite aber gehen drey Weibspersonen in modester Stellung und Bekleidung, und neben ihnen ein Mann mit einem Barte, und hinten beschließt den Zug ein andrer langer und ansehnlicher Mann, der halb bekleidet ist.“ In der That finde ich bey einer genauen Vergleichung der Münze mit der Gemme, die ich in einem Abdruck vor mir habe, keinen andern Unterschied, als daß die Figu-

A 5

ren

*) Abschn. 7. S. 168. (Mill. I. P. I. n. 166.)

10 Von Ovids Bildnisse auf Gemmen.

ren der Gemme etwas kleiner und zierlicher sind und daß hier die Gegenstände größtentheils weit deutlicher sichtbar sind und sich besser erhalten haben, als auf der schon sehr verwischten und abgeschliffenen Münze. Wo ich daher nicht irre, so hat irgend ein Falsarius diese Ovidsmünze aus ein paar einzelnen Gemmen zusammengesetzt, wovon die eine einen alten Kopf, vielleicht mit Ovids Namen, vorstellte, die andre einen Bacchuszug. Wofern dieser Verfälscher anders etwas dabey gedacht hat, daß er gerade eine solche Scene mit Ovids Bilde zusammensetzte, so könnte er damit auf den Schuß haben anspielen wollen, dessen sich die Dichter vom Bacchus zu erfreuen hatten, dem sie daher vornehmlich an den röm. Liberalien ihre Lieder darbrachten. An diesen nahm Ovid immer den lebhaftesten Antheil, wie er dem Gott Liber selbst erzählt: *) *Inter quos (poëtas) memini, dum mea fata sinebant, Non invisa tibi pars ego saepe fui.*

Celle.

Lenz.

II.

*) Trist. 5, 3, 5.

II.

Lettere a Lesbia Cidonia sopra gli Epigrammi
 del Signor Abate *Saverio Bettinelli* sotto
 il nome di Diodoro Delfico. Bassano
 1792. 280 p. 8.

Bettinelli ist den Kennern und Liebhabern der italienischen Litteratur längst als ein vorzüglich guter Dichter, und noch mehr als scharfsinniger und geschmackvoller Kunstrichter bekannt. Ganz gegen die gemeine Sitte begann er seine poetische Laufbahn mit größern Gedichten, Trauerspielen u. d. g. nicht mit kleinen flüchtigen Poesien, und nun beschließt er sie, womit andere anzufangen pflegen, mit Epigrammen.

„Schon seit einigen Jahren (sagt er selbst) ist
 „es in Erholungsstunden meine angenehmste Be-
 „schäftigung, Epigrammen zu machen, zu über-
 „setzen und nachzuahmen. Die Zeit des Bücher-
 „machens ist für mich vorbei; Ruhe und Freiheit,
 „diese schönsten Güter der Menschheit, sind auch
 „der Lohn und Trost des Gelehrten am Ende seiner
 „Laufbahn, wenn er im Schoos der Einsamkeit und
 „leichter und kurzer Geschäfte ausruht. Die Men-
 „schen ziehen sich von dem Alter zurück, man muß
 „ihnen zuvorkommen, und ihrer entbehren lernen,

„ehe

„ehe sie selbst uns dazu nöthigen. Auch ich habe mich mit meinen, vielleicht zu zahlreichen Schriften einigermassen um meine Nation verdient zu machen gesucht; jetzt ist es hohe Zeit, auf den Rückzug aus der schönen Welt zu denken, wenn er noch mit Ehren geschehen soll.“ Der B. schickte diese Kinder seiner Müsse von Zeit zu Zeit einer geistreichen Freundin, der Gräfinn Suarbo Grismondi, mit Briefen zu, in welchen er ihr seine Ideen über diese Dichtungsart, und die Verdienste der Alten und Neuen um dieselbe mittheilte, und gelegentlich Betrachtungen über Sprache, Poesie überhaupt, so wie Anekdoten u. d. g. einstreute. Es versteht sich von selbst, daß man hier keine tief eindringenden Untersuchungen erwarten darf. Der B. schrieb an eine Dame; er durfte also nur in so weit belehren, als er zugleich unterhalten und vergnügen konnte. Er ließ die Dornen des Gegenstandes unberührt und pflückte dafür die Blumen, die zunächst am Wege blühten. Diese seine Briefe wurden einzeln in das Giornale di Modena eingerückt, und aus diesem endlich in eine Sammlung gebracht, die 1790 unter dem Druckort London erschien, und die wir in dieser Bibliothek (43. B. 2. St. S. 320) mit ein paar Worten anzeigten. Wir ergreifen die Gelegenheit gegenwärtiger neuen und verbesserten Ausgabe, unsern Lesern das Interessanteste aus einem Buche mitzutheilen, das in Deutschland doch nur in sehr wenige Hände kommen dürfte. Es ist eine alte und wahre Bemerkung, daß unser Stolz gewöhnlich mit unserer Unwissenheit wächst.

wächst. Dieß gilt von ganzen Nationen, wie von Individuen. Die Deutschen, die sich am meisten um die Litteratur fremder Völker bekümmern, hegen im Durchschnitt auch die gemäßigste Vorstellung von dem Werth ihrer eigenen; die übrigen cultivirten Nationen Europas hingegen, die nächst ihrer mehr oder weniger unvollständigen Bekanntschaft mit den Alten, sich größtentheils ganz auf ihre eigene Litteratur einschränken, sind auch im gleichen Grad ausschweifender mit den Lobeserhebungen, die sie derselben ertheilen. Nirgend aber ist dieses Nationalvorurtheil mächtiger und allgemeiner, als bey den Italienern. Wenn man ihren Schriftstellern und vorzüglich ihren Kunstrichtern glauben wollte, so hätten sie, wie fast in sämtlichen Künsten und Wissenschaften, so auch in allen Gattungen der Poesie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, und alle neuere Nationen unendlich weit hinter sich zurückgelassen. Bettinelli ist einer von den Wenigen, die sich von diesem lächerlichen Vorurtheile, wenigstens in etwas, losgerissen haben. Seine vertraute Bekanntschaft mit der französischen Litteratur überzeugte ihn, daß seine Landsleute den Franzosen doch in dieser und jener Gattung nachstehen mußten, und eine eben so genaue Kenntniß der englischen und deutschen Sprache würde ihn belehrt haben, daß in andern Gattungen die Italiener von den Dichtern dieser Nationen weit übertroffen werden. Bettinelli gesteht, daß die italienische Poesie einen gänzlichen Mangel an guten Epigrammatisten habe, einen eben so großen Mangel als die französische Littera-

tur daran einen wahren Ueberfluß habe. Ein Hauptgrund davon ist ohnstreitig der Genius der italienischen Sprache, der für leichte Spiele des Wizes nichts weniger als geschickt, und der vorzüglich ganz die Kürze und Gewandtheit fehlt, die die Seele des Epigramms ist. Unser Verfasser sucht diese Erscheinung, wie natürlich, lieber aus andern Ursachen zu erklären. Eine derselben ist ihm der ernste Charakter der Nation (Und doch ist Italien das Vaterland der Bouffons, der Harlefine, des Carnevals!) Eine andre findet er in dem früh sich entwickelten Hang der Schriftsteller zu großen und gelehrten Werken. Die Novellen selbst, sagt er, machten bey uns ganze Bände aus, obgleich Boccacis für die Unterhaltung des schönen Geschlechts schrieb. Dieser Geschmack an den Novellen, und die Art von Witz, die Boccacis in dieselben einführte, war Schuld, daß das feinere Epigramm bey den Italienern keinen Eingang fand. Drey ganze Jahrhunderte hindurch blieben die Novellen Lieblingslectüre der Nation, und der Decamerone erhielt unzählige Nachahmer. Und nicht genug. Genau dieselbe Art des Wizes drang in das Lustspiel und die erzählenden komischen Gedichte: in diesem Ton lachten Berni, Bibiena, Macchiavel und ihre Nachfolger. Sie sind voll beißender, schlüpfriger, freyer, aber nicht epigrammatischer Einfälle. Nur Alamanni und einige wenige andere machten Versuche im ächten Sinngebichte, allein sie verließen den gebahnten Weg, verirrten sich von der richtigen Straße, und wurden schaal und platt. Wagten

sie

sie Uebersetzungen griechischer Epigrammen aus der Anthologie, so raubten sie ihnen ihre ganze Anmuth. So fiel diese Gattung in Italien in eine Verachtung, aus der sie sich bis jetzt noch nicht hat erholen können.

Der Begriff, den Bettinelli von den Epigrammen giebt, ist nichts weniger als bestimmt und genau, sondern äußerst schwankend und willkürlich. „Alle Definitionen dieser Gattung, die ich kenne, „sind nur halbe Definitionen. Doch, darauf „kommt auch weniger an, als auf ihren Zweck, den „man weder allein auf Erregung von Lachen, noch „allein auf Zärtlichkeit und Nührung (*tenerezza*), „auf welche letztere die Griechen so viel hielten, einschränken darf. Da das Epigramm der ältere „Bruder der Fabel, oder (um allen Streit zu vermeiden, und keinen entscheidenden Ausspruch zu machen) die Fabel ältere Schwester des Epigramms „ist, so sollte es vorzüglich der Belehrung gewidmet „seyn. Meiner Meinung nach sollte die Moral „die Seele von beyden seyn; die Moral, die immer „einer Einkleidung bedarf, wenn sie eine günstige „Aufnahme finden will. Uebrigens umfaßt das „Epigramm Alles, und sein weites Gebiet macht „eine genaue Definition unmöglich. Lob und Tadel, „Tugend und Laster, Schönheit und Häßlichkeit, „Pöbel und Helden, Herz und Geist, Erhabenheit „und Einfalt, nichts ist ihm fremd.“ (Freylich, wenn man alle kleinen Gedichte noch so verschiedener Art unter dem Namen Epigramm zusammenfaßt, so wird es unmöglich, eine allgemein geltende Bestim-

Bestimmung des Begriffes Sinngedicht aufzustellen; allein, wodurch ließe sich wohl jenes Verfahren rechtfertigen? Bettinelli ist in der Kritik dieser Gattung ein solcher latitudinarius, daß er folgenden Vers: *Carminibus quaero miserarum oblivio rerum*, in vier italienische Zeilen überträgt:

Del tristo viver mio
Co' versi miei col canto
Cerco di farmi incanto
Cerco un amico obbligo.

und dieses Ding dann ohne Bedenken ein Epigramm nennt!)

Von der Schilderung des epigrammatischen Geistes der Franzosen im 2ten Brief wird jeder Freund der Sprache und Litteratur dieses jetzt so unglücklichen, der Barbarey mit schnellen Schritten zuweilenden Volkes, mit trauriger Nührung und einem tiefen Seufzer das *Tempi passati!* aussprechen. Doch, je schrecklicher die Scene ist, die Frankreich jetzt dem Blick des Beobachters darbietet, desto lieber wird er ihn in die Vergangenheit zurückwerfen, desto willkommner wird ihm jeder Vertrag zu einer treuen Schilderung jenes frühern und bessern Zustandes seyn, wo der unvertilgbar komische Geist der Nation sich in Schwachheiten und Thorheiten und gaukelndem Leichtsinne, nicht wie jetzt unter Mord und Greueln aller Art, zeigte.

S. 12. „Die Franzosen haben, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen nie zu löschenden Durst nach Epigrammen. Paris ist ihr Geburtsort, wo sie

sie schnell von Mund zu Munde gehen, und von wo
aus sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit über
das ganze Reich verbreiten. Auf den Posten und
in den Wirthshäusern regalirte man mich gewöhn-
lich mit den neuesten beym Defert, als wären es
frühzeitige Früchte... Ich befand mich zu einer
Zeit in Frankreich, die für die Nation nicht unglück-
licher hätte seyn können. Sie ward zu Lande und zur
See geschlagen, ihr Handel war zernichtet, sie er-
lag unter der Last von Auflagen — allein ich fand
hier die Wahrheit des Ausspruchs bestätigt: daß ein
satyrischer Einfall einen Franzosen für alles mög-
liche Uebel tröste. Noch sind mir mehrere Epi-
gramme im frischen Andenken; so oft hörte ich sie
damals wiederhohlen; Epigramme gegen die Pom-
pabour, die Generale, die sich so fleißig von den
Preußen und Engländern schlagen ließen, gegen die
Minister, die Geistlichkeit, den Erzbischoff und das
Parlament, die in einem nicht minder heftigen Krieg
begriffen waren. Auch ich hatte, bey Gelegenheit
der Vorfälle in Portugall, des la Valette und der
Jesuiten überhaupt, die nebst den Jansenisten an
die Reihe mußten, wenn man über die Unfälle in
Canada und bey Rosbach genug gespottet und ge-
wiselt hatte, die Ehre, der Gegenstand von Bau-
devilles und Epigrammen zu seyn. Allein, ich
gestehe gern, daß meine Eitelkeit dadurch nicht sehr
geschmeichelt ward, und ich beschloß, mich nach den
Grenzen zu ziehen, und Voltairen, der mich einge-
laden hatte, einen Besuch abzustatten. Ich verließ
dieses Land, das gewiß eines der merkwürdigsten

moralisch-politisch-komischen Phänomene darbot; ein Volk, das beym Donner der Kanonen und unter Niederlagen sang und lachte! Ein anderes Phänomen war Paris, wo man Jeden, der ein erträgliches Epigramm an das Licht brachte, als einen berühmten schönen Geist mit Fingern zeigte. Auf einmahl ward er der Modeautor, in den besten Gesellschaften gesucht und ausgezeichnet; selbst der berühmteste Schriftsteller ward an diesem Tage neben ihm nicht bemerkt. Aber sein Ruhm dauerte gewöhnlich auch nur Einen Tag; denn am folgenden beschäftigte man sich mit einem andern Bonmot, das dann gleichfalls nach einem glänzenden Lebenstag in Vergessenheit sank. Sie glichen den Schmetterlingen, so wie Alles in diesem sonderbaren Lande; alles entstand und verging, wie seine Epigrammen. Es ist wahr, sie lebten alle, der Reihe nach, wieder in dem Merkur und den Journalen auf; aber wie ganz anders erschienen sie da, als bey ihrem ersten Auftritt. Sie schwächeten, hatten mehr das Ansehn von Todten als Lebendigen, es fehlte ihnen alles — der Reiz der Neuheit.“

„Nur der allerkleinste Theil von diesen Epigrammen hatte wahren innern Werth. Die besten waren ohnstreitig die von Voltaire. Und das ist kein Wunder. Ich suchte ihn auf seinem Landgute bey Genf auf, und fand ihn in der Unterhaltung vollkommen so, wie in seinen Schriften. Das Epigramm schien auf seinen Lippen zu wohnen, und aus seinen Augen zu blitzen, die wie zwey helle Sterne leuchteten. Das Feuer derselben bestand, so wie seine Worte, aus einer Mischung von An-
muth

muth und Bosheit. Er hatte sich einen eignen Styl gebildet, den er im Sprechen wie im Schreiben bebehiet; selten sprach er natürlich, wie andere Leute; alles hatte bey ihm eine sinnreiche oder witzige Wendung. Ohnerachtet seiner wiederholten Einladungen hätte ich ihn doch vielleicht nicht ausgesucht, denn ich gestehe, ich fürchtete seine veränderliche Laune und seine ungebundenen Grundsätze; allein ein Zufall führte mich ihm zu. Ich war über Lünville gegangen, dem König Stanislaus meine Aufwartung zu machen. Eines Tages kam die Rede auf Voltaire. Dieser hatte dem König geschrieben, er sey gesonnen, eine halbe Million in lothringischen Landgütern anzulegen, und (wie er sich ausdrückte) in der Nähe seines Marc Aurel zu sterben. Zugleich schrieb er dem Pater de Menour (Beichtvater des Königs) *Mon âge et les sentiments de religion, qui n'abandonnent jamais un homme élevé chez vous, (den Jesuiten) me persuadent que je ne dois pas mourir sur les bords du lac de Geneve.* Der König hätte ihn gern wieder an seinem Hof gehabt, und wegen seines geliebten Lothringens, für welches er seine Millionen verwendete, lag ihm jene halbe Million nicht wenig am Herzen. „Aber ich traue ihm nicht, sagte der König, ich habe ihn genug kennen lernen; ich sehe, daß er sich gern eine Thüre öffnen möchte, nach Frankreich zurückzukehren, und drum nimmt er gegen Menour die religiöse Maske vor. Indes, wenn er wirklich klug geworden wäre, so sollte er mir willkommen seyn.“ Bey meiner Abreise nach Lyon sagte der König:

Da könnten sie ja einen Abstecher nach Genf machen, und sehen, ob es Voltairen ein Ernst ist? Ich gehorchte, und fand ihn bey meiner Ankunft zu Delices in seinem Garten. Ich ging auf ihn zu, und gab mich zu erkennen... „O, rief er aus, ein Italiener, ein Jesuit, ein Bettinelli, erzeigen meiner kleinen Hütte nur zu viel Ehre. Ich bin ein Bauer, wie Sie sehen (hier zeigte er mir seinen Stock, der an dem einen Ende eine kleine Hacke und an dem andern eine kleine Hippe hatte) mit diesem Instrument säe ich die Frucht, wie den Sallat, Körnchen für Körnchen, und so ist die Aernte davon reicher, als von dem, was ich in Büchern für das Beste der Menschheit ausgesäet habe.“ Einen überraschenden Eindruck machte seine sonderbare und groteske Figur auf mich. Eine schwarze Sammtmütze ging ihm hart an die Augen, und unter dieser hatte er eine dicke Perücke auf, die einen großen Theil des Gesichts bedeckte, auf dem die Nase und das Kinn noch ungleich spitziger hervorragten, als auf den meisten Gemälden, die man von ihm hat. Der Körper war übrighen von Kopf zu Füßen in Pelzwerk gehüllt. Sein Blick und sein Lächeln waren voll Ausdruck. Ich äußerte mein Vergnügen über den guten Zustand seiner Gesundheit, die ihm erlaube, dem Winter so im Freyen zu troßen. — „O, ihr Herren Italiener bildet euch ein, wir verkröchen uns wie die „Murmeltiere, die dort oben auf den Gipfeln jener „Gletscher und Eisberge wohnen. Allein diese „sind für uns nur Schauplatz und Perspektive.“ „Hier

„Hier am Genfersee, gegen den Nordwind geschützt,
 „beneiden wir eure Como- und Garba-Seen nicht,
 „und ich stelle hier an diesem einsamen Orte den
 „Catull auf seiner kleinen Insel Sirmio vor: Er
 „machte gute Elegieen und ich mache gute Land-
 „wirthschaft.“ (et io fo della buona *Georgica*,
 ein unübersetzliches Wortspiel.) Ich brachte
 nunmehr meine Briefe vom König von Pohlen zum
 Vorschein, mit dem ersten Blick darauf war ihm
 alles klar, und sieh da ein neues Epigramm auf
 meinen armen königlichen Austrag! „Oh, mein Lie-
 „ber, rief er, als er mir diese Briefe abnahm:
 „bleiben Sie hier bey uns. Hier athmet man die
 „Luft der Freyheit, die Luft der Unsterblichkeit.
 „So eben habe ich eine große Summe auf den An-
 „kauf einer kleinen Herrschaft, Ferney, nicht weit
 „von hier, verwendet; da denke ich mein Leben
 „fern von Schurken und Tyrannen zu beschließen.
 „Doch — lassen Sie uns nach Hause gehn.“ So
 war mein Lothringer Traktat zu Ende, und diese we-
 nigen Worte des alten Schlaufopfs trugen meine
 Großbothschafterwürde zu Grabe. — — Nie
 konnte er Italiens, das er übrigens an den Himmel
 erhob, erwähnen, ohne Ausfälle auf die italienische
 Sklaverey, die Inquisition &c. zu thun. Oft fiel
 das Gespräch auf den König von Preußen, Berlin
 und Potsdam. Ich brachte ihm Grüße von der
 Gräfin Bettink, einer sehr geistreichen Dame,
 seiner ehemaligen Freundinn am Preussischen Hof,
 die ich in Luneville getroffen hatte. Er schien etwas
 betroffen; vermuthlich weil ihm einfiel, daß sie sehr

geschäftig gewesen war, ihm die Gunst des Königs wieder zu verschaffen, die er durch seine Schuld verscherzt hatte. Sie hatte mir diese Vorfälle ganz anders erzählt, als Voltaire sie in seinem historischen Commentar vorstellt. Es kam jemand mit der Nachricht, der König habe nach seinem letzten Verlust den Herzog von Zweibrück geschlagen, die Belagerungen von Meiß und Leipzig vereitelt, die Oesterreicher nach Böhmen zurückgebrängt u. s. w. Est-il possible? sagte Voltaire, cet homme me surprend, et je suis fâché de m'être brouillé avec lui. Ein andermal bewunderte er an diesem Könige la célérité de César, und dann strömte er wieder die bittersten Epigramme gegen ihn aus. Er hatte einen Affen, Namens Luc, mit dem er spielte, den er *mon Luc!* rief, und eben diesen Namen brauchte er auch bisweilen, wenn er vom König sprach. Ich äußerte mein Befremden über diese Verwechselung von Namen. „Sehen Sie nicht, war seine Antwort, daß mein Affe jedermann beißt und dann lacht?“ — — Auf sein Verlangen hatte ich ihn 1760 meine Bemerkungen über einige Irrthümer mitgetheilt, die sich in seine *Histoire universelle* Italien und die italienische Litteratur betreffend, eingeschlichen hatten. Er dankte mir in einem Brief, worin er zugleich, nach seiner Art, über die Inquisition, die Sklaverey, die Freyheit der Engländer, die Heuchelei der Genfer Geistlichen haranguiert und mit folgenden Worten schließt: Avez-vous entendu parler des poésies du Roi de Prusse imprimées? C'est celui-la qui

qui n'est point hypocrite, il parle des Chrétiens comme Julien en parloit. Il y a apparence que l'Eglise grecque et l'Eglise latine réunies sous Mr. de Soltikof et sous M. de Daun l'excommunieront incessamment à coups de canon: il se défendra comme un diable. Nous sommes bien sûrs qu'il fera damné, mais nous ne sommes pas encore si certains, qu'il sera battu. Pour nous autres François nous sommes écrasés sur terre, annéantis sur mer, sans vaisselle, sans vaisseaux, sans argent, presque sans espérance, mais nous dansons fort joliment. Je ne danse point, mais je sens tout vôtre mérite etc. — — Ich hatte oft meine Betrachtung über die Fruchtbarkeit seines Geistes und die Magerkeit seines Körpers. Es ist wahr, er wiederholt sich in seinen Werken oft; allein welcher Schriftsteller hat mehr wichtige, sinnreiche Sachen gesagt? Ich glaubte bisweilen, sein langsamer, abgebrochener mündlicher Vortrag rühre davon her, daß er Zeit zu gewinnen suche, einen Einfall zu haschen; allein dieser Vortrag war ihm zur Gewohnheit geworden, und man wähnte, eines seiner Bücher zu lesen, wenn man ihn sprechen hörte. Er mischte oft italienische Brocken ein, und citirte Stellen aus Tasso und Ariost, wiewohl nach französischer Aussprache, von der er sich nicht losmachen konnte. Ich äußerte meine Verwunderung, wie er den Ariost, der so sehr nach seinem Geschmack zu seyn scheine, in seinem Versuch über die epische

Poesie so sehr habe mishandeln können. Wir gingen tiefer in die Materie ein, und es ward mir leicht zu erweisen, was für ein großer Dichter Ariost sey; daß er verdiene, von Voltairen anders als unter dem Charakter eines Possenreißers und Phantasten betrachtet zu werden, und daß seine Fehler die Fehler seines Zeitalters wären. Er versprach mir, ihn von neuem zu lesen, und wirklich ist das, was er in den neuen Ausgaben jenes Versuchs vom Ariost sagt, ungleich billiger und treffender. — — Ueber einige Stücke meiner Gedichte (Sciolti) sagte er mir viel Schmeichelhaftes, besonders über die Lobsprüche, die ich dem König von Preußen ertheile, über den Wink Galileo betreffend, die Lobrede auf Newton u. s. w. Er erstaunte über meinen Muth in diesen Zügen. Ich erwiderte, wie er hieraus sehen könne, daß nicht so viel Aberglaube und Sklaverey in Italien herrsche, als er sich einbilde, und daß es daselbst ja mehr Republiken, als die Freyheit gebe, als in einem andern Lande. „Ach, sie haben nur eine halbe Freyheit. Die Engländer besitzen sie ganz. Ihre Schriftsteller muß man lesen, wenn man lernen will, denn nur sie sagen, was sie denken, und von ihnen allein habe ich gelernt.“ Auf diese Weise, fuhr er fort, gegen Mönchsgeist, Aberglauben, die Inquisition des römischen Hofes u. s. w. zu sprechen, und führte das Wortwort des Cardinals Paffionei, gegen einen Reisenden, an: „Durch ein Wunder hat die Kirche dieß Jahr nichts verloren.“ —

„Eines

Eines Tages speißte ich mit ihm auf seinem neuen Landgute Ferney. Nach Tische sagte er zu mir: „Ich habe zu viel gegessen; ich werde nicht „lange leben, mein neues Haus zu genießen. „Aber man muß genießen, und ich bin ein Schlemmer. Horaz war es auch, und jeder geht seinem „Bergnügen nach. Man muß das Kind wiegen, „bis es einschláft.“ Man sieht, er gehörte zur Herde Epikurs, so wie er im andern Stück Diogenes war. Abwechselnd machte er den Sokrates und Aristipp. Ueber Tronchin und seine Recepte lachte er, ob er ihnen gleich, seinem eignen Gestándniß nach, Leben und Gesundheit verdankte. Dieser berühmte Arzt war übrigens mit seinem Patienten übel zufrieden und ich sah ihn nur Einmahl bey ihm. Als ich Tronchin den Tag vor meiner Abreise diesen meinen Vorsatz meldete, versetzte er: Desto besser. Es ist so ein wahres Wunder, daß er Ihnen in diesen Wochen nicht einen von seinen gewöhnlichen Streichen gespielt hat. *Nemo sic impar sibi. Partez, mon Pere, bien peu d'honnêtes gens peuvent se vanter d'une telle égalité d'humeur Voltairienne.* —

„Am liebsten und häufigsten richtete Voltaire auch in der Unterhaltung seine Ausfälle gegen die berühmtesten Schriftsteller. Man weiß, wie er Rousseau, Maupertuis, Pompidan &c. mit denen er in offner Fehde lebte, behandelt hat; aber auch selbst seine Freunde, Montesquieu, Duclos, Helvetius u. a. schonte er nicht. Die Schrift *de l'Esprit* war eben damals erschienen und hatte in

Paris großes Aufsehen gemacht. Voltaire kritisirte sie mit diesen Worten: *Le titre louche; l'ouvrage sans méthode, les choses communes ou superficielles, et le neuf faux ou problématique.* Duclos, setzte er hinzu, hat dem Helvetius Muth gemacht, das Buch drucken zu lassen; Duclos caustique et dur et de mauvais goût. Dieses Urtheil schien mir sehr wahr. Ich selbst war in Paris Zeuge gewesen, wie Duclos und die übrigen Philosophen sich scheu zurückzogen, als das Ungemitter gegen Helvetius und sein Werk ausbrach. Helvetius hatte sein Buch selbst den Personen von der königlichen Familie überreicht, und war (da er im Dienst der Königin stand) allenthalben sehr gnädig empfangen worden. Ich kannte den B. und freute mich mit ihm. Er war ein vernünftiger, sanfter, allgemein beliebter Mann, dem niemand ein solches Buch zugetraut hätte. Allein wenige Stunden darauf wurden mir im Vorzimmer des Dauphins die Augen geöffnet. Der Prinz kam aus seinem Gemach, hatte das Buch in der Hand und sagte: „er gehe zur Königin, um ihr die „schönen Sachen zu zeigen, die ihr Maitre d'hotel „habe drucken lassen.“ Nun brach der Sturm los, über den Voltaire sich herzlich ergöste. „Der Narr, sagte er, am Hof den Philosophen, und in der Philosophie den Hofmann machen zu wollen!“ Die sonderbarste Aeußerung aber, die ich in Paris über dieses Buch hörte, kam aus dem Munde der J. v. Grassigny (der berühmten Verfasserinn der Cécile und der Peruanischen Briefe.) Sie war die Tante

Tante des Helvetius von mütterlicher Seite; ich glaubte sie parthenisch für ihn zu finden, und fand sie neidisch auf den Ruhm ihres Neffen. „Sollten Sie wohl glauben, sagte sie mir, daß ein guter Theil des Werks und fast alle Noten Kehricht aus meinem Apartement ist? Er hat es aus meiner Unterhaltung zusammengestoppelt, und ein Duzend Bonmots von meiner livree geborgt.“ Voltaire lachte sehr über diese Kritik und erzählte mir eine Menge ähnlicher Züge von Pariser Schriftstellern und schönen Geistern, die alle mehr oder weniger mishandelt wurden, bis auf d'Alembert, la Harpe und noch ein paar seiner enthusiastischen Verehrer. Von den Herren Deguignes und Barthelemi, die keinen Glauben an seine ägyptisch-chinesische Colonie hatten, sprach er mit vieler Verachtung. Die einzige Person, deren er immer mit warmen und uneingeschränktem Lob gedachte, war die Marquise du Chatelet, von der er mehrere Gemälde in seinen Zimmern hatte, und die er mir eins nach dem andern mit den Worten zeigte: Mon immortelle Emilie! — —

Sechster Brief. Ueber einige gewöhnliche Fehler der Sinngedichte. „Man muß wohl auf seiner Huth seyn, wenn man nicht überlistet werden will. Oft blendet das Epigramm durch irgend einen unerwarteten Schimmer, oder durch den Namen eines großen oder doch berühmten Dichters. Vorzüglich galt das von Voltaire, dessen Namen man nur zu hören brauchte, um etwas schönes und vortrefliches zu erwarten. Manches Epigramm
schlüpf

schlüpft ungerügt durch, obgleich der Gedanke entweder falsch ist, oder sich auf ein Wortspiel, einen Gegensatz in Worten u. gründet, Bald ist der Einfall weit her geholt, bald gemein und trivial, kurz die meisten sind entweder schmutzig oder frostig. (i più consistono in una freddura o in una sozzura.) So kann man die hinterlassenen Werke Martials definiren, die ganz allein aus Epigrammen bestehen, die sich größtentheils um Wortspiele, Antithesen und Doppelsinn drehen, und der demohnersachtet ein klassischer Autor ward.“ Auf dieses offenbar allzustrenge und ungerechte Urtheil folgt noch eine sonderbarere Aeußerung; „In der That scheint es mir gegen den guten Geschmack zu seyn, den Epigrammatisten von Profession zu machen, Epigrammen zu Hunderten zu verfertigen, und kein anderes Denkmahl von sich zu hinterlassen. Das Epigrammatisiren muß man wie ein Spielwerk treiben, man sollte nur dann die Feder ergreifen, wenn sich ein Einfall gleichsam aufdringt, wenn uns ein Gedanke wie ein Blitz durch die Seele geht u. s. w.“ Richtig, aber wenn jemand nun solche gute Gedanken zu Hunderten und tausenden hat; (diese Voraussetzung schließt wenigstens keine Unmöglichkeit ein) warum sollte er nicht Epigrammen zu Hunderten machen, und wenn sein poetisches Talent bloß auf diese Gattung eingeschränkt ist; (dieser Fall ist sogar häufig) warum sollte er sich dennoch in andern Gattungen versuchen? Nur dann, wenn er dem Rath des V. folgte, würde er den guten Geschmack beleidigen, nicht aber, wenn er seinem Genie und seiner Bestimmung

stimmung folgt. Ist es erlaubt, ein Epigramm zu machen, so muß es auch erlaubt seyn, ganze Bücher davon zu verfertigen, vorausgesetzt, daß sie gut sind. — Der V. zählt nun, aber auch nicht mit hinlänglicher Vollständigkeit und Schärfe, die Fälle auf, in denen man sich des Epigramms als einer erlaubten Waffe des Angriffs oder der Vertheidigung bedienen dürfe.

Ueber epigrammatische Nachahmer und Plagiatores. „In Frankreich, wo diese Dichtungsart so beliebt ist, werden griechische, römische und andere neuere Dichter ohne Scheu geplündert, weil nur äußerst wenige, außer ihrer Muttersprache, irgend eine andere verstehen. Wie viel fremde Federn könnte man ihren Sängern, wie viel Blumen den Beeten ausrupfen, die in ihren Journales, Almanachen und den unzähligen Sammlungen flüchtiger Poesien blühen! Ich, der ich sie lese und die Originale ein wenig kenne, stoße auf eine Menge, die wörtlich übersezt oder doch nur mit sehr geringen Veränderungen nachgeahmt sind. Die Zeit her fand ich unsere lateinischen Cinquecentisten häufig geplündert, die so viel schöne Distichen und Epitaphien in Hexametern oder Hendecasyllaben im Geschmack der elegantesten Latinität verfertigten. Schade, daß sie ihnen in italienischer Sprache nicht eben so gut glückten. Allein damals herrschte die Nachahmung, ja fast eine abgöttische Verehrung der Alten, und man schrieb und dichtete nur für Gelehrte. Unter den Franzosen sind jenes Jahrhundert und jene Sprache gleichsam unbekannte Länder,

wo sie mit Sicherheit auf Raub ausgehen können. Nun ist es zwar allerdings im Epigramm, wie in der Fabel, erlaubt, fremde Ideen nach seiner Art einzukleiden, allein man muß nicht für den ersten Erfinder gelten wollen. Wer einen fremden Gedanken poetischer einkleidet, ihm mehr Schärfe, Kraft, Anmuth giebt, die Ideen besser ordnet u. d. d. ist allerdings eben so viel und oft mehr Verdienst, als der erste Erfinder, den nicht selten bloß ein glückliches Ungefähr leitete. Noch ist oft Streit über den Vorzug der verschiedenen Arten und Weisen einen Gedanken vorzutragen. Einer verlängert ihn durch Hierrathen, ein Anderer kürzt ihn ab, um ihn kräftiger zu machen. Wer thut am besten? Dieß hängt oft von dem Geschmack des Lesers ab. Boileau zog folgende berühmte Zeilen allen andern Sinngedichten vor :

Ci-gît ma femme, oh qu' elle est bien
Pour son repos et pour le mien !

Denselben Gedanken findet man in folgenden vier Zeilen, aus denen er in jene zwei zusammengezogen ward:

Ci-gît ma femme, ah qu' elle est bien !
Pouvoir-on mieux finir notre peine commune ?
Rien à présent ne l'importune,
Et je crois mon repos aussi grand que le sien.

Dieß heißt nicht plündern, sondern neu machen, indem das erstere ungleich schöner ist, als das letztere. Hier ist meine Uebersetzung:

Mia moglie è qui: oh come ben ci stà,
Per la sua per la mia tranquillità.

Oder will man es noch kürzer?

Oh come ben mia moglie qui sen giace
Per la sua per la mia pace!

Das erstere, weniger kurze, gefällt mir gleichwohl besser. Und warum? O, wer kann immer das warum angeben? Ich sage, es ist mehr nach meinem Geschmack, und der Geschmack legt keine Rücksicht von seinen Urtheilen ab.“

§. 59. Ueber die Nachahmungen der griechischen Anthologie: „In Werken des Genies ist es, wie in Sachen der Mode. Hundert Frauenzimmer setzen einen und denselben Hut auf dieselbe Weise auf, und doch steht er sicher unter allen Einer am besten. Der Grund, der in unendlichen Kleinigkeiten liegt, ist gleichwohl vorhanden, und muß vorhanden seyn, wenn er sich schon nicht in Worten ausdrücken läßt. Die Mode selbst ist oft eine hundertmal copirte Antiquität, und man könnte fast berechnen, wie viel Jahre verfließen müssen, eh ein alter Gebrauch wieder als neu auftreten kann. Oft darf der Zwischenraum nicht einmahl eine ganze Generation betragen. Wir Italiener, die wir an den Anblick alter Statuen, Gemälde, Basreliefs, Medaglien und Kameen gewöhnt sind, sehen oft in Damen, die auf das prächtigste nach der neuesten Mode gepuht sind, wahre Antiquitäten. Unserm Jahrhundert gebührt der Ruhm, sie in die Alterthümer Griechenlands eingeweiht zu haben, und
statt

statt sie à la françoise zu pußen, schmückt es sie à la grecque. Unsere Garderoben sind wahre Anthologien. Die Betrachtung eines Frauenzimmers nach der Mode ist, Dank sey dem Genius unserer Zeit! eben so lehrreich, als die Betrachtung alter Medaillen und Basreliefs, und das, was sonst eine Satyre gegen eine Dame war, ist jetzt ein Lob, nämlich, wenn man sie eine alte Münze nennt. Man darf sich daher nicht wundern, daß ein Epigramm aus der Anthologie für modern gilt, wenn es gut und geschickt vorgetragen, das heißt, in einen gefälligen und eleganten Stuhl gekleidet ist. Dieß ist immer die Hauptsache. Es gleicht dann einer Mode, die eine schöne und reizende Person trägt. Selbst Voltaire verschmähte, als er schon im Besiß manches Lorbeers war, diesen geringern Kranz nicht, und man findet in seinen Werken mehrere Nachahmungen griechischer Sinngedichte u. s. w.“

S. 66. „Die Franzosen sind, vermöge ihrer Lebhaftigkeit und der leichten Wortfügung ihrer Sprache, vorzüglich zum Epigramm geschickt. Vermöge ihrer Trivolität, ihres leichtsinns sind sie überdieß aufgelegt zur Munterkeit und zum Lachen. Es ist nicht wahr, daß sie im vierzigsten Jahre ernst und gesetzt wurden: die Veränderung geschieht immer im Verhältniß der natürlichen Grundlage ihres Charakters, und wenn sie gleich in jenem Alter weniger lebhaft sind, so sind sie doch nicht wie die übrigen Europäer ernsthaft, sondern so wie Franzosen. Nirgend sah ich so viele muntere und
lustige

lustige Alten, und wenn die Senatoren ihren Namen von der Bedachtsamkeit und Ruhe des Alters erhalten haben, so wüßte ich nicht, wie man in ganz Frankreich einen Senat zusammenbringen wollte, wie ich ihn in Venedig und Genua gesehn habe. Wie viel komische Scenen fallen nicht bey ihren Parlamentsversammlungen vor, wie mischte sich das lächerliche nicht immer in ihre Kriege, selbst in den berühmtesten Krieg der Fronde, mitten unter Blutvergießen und die Wuth des Parthengeistes! Zu meiner Zeit erzählte man eine Menge Bonmots, zu denen ein Lit de Justice Gelegenheit gegeben hatte, und gleichwohl ist dieß die höchste und feyerlichste Versammlung der Nation! Sie lieben ein frohes und vognühtes Leben, sind lebenswürdig in der Unterhaltung, die beste Tafel ist ihnen nichts ohne Munterkeit, sie sind in beständigem Treiben nach Galanterie, Wiß, Bonmots, kurz nach Stoff zum Lachen. Eine Buffonerie tröstet sie über das größte Unglück. Dieß scheint das Blut zu seyn, das die ganze Nation durchströmt, und der Lebensgeist, der sie beseelt. Ich liebte sie deshalb, und hätte gern das schöne Geheimniß, das vorzüglich in Paris allen Menschenklassen ein so vognühtes Leben verschafft, mit mir nach Italien genommen. Aber das hieße Paris verlassen, diese aus vielen Städten zusammengesetzte Stadt, oder richtiger, diese Provinz, diese von Mauern eingeschlossene Nation! Man glaube doch den Träumen der neuern Philosophisten von dem allmächtigen Einfluß des Klima nicht. Lutezien war ehemals ein fe-

stes Schloß und der Kaiser Julian fand die Lebensart ernst und streng, und noch vor wenig Jahrhunderten war es die armselige Residenz eines armseligen Königs, der die Herrschaft des Reichs mit einer Menge Suveräne theilte, und heut zu Tage herrscht Paris auch ohne König nicht allein über alle seine Provinzen, sondern über alle Nationen, die hier ihre Colonien haben, so wie umgekehrt Rom seine Colonien aussendete. Mir schien Paris nicht allein die Hauptstadt von Frankreich, sondern von ganz Europa. So wie es von der einen Seite ein Auswuchs des Reichs, ein Geschwür ist, das die Lebensfäfte desselben verschlingt und verdirbt, so hat doch auch von der andern die große Bevölkerung, der große Luxus, der Handel, die Menge der Theater, Akademien, Schulen, Manufakturen u. s. w. auf Einem Plage, viel Schönes und Gutes hervorgebracht, und den Talenten aller Art neue und unermessliche Laufbahnen geöffnet. Mit Erstaunen betrachtete ich oft die Waaren, die von hier aus in alle vier Welttheile versendet werden. Auf Karossen, die eben abgingen, stand: à Petersbourg, auf Ballen Büchern à Quebeck, auf Kisten mit Stoffen *ic.* à Vienne, Londres, Stockholm etc. Von hier aus verbreiteten sich durch das ganze Reich nicht allein Moden, sondern auch Sitten, Gebräuche, Maximen und Grundsätze, so daß heut zu Tage zwischen Personen, die in Bretagne und Normandie, und andern, die in Provence und Languedoc erzogen worden, sich sehr wenig Verschiedenheit findet, wie ich auf meiner Reise selbst beobach-

beobachtete, als ich absichtlich diese in Rücksicht auf Klima und Ursprung so verschiedenen und entgegengesetzten Provinzen besuchte. Doch besaßen die Franzosen einen, von Paris unabhängigen, allgemeinen Charakter von Reiztheit, Muth und Ungestüm, den schon Cäsar und Tacitus an ihnen bemerkten, und den Italien in den neuern Einfällen französischer Heere erfahren hat. Es ist wahr, diese Flamme verlodert schnell, diß beweist schon der Ungestüm und die Glut derselben, die nicht von Dauer seyn können, so wie ihre Unsähigkeit zur wahren Kriegszucht, der die Deutschen sich aus Phlegma, und die Italiener, Spanier und Engländer aus Ueberlegung unterwerfen. (!) Zwar bemerkt man einige Verschiedenheiten des Charakters und der Physiognomie unter den Bretaguern, Normannen, Picards und den Bewohnern der südlichen Provinzen, aber weit größer ist die Verschiedenheit zwischen den Franzosen im Ganzen genommen und den übrigen Europäern. Ihr auszeichnender Charakter ist Lebhaftigkeit, Veränderlichkeit, Lustigkeit, Fröhlichkeit, die aber nicht selten in Verwegenheit, Unbesonnenheit, Insolenz, Uebermuth, Einbildung, Leichtsinns und Bißigkeit (*mordacità*) ausarten. Lebhaftigkeit aber ist und bleibt die Hauptgrundlage aller ihrer guten und bösen Eigenschaften. Diese neigt sich gewöhnlich zur Munterkeit und zum Lachen; daher ihr Hang und ihr Wohlgefallen an Bonmots, Satyren, galanten oder spöttischen Versen. Auch hierin zeichnen sie sich von andern Nationen aus. Von keiner gelten die Weiber

so viel, und nirgend sind sie gleichwohl so sehr der ewige Gegenstand der Satyre. Seit Moliere ist der Ehestand ein Object der allgemeinen Verspottung. Boccaz und nach ihm die ersten Komiker des 15. Jahrhunderts schilderten auch bey den Italienern unanständige Scenen, die die Ehe in ein lächerliches Licht setzten; aber diese weniger frivole, gefestere Nation fand nicht so allgemeines, nicht so beständiges Behagen an dieser Entweihung, als die Franzosen. Bey diesen herrscht der Unsinn noch und steigt immer höher, das heiligste und sanfteste gesellschaftliche Band den Verbundenen gleichsam zur Schande anzurechnen, so daß sie gezwungen sind, selbst über die ernsthafteste und wichtigste Angelegenheit des Lebens zu lachen, wenn sie nicht wollen, daß man über sie lachen soll. Wenn Ausländer ihre Dichter und Romanschreiber lesen, so müssen sie glauben, in Frankreich wären alle Ehemänner gleichgültig, und alle Ehe weiber ausschweifend: die schöne Frucht ihres übertriebenen Hanges zum Lustigmachen! Allein, wenn man auch nur kurze Zeit unter ihnen lebt, so bemerkt man bald das Gegenteil, und ärgert sich über die Frivolität, deren sie sich selbst anklagen, ohne sich jemals zu bessern. Dieser Gegenstand allein hat bey ihnen tausend Epigrammen hervorgebracht, die aber größtentheils eben so sehr gegen den guten Geschmack, als gegen Anstand und gute Sitten verstoßen. Ein Meister in diesem Fache ist der Marquis de Villette, der Erbe Voltairs, der aber nicht die Anmuth, sondern nur etwas von der Ekurrilität seines Geistes und seiner

seiner Manier geerbt hat. Seine epigrammatischen Gedichte haben etwas Plumpes, sind weitichweifig, und bloß gereimte Prosa.“

S. 74. „Der Nationalcharakter der Franzosen drückt sich auch ihren Tisch- und Trinkliedern ein, die so häufig gesungen werden, und von Mund zu Mund gehen, so wenig auch die Nation im Ganzen Anlage zum Singen hat. Ohne sich zu kümmern, was ein feines Ohr dabey leidet, stimmt jeder Franzos fest sein Liedchen an, weß Alters und Standes er auch seyn mag. Selbst die gefestesten, übrigens ganz unmusikalischen Damen, wie die berühmte Sevigné, wollen doch wenigstens eine Modearie wissen, die sie oft, aber ohne alle Prätension wiederhohlen. Auch Greise mit rauhen Kehlen vergessen ihrer Jahre, stimmen ihr Liedchen an, und fürchten nicht, welches anderwärts unausbleiblich der Fall seyn würde, sich lächerlich zu machen. Werden Sie mir glauben? selbst an der feyerlichen Tafel eines vornehmen französischen Ambassadeurs, jetzt berühmten Staatsministers, stimmte täglich beym Dessert ein alter Edelmann aus seiner Suite, mit dem Pokal in der Hand, äußerst rauher Stimme und im falschen schneidenden Tone, ein Liedchen mit einem Refrain von Gregoire und Gregoire, das kein Ende nahm, an. Dieser Edelmann war der Topas der Bankete Sr. Excellenz. Oft mußte ich lachen, wenn ich bey solchen Gelegenheiten, bloß weil ich ein Italiener war, durchaus Musik verstehen sollte. Kein Mensch ließ sich ausreden, daß die Italiener von Natur kerchen

und Nachtigallen wären, denn la musique Italienne war ja zum Sprichwort unter ihnen geworden! Wie oft wurde ich sehr höflich ersucht, mich hören zu lassen, und sie vergaßen den ihnen sonst nichts unbekannten satyrischen Einfall gegen die Jesuiten (die sich des Chors und der Psalmodie der übrigen Religiosen nicht bedienten): daß die Raubvögel nicht singen! Mehr als einmahl antwortete ich auf diese Aufforderungen, man erzeige meiner Nation zu viel Ehre, wenn man sie für so musikalisch halte; außer dem Theater und den Kirchen wären wenig Personen so verwegen, dieses so schwere Metier zu treiben, wodurch man sich, wenn man nicht reüfirt, so leicht lächerlich machen könne. Etwas anders, fuhr ich fort, ist es bey den Franzosen. Diese sind alle Sänger von Profession, scheuen dabey die Kritik der Kunstverständigen nicht, singen Alle und allenthalben, ja sie rauben selbst ihren Künstlern ihren Ruhm, indem in den Opern oft das ganze Parterre mit in eine Arie einfällt. Wir Italiener singen weder im Theater noch bey der Tafel. Ja, unterbrach mich jemand, das wissen unsere Minister wohl, und wenn sie den Verlust einer Schlacht befürchten, so sorgen sie im voraus für ein paar sangbare Chansons, die das Publikum bey guter Laune erhalten.... O wie leicht und gemächlich ist doch die Regierung einer Nation, der man durch ein solches Divertissement ihr Unglück, ihre Lasten und die Würde des monarchischen, ja oft selbst despotischen Joches vergessen machen kann! Bey andern Nationen, die weniger natürlichen Leichtsinns
und

und weniger Munterkeit besigen, würden ähnliche Versuche wohl schwerlich gelingen. Den den Franzosen aber erzeugt und verstärkt dieser Hang die Geselligkeit, die Zusammenkünfte, Festins, die Schauspiele u. s. w. In England bringt die Politik, in Holland der Handelsgeist, in Deutschland das Spiel und der Wein die Menschen zusammen; in Italien und Spanien kommt man zusammen um zu murren und zu raisonniren: in Frankreich allein sucht man sich zu erheitern und zu belustigen. Dieß gilt nicht allein von Paris, sondern von dem ganzen Reiche, und diesen Geist der Geselligkeit zu nähren, nehmen sie mit jedem Chanson, mit jeder Nouvelle des Mercur, den Quodlibets, Enigmes, Rebus, Charades, Calembourgs etc. vorlieb. Kein anderes Volk hat so eine glückliche Laune, ist so liebenswürdig im Umgang, so gefällig. Ja, sie lachen oft herzlich über sich selbst, und spotten nicht allein über die französische légèreté, frivolité, inconsequence, sondern auch über ihre étourderie, fatuité, impertinence, pétulance, folle etc. Vielleicht dürfte jemand einwenden, die Italiener und die übrigen Europäer wären nur entfernt von einer solchen komischen Scharlatanerie oder Bisarrerie, wir verstünden uns besser, jedes Ding am rechten Orte und zu rechter Zeit zu thun, wir wüßten, wo Ernst und wo Scherz hingehöre, kurz wir wären Männer und keine Gaukelpuppen oder Affen. Allein dagegen streitet die große Autorität eines Philosophen und Gesetzgebers, von dem man doch erwartet, daß er sich über Nationalvorurtheile

erhebe. „Wenn der Mensch ein geselliges Wesen ist, sagte er, so verdient der Franzose vorzugsweise Mensch genannt zu werden“ (*Le françois est l'homme par excellence!*) Sollte man glauben, daß ein Ausspruch dieser Art in — Montesquieu steht? Hierin aber stimmt ihm die ganze Nation bei, und daher kommt das berühmte Sprüchwort: „in Paris lebt, anderwärts vegetirt man.“ Dieß glaubt man denn auch ganz treuherzig in Frankreich; drum läuft alles nach Paris, und in den Provinzen schämt sich Jedermann, wenn er nicht wenigstens einmahl dort gewesen ist. Diese Provinzen betrachten sich gleichsam als strafbar, wenigstens beklagen sie es, daß sie nicht Paris, oder doch zu entfernt von diesem Mittelpunkt irdischer Glückseligkeit sind. Für dieses Unglück kennen sie nur Einen Trost, wenn auch nicht Pariser, doch Franzosen, das heißt Bewohner des ersten Reichs der Welt, des Musterlandes aller übrigen zu seyn. *La politesse, l'art de plaire, la grace, les manieres, le savoir vivre* und hundert ähnliche Ausdrücke, an denen ihre Sprache einen Ueberfluß hat, führen sie beständig, und sie ausschließend im Munde. Immer vergleicht sich der Franzose mit den Ausländern, und immer zieht er sich und alles, was ihn umgiebt, vor. Ein lebenswürdiger Mann zu seyn, gilt mehr als Rechtschaffenheit und Verdienst; wer nicht gefällt und unterhält ist ein Pedant. Die häßlichsten, ungestalttesten Personen thun nicht auf das Gefallen Verzicht; jeder wendet den größten Fleiß auf die Cultur des Körpers, auf Bewegun-
gen,

gen, Gang, Kleidung, jeder will eine angenehme Figur spielen, jeder sucht sich so viel möglich eine offene, frische, lachende, einnehmende Physiognomie zu geben. Er hat guten Ton ist das größte Lob, das man einem Menschen beylegen kann, obgleich dieser Ausdruck eben so dunkel und schwankend ist, als: Ton der guten Gesellschaft; zumahl, da er wie eine Mode wechselt, und jede Klasse der Gesellschaft allein Anspruch drauf macht. Die Hofleute, die Offiziere, die hommes de lettres, alle glauben ihn allein zu besitzen, vorzüglich die Damen von der großen Welt, und Paris; dieß zur Glückseligkeit ihnen so unentbehrliche Paris, daß einst eine Dame im Gefühl seines hohen Werthes ausrief: „Paris in dieser Welt, und in jener das Paradies.“

Zehnter Brief. Ueber das Verhältniß der italienischen zur lateinischen Sprache in Rücksicht auf das Epigramm. Der V. gesteht selbst, daß es fast unmöglich sey, eine lateinische Zeile durch Eine italienische auszudrücken. Dieß erfuhren auch die besten lateinischen Dichter des 15. Jahrhunderts, die gewöhnlich ihre Verse selbst in das Italienische zu übersetzen pflegten. So sind z. B. die schönen Epigramme von Navagero (Lufus) ohne Vergleich besser im lateinischen als im Italienischen. Den andern neuern Sprachen aber wird diese letztere von Bettinelli, wie man erwarten kann, weit vorgezogen. Seine Urtheile über das Französische und Deutsche sind zum Theil sonderbar genug. So behauptet er unter andern, „es sey gewiß, daß die

Franzosen anfangs alle Buchstaben, die sie jetzt noch schreiben, aber in der Aussprache unterdrücken, ausgesprochen hätten z. B. be-a-u-co-up, to-u-jo-urs, A-o-ust!!“ Viele Monosyllaben bewiesen immer, daß eine Sprache noch roh und unausgebildet, oder doch ihrer Natur nach keine sonderlichen Harmonie fähig sey. „Das Deutsche und noch „mehr das Englische ist voll einsylbiger Wörter. „God, man, bread — Mond, ~~K~~ (Kopf) Prot „(Brod) Bain (Wein) und im Franz. pain, vin, „cau und hundert andere haben weder eigenthümliche Farbe noch Charakter, wenn sie nicht von „Beywörtern unterstützt werden. Man vergleiche „damit die italienischen Worte Iddio, uomo, „cielo, mare, vino, fuoco etc. die alle Charakter und mahlerische Physiognomie besitzen. „Que due o aperti di fu-o-co non fan sentir „la forza, non chiamano e scuotono a così „dire? Nel cupo del tuono mi par trovare „una pittura, così *grandine* ha dello strepito „col *gran* e la caduta col *dine* *Tonnère* et „grêle dipingono, ma son ben inferiori.“! S. 106. rügt der B. einen lächerlichen Fehler von Marmontel, der in der Encyclopädie behauptet hatte, die o in den Wörtern Capitano, mano, invano, Cristo, acquisto, misto in der ersten Stanze des Tasso wären stumme o, wie das End e der französischen weiblichen Reime — Allein hat er in seinen fecken Aussprüchen über das Englische und Deutsche, das er noch weit weniger zu kennen scheint, als Marmontel das Italienische,

nich,

nicht ähnliche Sünden begangen? Begründeter sind seine Bemerkungen über das Unpoetische und den Prosaismus der französischen Verse und Diction. S. 109. „Ist es wahr, daß ein Madrigal, eine Grabchrift, oder irgend eine Inschrift ausnehmend schön seyn muß, um auf Beyfall Anspruch machen zu dürfen; welche Politur, welche Anmuth der Diction, welche Leichtigkeit und Ungezwungenheit des Ausdrucks wird nun nicht das Epigramm bedürfen, das mehr als jede andere kurze Composition den Dichter nöthigt, einen bloßen scherzhaften Einfall, einen höchst einfachen nackten Gegenstand durch die Reize der Sprache zu schmücken, um ihm eine hervorstechende Schönheit zu geben. Freylich ist es nur eine Kleinigkeit, aber desto mehr bedarf es des Talentes und Styls, um Vergnügen zu machen, so wie Miniaturgemälde nicht den geringsten Flecken und Fehler vertragen, sondern nothwendig das schönste reinste Colorit haben müssen. Diese Eigenschaft aber findet man bey französischen Dichtern, denen ihre unpoetische Sprache im Wege steht, äußerst selten. In den höhern Dichtungsarten zumahl, als der Ode &c. sind die Werke ihrer bester Dichter voll prosaischer Stellen, die schlechterdings unerträglich seyn würden, wenn man sie in das italienische oder eine andere poetische Sprache wörtlich übersetzen wollte. Eine von den schönsten Episteln Voltaire's ist diejenige, die sich anfängt: O maïson d'Aristippe, O Jardins d'Epicure etc. Die Beschreibung seines Landguts und des Genfersees ist eine der poetischsten Stellen, die man irgendwo findet:

D'un tranquille océan l'eau pure et transparente,
 Baigne les bords fleuris de ces champs fortunés:
 D'innombrables coteaux ces champs sont couron-
 nés;

Bacchus les embellit; leur insensible pente
 Vous conduit par degrés à ces monts sourcilleux
 Qui pressent les enfers et qui fendent les cieux..

Aber wie will man den folgenden Vers übersetzen:

Le voilà ce théâtre et de neige et de gloire..

und noch mehr die folgenden; O bizarre Amé-
 dée, wo der Ausbruch ohne Uebergang aus dem
 Erhabenen in das Profaische und selbst in das Tri-
 viale und Possirliche fällt? Nachdem er den Lorbeer
 der griechischen Sieger bey Marathon auf das edelste
 besungen hat, setzt er hinzu, dieß ist ihr Diadem,

— — ils en font plus de compte

Que d'un cercle à fleurons de marquis et de comte..

Und so geht es abwechselnd weiter. Die schönste
 Poesie ist mit der niedrigsten Prosa vermischt. Vol-
 taire kannte seine Sprache und Nation, die an die-
 se Armuth edler Ausdrücke gewöhnt sind und eine
 solche Mischung vertragen. Er kannte überdieß den
 Hang seiner Landsleute zur Lustigkeit, bey dem sie
 die Verbindung des Scherzes und der Satyre selbst
 in der Behandlung der edelsten und erhabensten Ge-
 genstände nicht allein verzeihen, sondern sie beynähe
 von dem Dichter forgn. — — (S. 153.)

Die satyrischen, burlesken, so wie die galanten
 Sinngedichte machen weniger Ansprüche auf Poesie,
 als die zärtlichen, moralischen, philosophischen,

und

und komischen; kein Wunder daher, daß die Franzosen, deren prosaische Sprache, sowie ihr munterer Geist sich mehr zu jenen neigen, auch einen großen Ueberfluß daran, so wie an den letztern einen großen Mangel haben. Ihnen genügt der einfache, ungeschminkte Ausdruck eines flüchtigen Scherzes und eines überraschenden Einfalls. Die Schwierigkeit des Reims, mit denen ihre Sprache kämpft, macht überdies, daß sie wortreich werden, und sich manchen Pleonasmus, manche ganze und halbe Flüchtigkeitszeile erlauben. Die Declamation ihrer Verse entspricht dem Inhalt und Ausdruck derselben. Wer Verse sowohl als Prosa nach ihrem Geschmack vorlesen will, der muß sich eines höchst einfachen und einförmigen Tones befleißigen. Sie hassen alles, was wie Prätension aussieht, so sehr, daß ihr Widerwille gegen alle Affektation selbst zur Affektation wird. Ich konnte wenigstens darin nie Natur finden, so sehr sie sich auch Mühe gaben, natürlich zu scheinen. Doch ist nicht zu läugnen, daß sie selbst aus der Unvollkommenheit ihrer Sprache manchen reellen Vortheil zu ziehen gewußt haben, und daß ihre Schriftsteller in allen Gattungen, wo die sogenannte familiäre Sprache (in Fabeln, Briefen, Dialogen) an ihrem rechten Orte ist, Meisterstücke geliefert haben, dergleichen keine andere neuere Sprache aufweisen kann. Die Epîtres von Gresset, Voltaire, Bernard, Dorat u. a. sind einzig in ihrer Art.“

Ueber Goldoni finden wir S. 215. eine Aeusserung, die uns desto mehr bestreundete, da wir sie nicht

nicht allein zuerst, sondern auch einzig und allein von einem Italiener, einem Landsmann des neulich verstorbenen Dichters hörten. „Goldoni, sagt unser B. ward durch seinen Bourru bienfaisant in Frankreich zum Terenz, nachdem er bis in sein hohes Alter in Italien Plautus gewesen war. Ich nenne dieses Lustspiel sein, obgleich Personen, die ihn genau kannten, nicht begreifen, wie er, der der französischen Sprache so wenig kundig, und mit dem Geist des höhern und feinern Lustspiels so wenig vertraut war, auf einmal und in seinen Jahren sich einen Styl erwerben können, den nie ein Italiener, wenn er gleich von früher Jugend auf diese Sprache getrieben, erreicht hat, und wie er jenes Lustspiel mit einer Regelmäßigkeit, Feinheit und in einem so guten und reinen Geschmack vollenden können, der nicht das geringste mit der Manier gemein hat, der er so lange Jahre hindurch und in einer so großen Anzahl dramatischer Werke treu geblieben war.“

Wir kommen nun auf den Haupttheil des Buchs, die Sinngedichte des B., bey dem wir uns aber aus guten Gründen nur kurz verweilen werden. Der größte Theil derselben besteht aus Uebersetzungen und Nachahmungen griechischer, lateinischer, meistens aber französischer Epigrammen, unter denen sich die wenigen eigenen Erfindungen des B. ganz verlieren, zumahl da es ihm nicht gefallen hat, sie näher zu bezeichnen und von den Nachahmungen zu unterscheiden. Einige wenige Proben werden hinreichen, Kennern der italienischen Sprache ihren

Werth

Werth oder Unwerth zu zeigen. Epigrammen, die Empfindungen, Bemerkungen, moralische Züge und Sentenzen enthalten, die sich mehr dem Madrigal, dem Liebe nähern, sind ihm meistens, und oft in einem hohen Grad gelungen; desto weniger glücklich ist er, unserm Gefühl nach, in den bloßen Spielen des Witzes gewesen. Die meisten Einfälle haben unter seiner Bearbeitung mehr Politur und Glanz erhalten, aber ihren Stachel, die seine Spitze ganz oder doch zum Theil eingebüßt. Zuerst geben wir ein paar Beispiele von eignen Epigrammen, wiewohl wir aus dem angeführten Grunde bloß Vermuthungen folgen können.

D'un bell'abito rosso a un Cavaliero
 Presa misura il Sarto se n'è andato:
 Chiamatel', grida il Conte, che ho scordato
 Farla pur prender d'un vestito nero.

Amore con maschera di Satiro.

- A. Chi sei maschera oscena ed impudente?
 B. Non riconosci un Nume a te presente?
 A. Ah non sei certo un greco nume antico.
 B. Fatto moderno ho tutto il mondo amico.
 A. Jo t'odio come un satiro lascivo.
 B. Pure sempre a tutti caro e vissi a vivo.
 A. Oh l'impostor.
 B. Eppur ognun mi loda,
 Son detto Amore, e son l'Amor di moda.

Auf einen Autor, der eine Menge Anzeigen von
 seinem neuen Werke drucken ließ.

Si,

Sì, legge nel cervello
Vendervi del Sempiterno
E non farvi novella :
Ma che si vendia è vero?

Der Hoge Rathsherr.

Alla sua figlia Irene
Dacca Jacopo Andergha,
Prender marito è bene,
Ma non prender è meglio.
Ed ella a lui, d'istante
Parlare, ed io v'immena,
Facciamo al bene intanto,
Al meglio or non prenda.

All' autor des Journal.

Va un Giornalista avaro,
Che s' domi è suo mestiere
Di dispensar la gloria ;
Risponde a lui la storia,
Tanta ne dona altrui
Che non ne resta a lui.

Zuf eine Beschwörrin.

Perchè mai Madonna Tessa
Chiedi, amico, sì sovente,
E sì a lungo si confessa ?
Io tel dico immantimente,
Ella parla di sè stessa.

Nun auch einige Beispiele von Nachahmungen.
Eine glückliche Beschreibung des Epigramms ent-
hält folgendes lateinische Distichen :

Omne

Omne epigramma fit instar apis ; fit aculeus illi,
Sint sua mella et fit corporis exigui.

Die Uebersetzung von Wieland übertrifft noch das
Original :

Das Sinngebicht muß gleich der Biene seyn,
So süß wie sie, so stechend und so klein.

Bettinelli giebt es so :

Qual ape ogni epigramma
Suo pungol abbia acuto,
Di dolce mel sua dramma,
E corpicciul minuto.

Unserm Gefühl nach hat folgendes schöne Gedicht-
chen sehr in der Uebersetzung unsers B. verloren :

P. Que fais - tu dans ce bois plaintive tourterelle?

T. Je gemis, j'ai perdu ma compagne fidelle,

P. Ne crains - tu pas que l'Oiseleur

Te fasse mourir comme elle?

T. Si ce n'est lui, ce sera ma douleur.

Tortor dolente a che mettendo lai

Per questi boschi vai?

Perdetti, ahimè, l'amica mia fedele.

E non temi tu pur l'armi omicide

Del cacciator crudele?

Ah senza lui già il mio dolor m'uccide.

Noch stellen wir einige französische und lateinische
Epigrammen und Madrigale neben die Nachahmun-
gen unsers B., über deren Werth wir den Lesern das
Urtheil überlassen :

Hippolita Torella an ihren abwesenden Gatten vor
dessen Gemählde von Raphael.

Sola tuos vultus referens Raphaelis imago
Picta manu curas allevat usque meas ;
Huic ego delicias facio, affideoque, jocosque,
Alloquor et tanquam reddere verba queat,
Assensu nutuque mihi saepe illa videtur
Dicere velle aliquid et tua verba loqui :
Agnoscit, balboque patrem puer ore salutar,
Hoc solor longos decipioque dies.

Pinta da Rafael tua immago sola
Tempra gli affanni miei,
Fo vezzi, e giuochi, e rido e parlo a lei
Qual s'abbia la parola:
Parmi non so che spesso
Dirmi, e far cenni in tuo linguaggio espresso;
Ravvisa il padre in quella tela muta
Il fanciul balbettando e lo saluta,
Così consolo, e vo facendo singanno
Ai mesti giorni che sì lenti vanno.

Qu'est ce qu' Amour ?

C'est un enfant mon maître,
Et qui l'est, belle Iris, du Berger et du Roi ;
Il est fait comme vous, il pense comme moi,
Mais il est plus hardi peut-être.

Cos' è Amore ?

E un fanciul, ch' è mio Signore;
Come del Re pur anco e del pastore :
Tutto, Clori gentil, somiglia a voi,

Bettinelli Sinngedichte.

51

Sol ne' pensieri tuoi
Ci va del par con me :
Ma forse un po' più ardimentoso egli è.

Notre Curé crie et s'emporte,
Il me défend d'aimer Lubin,
Il me dit d'aimer mon prochain,
Et Lubin demeure à ma porte.

Mamma, perchè gridare,
Ch' a Tirsi io parlo tanto?
Voi dite pur ch' ho il prossimo ad amare,
Ma la casa di Tirsi è qui da canto.

Volez papillon libertin :
Aux fleurs de nos vergers le printems vous rappelle,
Plus pressant qu' amoureux, plus galant que fidele
De la rose coquette allez baiser le fein,
D'aimer et de changer faites - vous une loi,
A vos douces erreurs consacrez votre vie :
Ce sont là des conseils que j'aurois pris pour moi,
Si je n'avois point vu Silvie.

Va pur vaga farfaletta,
Or a questo or a quel fiore,
S'inconstanza ognor t'alletta,
Cambia oggetto e cambia amore;
Anch' io così farei,
Se Silvia non vedezn questi occhi miei.

Bettinelli macht den französischen Epigrammatisten,
und nicht immer ohne Grund, den Vorwurf, daß
sie den Anstand, die Sittsamkeit und den guten

Geschmack oft allzu gröblich beleidigten; allein er selbst hat sich von diesem Fehler nicht ganz frey erhalten. *J. V. S.* 134. *Presso ad entrar nel letto nuziale etc.* und gar *S.* 190.

A un poeta di gran fama
 Scappa un peto innanzi a Dama.
 Ei quel suon scoprir si affanna
 Dimenando pur la scranna,
 Ma la Dama a lui rivolta,
 Dice, amico, questa volta
 Benchè bravo e pronto vate,
 Voi la rima non trovate.

III.

Zerstreute Blätter von J. G. Herder.
 Fünfte Sammlung. Gotha 1793.
 376 S. 8.

Die vierte Sammlung der zerstreuten Blätter beschäftigte sich größtentheils mit Gegenständen aus der morgenländischen Litteratur. In der gegenwärtigen kehrt der berühmte Verfasser auf vaterländischen Boden zurück, und unterhält seine Leser von Menschen und Gesetzwirken, die sie in mehrerer Rücksicht zu lebhafterer Theilnahme auffordern, wenn gleich zwischen dem Entstehen, der Existenz, dem

dem Genius und zum Theil selbst der Epoche ihrer Wirksamkeit, und zwischen uns, unsern Ideen und unmittelbaren Bedürfnissen mehrere Jahrhunderte inne liegen. Wenn ein Mann von Geist, tief eindringenden und vergleichenden Blick auch die entfernteste Vorwelt schildert, so wird doch sein Gemälde seinen Zeitgenossen äußerst lehrreich werden; wie vielmehr erst dann, wenn die dargestellten Gegenstände, die dem Staub und der Vergessenheit entzogenen Compositionen, aus Zeiten stammen, die mit den Begebenheiten und Revolutionen ihrer Tage mehr als Eine große und auffallende Ähnlichkeit haben!

Der erste Abschnitt dieses Bandes enthält einige ausgewählte Dichtungen des berühmten J. B. Andréa, unter der Aufschrift Parabeln. Dieser vortrefliche, aber mehr von seinen schwachen als seinen bessern Seiten bekannte Kopf gab 1619 zu Strassburg *Mythologiae christianae sive virtutum et vitiorum vitae humanae libri tres* heraus; eine Sammlung Dichtungen oder Apologen, wie er selbst sie nannte. Schon 1786 erschien, auf Herrn Herders Veranlassung und mit einer Vorrede von ihm, eine Auswahl der bessern Stücke in einer guten Uebersetzung, die jedoch wenig bekannt war. Herr H. hatte selbst in seinen jüngern Jahren eine Anzahl derselben übersezt, und aus diesen wählte er die hier zusammengestellten Stücke. Ueber den Werth derselben können wir mit Hrn. H. nicht ganz übereinstimmen. Sie sind nicht allein keine Muster der Composition in ihrer Art (dies räumt er selbst

ein): sie sind, als Werke der Dichtung betrachtet, in jeder Rücksicht höchst fehlerhaft, ohne diese Fehler durch irgend eine Schönheit zu ersetzen. Aus jedem Stück leuchtet Andreas edle, menschenfreundliche Seele, seine genaue Bekanntschaft mit dem Geist, den Mängeln und Bedürfnissen seines Zeitalters, sein heller Blick in die verborgensten Quellen des Uebels, sein Haß gegen das Laster, den Despotismus aller Art, seine Liebe zur Tugend, Weisheit, vernünftiger Freyheit hervor; aber fast jedes Stück ist auch ein Beweis, daß er nicht zum Dichter geboren war. Seine ohne Ausnahme verunglückten Fiktionen unterstützen, beleben und erleuchten nicht seine an sich wahren, zum Theil feinen und treffenden Bemerkungen, Lehren und Sittensprüche. Die Moral wird vielmehr durch dieselben in ihrer Wirkung geschwächt, so wie eine plumpe und ungeschickte Rüstung die Kräfte des Streiten den mehr lähmt, als stärkt. Zu den Namen Parabeln sind sie wir errathen kaum wie gekommen. Parabel, sagt Herr H. ist eine Gleichnißrede, eine Erzählung aus dem gemeinen Leben, mehr zur Einkleidung und Verhüllung einer Lehre, als zu ihrer Enthüllung. Selbst nach dieser Erklärung, gegen die doch so manches einzuwenden wäre (gehört es zum Wesen der Parabel, daß sie ihren Stoff aus dem gemeinen Leben wählt? — ist ihr Zweck wirklich Verhüllung statt Enthüllung?) selbst nach dieser Erklärung verdienen Andreas Dichtungen nicht den Namen von Parabeln. Sie bestehen dem allergrößten Theil nach aus verstimmelten Handlungen

langen und Dialogen allegorischer Wesen, personificirter Abstractionen, mit der gewaltsamsten Mishandlung der Wahrscheinlichkeit, ja bisweilen selbst der Möglichkeit.

Der Ruf, erzählt Andred, brachte einst die Bilder berühmter und unberühmter Männer auf den Markt; Männer, die die Landschaft mit dem schärfsten Blick ansahen; Männer, die mit Fernglas und Zirkel das ganze Naturgebäude maassen; Helden mit der nachsehendsten (?) Kunst Apelles gemahlt u. s. w. Von ohngesähr kam die Gegenwart der Dinge auf den Markt, betrachtete die Bilder der Berühmten mit Lachen, und manche Bilder der Unberühmten mit Mitleid. „Wie manchen ruhmwürdigen Mann vergessen wir, senzte sie; wie manchen ziehen wir hervor, der ins Dunkel gehörte.“ Sehr wahr; aber was hat diese Wahrheit durch die ärmliche Fiction, wenn sie überhaupt auf diesen Namen Anspruch machen kann, an Licht, Klarheit, Ueberzeugungskraft gewonnen? Wo wäre hier die Gleichnißrede, nicht einmal Allegorie noch Emblem: nichts als frostige, abentheuerliche Personification.

Einige Fremde wandelten im Garten der Wollust und geriethen in unterirdische Grotten, wo sie von spritzenden Röhren durchnäßt wurden. Die nur von Eitelkeit, Trägheit, Geschwäßigkeit, Meinungssucht bespritzt waren, wurden bald trocken, und ihre Kleider hatten keinen Schaden. Die Hochmuth, Gelz, Neid, Unmäßigkeit genest hatten, trockneten langsamer; ihre Kleider verloren den Glanz. Die endlich Wollust und Blutdurst

Sonder zerstreute Blätter

... hatten, mochten lange und oft ihre Klei-
 der an Feuer hängen; die Kleider schrumpf-
 ten und behielten ihre Flecken. — Es
 ... für den Geschmack und die Ein-
 ... der, wenn wir ihnen die Fehler dieser
 ... verunglückten Allegorie erst weitläufig aus-
 ... setzen wollten. Aber auch der Gedanke
 ... ist falsch. Wie? die Menschen würden
 ... von Eitelkeit, Trägheit, Meinungssucht
 ... als von Geiz, Neid, Unmäßigkeit? Geiz
 und Neid wären minder große und verderbliche
 Laster, als Wollust? Wollust, ein Zweig der
 Unmäßigkeit, wäre schlimmer, als der ganze
 Stamm?

Wo möglich noch widersinniger ist folgende
 Fiction. Den Schriftstellern ward durch einen
 höchsten Befehl geboten, daß künftig jeder nichts
 als in und aus seinem Fache, von seiner Facultät
 und Handwerkswissenschaft schreiben, niemand aber
 sich mit Politisiren, mit Raisonniren über Welt-
 handel und Sitten der Zeit abgeben sollte. Das
 thaten sie nun treulich; vom Geist der Zeiten ward
 nichts gesagt, oder doch nur hier und da mit Zit-
 tern und Zagen ein verstohlener Wink gegeben. Die
 Nachwelt hörte das und staunte. Sie bat einige
 rechtschaffene Männer zu sich und flehte sie ängstlich
 an, sie möchten sich ihrer erbarmen, und ihr mit
 männlicher Wahrheit und edler Freyheit unverfälsch-
 te, nicht trügliche Waaren zukommen lassen u. s.
 w.!! Bey einer Appellation der Gegenwart an
 die

die Nachwelt läßt sich etwas denken; diese läßt sich begreifen; aber umgekehrt?

Eine große Wahrheit ist es, daß „wenn die Unwissenheit nur erst ausgerottet ist, nichts schwächeres auf der Welt ist, als das Reich der Gewaltthätigkeit, der Lüge und der Verstellung.“ Allein, welche eine ungeschickte Dichtung entlehnte Andred von Thomas Campanella, diese Wahrheit zu versinnlichen! Herkules findet bey einem Besuch auf der Erde drey verderbliche Ungeheuer, Tyrannen, Sophisterey und Heuchelen. Alles, was er gegen sie thut und unternimmt, ist vergeblich. Endlich nimmt der Tapfere sich einen Streitgehülfen, den Weisen, und zerstört gemeinschaftlich mit ihm die Unwissenheit! Freylich konnte der Tapfere ohne Hülfe des Weisen in diesem Geschäfte nichts ausrichten; aber wozu bedürfte der Weise des Beystandes des Tapfern? Ist der thätige Weise nicht selbst ein moralischer Herkules, der die physische Kraft entbehren kann? Und ist er anders ein wahrer Welser, selbst dann, wenn sie ihn zu Diensten stünde, gewiß verschmähen würde.

In der Nachschrift zu diesen sogenannten Parabeln, macht Hr. S. einige gute Bemerkungen über den Geist und Geschmack des Zeitalters, in welchem und für welches Andred schrieb. „Embleme waren sehr beliebt. In Italien und Spanien war die Periode der großen Dichter vorüber; dagegen war theils aus ihren Werken, theils aus den Gemälden mancher großen Künstler eine Liebhaberey an Symbolen, bedeutenden Attributen, Allegorien u. s. w.

in das Gebiet der Buchstaben und Gedanken gekommen, die, um die Wahrheit zu gestehen, dem menschlichen Geist zwar erweiterte, aber die Kunst verengte. Eine große Menge symbolisch-emblematischer Bücher und Verzeichnisse erschien zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. — Warum? Die Geschichte dieser Zeit und dieses Geschmacks liegt noch sehr im Dunkeln. — Den Gedanken im Großen auszubilden, ihn in allen seinen Gliedern sich selbst gleichförmig vergestalt auszuschaffen, daß kein Theil dem andern widerspreche und nur Ein Geist, wie im göttlichen Odem eingehaucht, das ganze schöne Gebilde belebe; diese Poesie schien der damaligen Zeit, entweder zu groß, zu mühsam, oder auf die Gegenstände, mit denen man sich damals beschäftigte, nicht anwendbar zu seyn. Vielleicht war man der alten simplen Vorstellungen satt, und weil man sie nicht zu über treffen vermochte, wandte man an einzelne Theile, oft außer dem Zusammenhange des Ganzen, desto mehr Kunst. Häufig wollte man auch dem Auge darstellen, was ihm nicht darzustellen war, sinnreiche Gedanken und Gleichnisse, selbst Phrasen und Formeln der Rede, Sprüchwörter, politische Maximen; und wenn diese durch sich selbst nicht verständlich waren, ward der Bitterwitz durch Sprachwitz erläutert. Der Witz ist ein leichtes, flüchtiges Ross; nicht allenthalben kann und mag ihm die Kunst folgen. Er glaubt, nie fein genug sprechen zu können, zumahl, wo er nicht rein heraus sprechen darf, wie bey politischen Gegenständen. Da wollte

wollte er also andeuten, wollte den Gedanken fast ohne Körper sichtbar machen, und bey dem kaum ange deuteten Körper wiederum neue Gedanken in Worten hinzumahlen. Die große, offene Poesie erlag also unter Wiß und Politif, unter geheimen Winkten, dahin geworfenen Bildern, unausgeführten, mit sich selbst kämpfenden Zügen; die Kunst verbarg sich in Embleme. Andrea, der die italienische und spanische Sprache liebte, und alles Wißige kannte, was damals im Gange war, nahm auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil; insonderheit scheint Boccacini viel auf ihn gewirkt zu haben. Da sein Gewissen ihn trieb, die Fehler seiner Zeit zu rügen, und sich die nackte Wahrheit nicht sehen lassen durfte; so gab er ihr, wie er in einem eignen Apolog sagt, dieß Fabelgewand, nicht um sie müßig oder gar äppig auszugieren, sondern vielmehr sie den Augen der groben Menge zu entziehen; und für ihren Schlägen zu sichern. Den wenigern, die eine solche Einkleidung verstünden, traute er schon einen feinnern, billigern Geist zu; und doch zeigt leider die Geschichte seines Lebens, daß er auch diesen zu viel zugetraut habe. Für die bösen Deuter, die aus dem Kiesel Funken zu schlagen wissen, hatte er lange nicht emblematisch genug geschrieben. Bey einem solchen Zustande der Welt fällt also jede Vorschrift der Kunst, wenn sie Ausführlichkeit und deutliche Entwicklung gebietet, zu kurz. Wer will die Ruhe seines Lebens der Bestimmtheit eines Kunstwerks opfern! Auch hier, wie allenthalben, ist der Gedankenzwang der Väter der Barbarey; der

Despotismus wird des guten Geschmacks Mörder.“ —

Alles sehr wahr und treffend. Andreäs Fehler sind entschuldigt, aber sie bleiben doch, was sie sind, Fehler; und wir glauben uns nicht im geringsten von der Gerechtigkeit entfernt zu haben, daß wir diesen Dichtungen, als solchen, allen ästhetischen Werth abgesprochen haben. Die gute Absicht, und selbst die Verdienste des Moralisten, des wohlwollenden, hellsehenden, philosophischen Beobachters des Geistes seiner Zeit haben wir nicht verkannt. Wir begreifen, wie ihm das Poetische seiner Compositionen fast misglücken mußte, wir entschuldigen die Mängel derselben und behaupten nur, daß sie dem feinern und reinern Geschmack unserer Tage in keinem Betracht dasjenige Vergnügen gewähren können, das man von Geisteswerken, die sich auf irgend eine Art als Poesie ankündigen, zu erwarten und zu fordern berechtigt ist. — Die folgenden Vaterländischen Gespräche übergehen wir, da sie durch die Form nicht zu Werken der Kunst erhoben werden, und der Inhalt den Gegenständen dieser Bibliothek fremd ist.

Andenken an einige ältere deutsche Dichter. Briefe. Bey allen Nationen, deren Sprache und Sitten durch fortschreitende Cultur merkliche Veränderungen erhalten haben, müssen nothwendig ihre frühern Dichter, selbst diejenigen, die bey dem größten Theil bekannt und beliebt gewesen waren, nach und nach in Vergessenheit gerathen. Sie fordern, um verstanden und mit Vergnügen gelesen

zu werden, immer mehr Studium, und eine Menge Kenntnisse, die natürlich nur das Antheil weniger seyn können, zumahl in philosophirenden, politisirenden Zeiten, wo das Interesse der Meisten an gegenwärtige wichtige Ereignisse gefesselt, und die Erwartung auf die Lösung großer Probleme gespannt ist. Daß aber die Deutschen mehr als andere Völker für die Verdienste ihrer Vorfahren, so auch ihrer alten Dichter, süßlos seyn sollten, läugnet Hr. H. und wir mit ihm. Freylich haben wir nicht so schöne und kostbare Sammlungen und Ausgaben von ihnen, als die Engländer und Franzosen von den ihrigen; das aber beweist nur, daß es bey uns überhaupt weniger Luxus und ungleich vertheilte Reichthümer giebt, und daß im Ganzen auch die Zahl der Liebhaber dieser Art weniger wohlhabend, nicht aber, daß sie weniger zahlreich sey. Man müßte in der That sehr treuherzig seyn, um so folgern zu können: weil die alten englischen Dichter in England ungleich häufiger und selbst mit der größten Pracht gedruckt werden, so werden sie auch mehr gelesen, als die Deutschen von uns. Schriftsteller, die unpartheyisch in der Nähe beobachteten, zeigen die Richtigkeit jenes Schlusses; so sagt, um nur Ein-Beyspiel anzuführen, Humie von einem der größten englischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts: Spenser maintains his place in the shelves among our English classics: but he is seldom seen on the table.

Der erste Brief enthält einige zerstreute Bemerkungen über die älteste deutsche Poesie. Die

Lieder

Lieder unserer alten Varden sind ohne Spur verteilt, allein aus den noch vorhandenen ältesten Versuchen, die deutsche Sprache vers. oder reimbar zu machen, zu schließen, hatte ihre Poesie mit der der Skalden, wenigstens im Ton und Gange der kurzen Verse, Aehnlichkeit. Die längern Sylbenmaasse kamen erst später in die Sprache; theils durch die Cultur derselben mit der Ausbildung der Sitten, vorzüglich aber wohl durch Nachahmung ausländischer Dichter. Ueber das treffliche Siegeslied gegen die Normänner sagt Herr H. so schön als wahr: „Ich halte diesen Gesang als einen älttern Bruder der Preussischen Kriegslieder nicht gering. Es ist Charakter in ihm: deutsche Brust, deutscher Muth, deutsche Treue; eine Anhänglichkeit der Nation an ihre Regenten, wie sie zu allen Zeiten der deutschen Natur und auch ihrer Poesie eifrigster Ruhm war. Zu wünschen wäre es, daß alle Fürsten, wie es die populärsten und edelsten thun, dieß anerkennen, und sich, wie der König Artasastha von Persien beschlafslosen Nächten, die Bücher und Geschichten vorlesen ließen, was ihre Völker von Anbeginn für sie gemeinet, gewollt und gethan haben.“

Der zweyte Brief giebt einen Auszug aus dem bekannten Lobgesang auf den heiligen Anno, der nicht mit Unrecht ein pinbarisches Loblied genannt wird. Die Sprache ist nicht mehr modernisirt, als nöthig war, um allgemein verständlich zu werden. „Hätte jeder Heilige einen solchen Lobredner, jedes Kloster einen solchen Dichter gezogen; wie reich

reich wären wir ! wie gern wollten wir diese Heiligen ehren!“

Dritter Brief. Ueber die Dichter des schwäbischen Zeitalters. Man muß die Werke dieser Dichter nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen. Jeder harte Buchstabe, den man aus unser rauhern Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt weil es uns ungeläufig ist, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte Recht, daß er diese Sprache so hoch pries und Umbildungen dieser Gedichte nicht versuchte. Sie sind äußerst schwer, ja fast unmöglich. (Aber eben dieß beweist wohl auch, daß das größte, wo nicht einzige Verdienst der Minnesinger in einer gewissen Simplicität und Naivität des Ausdrucks und der Empfindung besteht, mit andern Worten, daß sie größtentheils nur mittelmäßige und gemeine Köpfe waren, die aber das Glück hatten, eine sanfte, den niedrigen Gattungen der Poesie vortheilhafte Sprache, ein Zeitalter mit poetischen Sitten und Mustern zu finden, die zwar selbst nur schwach, aber zugleich auch von glänzenden und verführerischen Fehlern frey waren.) Kaiser, Könige, Fürsten, Edle aus den berühmtesten Geschlechtern aller Provinzen Deutschlands und der Schweiz, Bürger u. treten in diesem Lorbeer- und Myrthenwald auf (ohne jedoch sonderliche Abwechslung hineinzubringen, da Gegenstand und Manier ihrer Lieder, trotz der Verschiedenheit des Standes, äußerst einförmig war, und auch unter den Umständen wohl seyn mußte.) Die Gewächse ihrer Poesie sind zwar sehr verschieden, bald ansehnliche

fehnliche Stämme, schöne, fruchtbare Bäume (viel Blätter, weniger Blüthen und noch weniger Früchte!) bald kleine niedliche Gesträuche, hie und da auch ein verworrenes Gebüsch nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber ist und bleibt dieß dichterische Zeitalter ein Phänomen in der deutschen Geschichte. Wer ist, der es uns erkläre, wie man die Entstehung eines Homers, Ossians, der Skalden erklärt hat? (Das dürfte doch so schwer nicht seyn. Es war eine Mode, die nur nach damaliger Art etwas länger dauerte, als unsre heutigen Moden. Die Deutschen waren fast von der Zeit an, als sie in Verkehr mit andern Nationen geriethen, das nachahmungsüchtigste Volk der Erde. Vorzüglich traten ihre Großen und Reichen von jeher gern in die Fußstapfen der Ausländer. Denen, von welchen sie das Ritterwesen und einen Theil seines romantischen Geistes entlehnten, leherten sie auch ihre Lieder nach. Was Wunder, daß die deutschen Fürsten, Grafen und Edlen zu einer Zeit Verse machten, wo die französischen und italienischen Fürsten und Barone eine Ehre darein setzten, in diesem Handwerk — denn viel mehr war auch bey ihnen die Poesie nicht — zu excelliren?) „Warum, frage Herr H. haben diese merkwürdigen und größtentheils angenehmen Gedichte in unserm Vaterlande bisher so wenig Wirkung hervorgebracht, ja selbst so wenig Aufmerksamkeit erregt? Warum liegt Bodmers Ausgabe in unsern Buchläden todt da?“ Mit Recht sucht er den Grund hievon nicht allein in dem angeblichen Kaltsinn der Deutschen gegen alles Vaterländische

ländische, sondern auch in der Art, wie die Sache behandelt ward. Bodmer gab die ganze Manessische Sammlung ohne Glossarium, ohne erläuternde Anmerkungen, sogar ohne Unterscheidung der Lieder heraus, blos und genau, wie er sie in der Handschrift fand. Das war nun freylich zu einem leichten, angenehmen und nützlichen Gebrauche dieser Gedichte dem Leser zu viel zugemuthet, und zu viel von ihm erwartet. Die Menge der Verse von 140 Dichtern übertäubte, und es mögen wenige in Deutschland seyn, die das interessante Buch bis zu Ende gelesen, geschweige studiert haben. Und so bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben. „Ich wüßte, fährt Herr H. fort, eine sügliche Auskunft. In der Jenaischen Universitätsbibliothek liegt ein nicht unbekannter, schätzbarer Coder, zu dessen Ausgabe man neulich Hoffnung gemacht hat. Er enthält nicht nur einige völlig neue Dichter, die in der Manessischen Sammlung nicht sind, sondern auch von denen in dieser Sammlung vorhandenen neue Stücke, und endlich die schon herausgegebenen (der Manessische Coder ist viel reicher) in einem andern, dem Thüringischen Dialekt. In alle diesem kann er sehr lehrreich werden. Eine Vergleichung dieser Stücke könnte Materialien zu einer Abhandlung über die allmähliche Bildung der verschiedenen Dialekte Deutschlands geben, die manches aufhellte. Eigentliche Minnelieder sind in ihm wenige; die meisten sind moralisch, lobend oder strafend, satyrisch, geistlich. Dieß führt von selbst auf die Geschichte der Begebenheiten, Meinungen

besprenzt hatten, mochten lange und oft ihre Kleider beschämt ans Feuer hängen; die Kleider schrumpften zusammen und beklebten ihre Flecken. — Es wäre Beleidigung für den Geschmack und die Einsicht unserer Leser, wenn wir ihnen die Fehler dieser durchaus verunglückten Allegorie erst weitläufig auseinander setzen wollten. Aber auch der Gedanke an sich ist falsch. Wie? die Menschen würden leichter von Eitelkeit, Trägheit, Meinungssucht geheilt, als von Geiz, Neid, Unmäßigkeit? Geiz und Neid wären minder große und verderbliche Laster, als Wollust? Wollust, ein Zweig der Unmäßigkeit, wäre schlimmer, als der ganze Stamm?

Wo möglich noch widersinniger ist folgende Fiction. Den Schriftstellern ward durch einen höchsten Befehl geboten, daß künftig jeder nichts, als in und aus seinem Fache, von seiner Facultät und Handwerkswissenschaft schreiben, niemand aber sich mit Politisiren, mit Raisonniren über Welt, Handel und Sitten der Zeit abgeben sollte. Das thaten sie nun treulich; vom Geist der Zeiten ward nichts gesagt, oder doch nur hier und da mit Zittern und Zagen ein verstohlener Wink gegeben. Die Nachwelt hörte das und staunte. Sie bat einige rechtschaffene Männer zu sich und flehte sie ängstlich an, sie möchten sich ihrer erbarmen, und ihr mit männlicher Wahrheit und edler Freyheit unverfälschte, nicht trügliche Waaren zukommen lassen u. s. w.!! Wey einer Appellation der Gegenwart an die

die Nachwelt läßt sich etwas denken; diese läßt sich begreifen; aber umgekehrt?

Eine große Wahrheit ist es, daß „wenn die Unwissenheit nur erst ausgerottet ist, nichts schwächeres auf der Welt ist, als das Reich der Gewaltthätigkeit, der Lüge und der Verstellung.“ Allein, welche eine ungeschickte Dichtung entlehnte André von Thomas Campanella, diese Wahrheit zu verständlichen! Herkules findet bey einem Besuch auf der Erde drey verderbliche Ungeheuer, Tyrannen, Sophisterei und Heuchelei. Alles, was er gegen sie thut und unternimmt, ist vergeblich. Endlich nimmt der Tapfere sich einen Streitgehülfsen, den Weisen, und zerstört gemeinschaftlich mit ihm die Unwissenheit! Freylich konnte der Tapfere ohne Hülfe des Weisen in diesem Geschäfte nichts ausrichten; aber wozu bedürfte der Weise des Beystandes des Tapfern? Ist der thätige Weise nicht selbst ein moralischer Herkules, der die physische Kraft entbehren kann? Und ist er anders ein wahrer Weiser, selbst dann, wenn sie ihm zu Diensten stünde, gewiß verschmähen würde.

In der Nachschrift zu diesen sogenannten Parabeln, macht Hr. S. einige gute Bemerkungen über den Geist und Geschmac des Zeitalters, in welchem und für welches André schrieb. „Embleme waren sehr beliebt. In Italien und Spanien war die Periode der großen Dichter vorüber; dagegen war theils aus ihren Werken, theils aus den Gemälden mancher großen Künstler eine Liebhaberei an Symbolen, bedeutenden Attributen, Allegorien u. s. w.

in das Gebiet der Buchstaben und Gedanken gekommen, die, um die Wahrheit zu gestehen, den menschlichen Geist zwar erweiterte, aber die Kunst verengte. Eine große Menge symbolisch-emblematischer Bücher und Verzeichnisse erschien zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. — Warum? Die Geschichte dieser Zeit und dieses Geschmacks liegt noch sehr im Dunkeln. — Den Gedanken im Großen auszubilden, ihn in allen seinen Gliedern sich selbst gleichförmig vergestaltend auszusprechen, daß kein Theil dem andern widerspreche und nur Ein Geist, wie im göttlichen Odem eingehaucht, das ganze schöne Gebilde belebe; diese Poesie schien der damaligen Zeit, entweder zu groß, zu mühsam, oder auf die Gegenstände, mit denen man sich damals beschäftigte, nicht anwendbar zu seyn. Vielleicht war man der alten simpeln Vorstellungen satt, und weil man sie nicht zu überreffen vermochte, wandte man an einzelne Theile, oft außer dem Zusammenhange des Ganzen, besto mehr Kunst. Häufig wollte man auch dem Augedarstellen, was ihm nicht darzustellen war, sinnreiche Gedanken und Gleichnisse, selbst Phrasen und Formeln der Rede, Sprüchwörter, politische Maximen; und wenn diese durch sich selbst nicht verständlich waren, ward der Bilderwitz durch Sprachwitz erläutert. Der Witz ist ein leichtes, flüchtiges Ross; nicht allenthalben kann und mag ihm die Kunst folgen. Er glaubt, nie sehr genug sprechen zu können, zumahl, wo er nicht rein heraus sprechen darf, wie bey politischen Gegenständen. Da wollte

wollte er also andeuten, wollte den Gedanken fast ohne Körper sichtbar machen, und bey dem kaum angegebenen Körper wiederum neue Gedanken in Worten hinzumahlen. Die große, offene Poesie erlag also unter Wiß und Politick, unter geheimen Winkten, dahin geworfenen Bildern, unausgeführten, mit sich selbst kämpfenden Zügen; die Kunst verbarg sich in Embleme. Andrea, der die italienische und spanische Sprache liebte, und alles Wißige kannte; was damals im Gange war, nahm auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil; insonderheit scheint Boccacini viel auf ihn gewirkt zu haben. Da sein Gewissen ihn trieb, die Fehler seiner Zeit zu rügen, und sich die nackte Wahrheit nicht sehen lassen durfte; so gab er ihr, wie er in einem eignen Apolog sagt, dieß Fabelgewand, nicht um sie müßig oder gar äppig auszukürieren, sondern vielmehr sie den Augen der groben Menge zu entziehen, und für ihren Schlägen zu sichern. Den wenigern, die eine solche Einkleidung verstünden, traute er schon einen feinnern, billigern Geist zu; und doch zeigt leider die Geschichte seines Lebens, daß er auch diesen zu viel zugetraut habe. Für die bösen Deuter, die aus dem Kiesel Funken zu schlagen wissen, hatte er lange nicht emblematisch genug geschrieben. Bey einem solchen Zustande der Welt fällt also jede Vorschrift der Kunst, wenn sie Ausführlichkeit und deutliche Entwicklung gebietet, zu kurz. Wer will die Ruhe seines Lebens der Bestimmtheit eines Kunstwerks opfern! Auch hier, wie allenthalben, ist der Gedankenzwang der Väter der Barbarey; der

Despotismus wird des guten Geschmacks Mörder.“ —

Alles sehr wahr und treffend. Andreäs Fehler sind entschuldigt, aber sie bleiben doch, was sie sind, Fehler; und wir glauben uns nicht im geringsten von der Gerechtigkeit entfernt zu haben, daß wir diesen Dichtungen, als solchen, allen ästhetischen Werth abgesprochen haben. Die gute Absicht, und selbst die Verdienste des Moralisten, des wohlwollenden, hellsehenden, philosophischen Beobachters des Geistes seiner Zeit haben wir nicht verkannt. Wir begreifen, wie ihm das Poetische seiner Compositionen fast misglücken mußte, wir entschuldigen die Mängel derselben und behaupten nur, daß sie dem feinern und reinern Geschmacke unserer Tage in keinem Betracht dasjenige Vergnügen gewähren können, das man von Geisteswerken, die sich auf irgend eine Art als Poesie ankündigen, zu erwarten und zu fordern berechtigt ist. — Die folgenden Vaterländischen Gespräche übergehen wir, da sie durch die Form nicht zu Werken der Kunst erhoben werden, und der Inhalt den Gegenständen dieser Bibliothek fremd ist.

Andenken an einige ältere deutsche Dichter. Briefe. Bey allen Nationen, deren Sprache und Sitten durch fortschreitende Cultur merkliche Veränderungen erhalten haben, müssen nothwendig ihre frühern Dichter, selbst diejenigen, die bey dem größten Theil bekannt und beliebt gewesen waren, nach und nach in Vergessenheit gerathen. Sie fordern, um verstanden und mit Vergnügen gelesen

zu werden, immer mehr Studium, und eine Menge Kenntnisse, die natürlich nur das Antheil weniger seyn können, zumahl in philosophirenden, politisirenden Zeiten, wo das Interesse der Meisten an gegenwärtige wichtige Ereignisse gefesselt, und die Erwartung auf die Lösung großer Probleme gespannt ist. Daß aber die Deutschen mehr als andere Völker für die Verdienste ihrer Vorfahren, so auch ihrer alten Dichter, süßlos seyn sollten, läugnet Hr. H. und wir mit ihm. Freylich haben wir nicht so schöne und kostbare Sammlungen und Ausgaben von ihnen, als die Engländer und Franzosen von den ihrigen; das aber beweist nur, daß es bey uns überhaupt weniger Luxus und ungleich vertheilte Reichthümer giebt, und daß im Ganzen auch die Zahl der Liebhaber dieser Art weniger wohlhabend, nicht aber, daß sie weniger zahlreich sey. Man müßte in der That sehr treuherzig seyn, um so seltern zu können: weil die alten englischen Dichter in England ungleich häufiger und selbst mit der größten Pracht gedruckt werden, so werden sie auch mehr gelesen, als die Deutschen von uns. Schriftsteller, die unpartheyisch in der Nähe beobachteten, zeigen die Nichtigkeit jenes Schlusses; so sagt, um nur Ein Beispiel anzuführen, Humie von einem der größten englischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts: *Spenser maintains his place in the shelves among our English classics: but he is seldom seen on the table.*

Der erste Brief enthält einige zerstreute Bemerkungen über die älteste deutsche Poesie. Die

Lieder

Lieder unserer alten Varden sind ohne Spur verteilt, allein aus den noch vorhandenen ältesten Versuchen, die deutsche Sprache vers- oder reimbar zu machen, zu schließen, hatte ihre Poesie mit der der Skalden, wenigstens im Ton und Gange der kurzen Verse, Aehnlichkeit. Die längern Sylbenmaasse kamen erst später in die Sprache; theils durch die Cultur derselben mit der Ausbildung der Sitten, vorzüglich aber wohl durch Nachahmung ausländischer Dichter. Ueber das treffliche Siegeslied gegen die Normänner sagt Herr H. so schön als wahr: „Ich halte diesen Gesang als einen älttern Bruder der Preussischen Kriegslieder nicht gering. Es ist Charakter in ihm: deutsche Brust, deutscher Muth, deutsche Treue; eine Anhänglichkeit der Nation an ihre Regenten, wie sie zu allen Zeiten der deutschen Natur und auch ihrer Poesie eifrigster Ruhm war. Zu wünschen wäre es, daß alle Fürsten, wie es die populärsten und edelsten thun, dieß anerkennen, und sich, wie der König Artasastha von Persien bey schlaflosen Nächten, die Bücher und Geschichten vorlesen ließen, was ihre Völker von Anbeginn für sie gemeinet, gewollt und gethan haben.“

Der zweyte Brief giebt einen Auszug aus dem bekannten Lobgesang auf den heiligen Anno, der nicht mit Unrecht ein pinbarisches Loblied genannt wird. Die Sprache ist nicht mehr modernisirt, als nöthig war, um allgemein verständlich zu werden. „Hätte jeder Heilige einen solchen Lobredner, jedes Kloster einen solchen Dichter gezogen; wie reich

reich wären wir ! wie gern wollten wir diese Heiligen ehren!“

Dritter Brief. Ueber die Dichter des schwäbischen Zeitalters. Man muß die Werke dieser Dichter nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen. Jeder harte Buchstabe, den man aus unser rauhern Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt weil es uns ungeläufig ist, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte Recht, daß er diese Sprache so hoch pries und Umbildungen dieser Gedichte nicht versuchte. Sie sind äußerst schwer, ja fast unmöglich. (Aber eben dieß beweist wohl auch, daß das größte, wo nicht einzige Verdienst der Minnesinger in einer gewissen Simplicität und Naivität des Ausdrucks und der Empfindung besteht, mit andern Worten, daß sie größtentheils nur mittelmäßige und gemeine Köpfe waren, die aber das Glück hatten, eine sanfte, den niedrigen Gattungen der Poesie vortheilhafte Sprache, ein Zeitalter mit poetischen Sitten und Mustern zu finden, die zwar selbst nur schwach, aber zugleich auch von glänzenden und verführerischen Fehlern frey waren.) Kaiser, Könige, Fürsten, Edle aus den berühmtesten Geschlechtern aller Provinzen Deutschlands und der Schweiz, Bürger u. treten in diesem Lorbeer- und Myrthenwald auf (ohne jedoch sonderliche Abwechslung hineinzubringen, da Gegenstand und Manier ihrer Lieder, trotz der Verschiedenheit des Standes, äußerst einförmig war, und auch unter den Umständen wohl seyn mußte.) Die Gewächse ihrer Poesie sind zwar sehr verschieden, bald ansehnliche

fehnliche Stämme, schöne, fruchtbare Bäume (viel Blätter, weniger Blüthen und noch weniger Früchte!) bald kleine niedliche Gesträuche, hie und da auch ein verworrenes Gebüsch nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber ist und bleibt dieß dichterische Zeitalter ein Phänomen in der deutschen Geschichte. Wer ist, der es uns erkläre, wie man die Entstehung eines Homers, Ossians, der Skalden erklärt hat? (Das dürfte doch so schwer nicht seyn. Es war eine Mode, die nur nach damaliger Art etwas länger dauerte, als unsre heutigen Moden. Die Deutschen waren fast von der Zeit an, als sie in Verkehr mit andern Nationen geriethen, das nachahmungsüchtigste Volk der Erde. Vorzüglich traten ihre Großen und Reichen von jeher gern in die Fußstapfen der Ausländer. Denen, von welchen sie das Ritterwesen und einen Theil seines romantischen Geistes entlehnten, leherten sie auch ihre Lieder nach. Was Wunder, daß die deutschen Fürsten, Grafen und Edlen zu einer Zeit Verse machten, wo die französischen und italienischen Fürsten und Barone eine Ehre darein setzten, in diesem Handwerk — denn viel mehr war auch bey ihnen die Poesie nicht — zu excelliren?) „Warum, frage Herr H. haben diese merkwürdigen und größtentheils angenehmen Gedichte in unserm Vaterlande bisher so wenig Wirkung hervorgebracht, ja selbst so wenig Aufmerksamkeit erregt? Warum liegt Bodmers Ausgabe in unsern Buchläden todt da?“ Mit Recht sucht er den Grund hievon nicht allein in dem angeblichen Kaltsinn der Deutschen gegen alles Vaterländische

ländische, sondern auch in der Art, wie die Sache behandelt ward. Bodmer gab die ganze Manessische Sammlung ohne Glossarium, ohne erläuternde Anmerkungen, sogar ohne Unterscheidung der Lieder heraus, blos und genau, wie er sie in der Handschrift fand. Das war nun freylich zu einem leichten, angenehmen und nützlichen Gebrauche dieser Gedichte dem Leser zu viel zugemuthet, und zu viel von ihm erwartet. Die Menge der Verse von 140 Dichtern übertäubte, und es mögen wenige in Deutschland seyn, die das interessante Buch bis zu Ende gelesen, geschweige studiert haben. Und so bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben. „Ich wüßte, fährt Herr H. fort, eine sügliche Auskunft. In der Jenaischen Universitätsbibliothek liegt ein nicht unbekannter, schätzbarer Codex, zu dessen Ausgabe man neulich Hoffnung gemacht hat. Er enthält nicht nur einige völlig neue Dichter, die in der Manessischen Sammlung nicht sind, sondern auch von denen in dieser Sammlung vorhandenen neue Stücke, und endlich die schon herausgegebenen (der Manessische Codex ist viel reicher) in einem andern, dem Thüringischen Dialekt. In alle diesem kann er sehr lehrreich werden. Eine Vergleichung dieser Stücke könnte Materialien zu einer Abhandlung über die allmähliche Bildung der verschiedenen Dialekte Deutschlands geben, die manches aufstellte. Eigentliche Minnelieber sind in ihm wenige; die meisten sind moralisch, lobend oder strafend, satyrisch, geistlich. Dieß führt von selbst auf die Geschichte der Begebenheiten, Meinun-

gen und Sitten der Zeit. Viele Lieder haben Melodieen, woran es dem Manesfischen Coder fehlte; zum Verständniß der Sylbenmaaße und des Versbaues, überhaupt auch zur Geschichte der Declamation und des Tons der Zeiten sind diese ein schätzbares Hülfsmittel, gleichsam ein Aufschluß zur Form der Gedichte. Denn wenn wir unpartheyisch reden wollen, so dünkt uns doch oft, wo das Gedicht nicht eigentliches, muntres Lied ist, der Minnesinger Weise langweilig; die Strophe zieht sich in langen und kurzen Zeilen für uns tonlos und matt dahin, wie sie in späterer Zeit bey den Meistersängern sich fast unausstehlich schleppte. Interessant wäre die Untersuchung wie diese schleichenden Sylbenmaaße in die deutsche Sprache gekommen seyn, die ehedem so kurze, rasche Wortfälle liebte. Am willkommensten wäre ein erläuternder Commentar dieser Gedichte aus den Begebenheiten und Sitten des damaligen Zeitalters. Von selbst würde sich dieser auf Bodmers und Müllers Sammlungen erstrecken müssen, und so würde der Commentar den Dichtern selbst aufhelfen. Jenen zu gut würde man diese lesen. Nothwendig käme man dabey der Sprache auch zu Hülfe, welches jetzt nach Oberlins Glossario leichter ist, als es zu Bodmers Zeiten war. Geschähe dieses durch ein Glossarium, oder durch Noten, oder durch eine prosaische Uebersetzung unter dem Text; auf jede Weise würden diese Gedichte unterrichtend, angenehm, lesbar und lebendig.“ Allerdings wäre alles das sehr gut und wünschenswerth. Schade nur, daß solche Pläne sich leichter

leichter und sicherer vorschlagen als ausführen lassen. Eher rechnen wir noch auf die Erfüllung eines andern Wunsches, den Herr H. bey dieser Gelegenheit äußert, nämlich daß sich ein deutscher Treßant finden möchte, der angenehm und interessant wie der Französische eine Bibliothek der altdeutschen epischen Romane lieferte. Dieser könnte auf seinen Vorgänger verweisen, und nur bemerken, welche neue Gestalt der fremde romantische Stoff in deutschen Köpfen angenommen, und auf diese Weise ein nicht bändereiches, aber sehr unterrichtendes Buch liefern.

Wahrscheinlich sind unter unsern Lesern nur sehr wenige, die den allegorisch - äsopischen Roman Keineke den Fuchs, dieses Produkt eines barbarischen Zeitalters, aber darum doch nicht ohne Witz, laune, glückliche Satyre und geistvolle Darstellung von Sitten und Charakteren, nicht wenigstens in ihrer Jugend und in der lateinischen Uebersetzung von Schopper, die am häufigsten gefunden wird, mit Vergnügen gelesen haben: aber schwerlich hat einer von ihnen irgend etwas von der Entdeckung geahndet, mit welcher Herr H. uns hier überrascht. Der gute alte Keineke Fuchs ist nemlich von diesem berühmten Manne zu einer deutschen Epopöe erhoben worden, die dem Homer unmittelbar zur Seite gesetzt zu werden verdiene, zu einer der ersten Compositionen in irgend einer der neuern Sprachen. Das ist etwas stark, aber genug, Herr H. versichert, und zwar im vollen Ernste. Glaube es mit ihm; wer da kann. Wir können es nicht, aber gleich-

wohl sehen wir mit Verlangen der von ihm angekündigten Göthischen Bearbeitung des alten, allerdings sehr interessanten, wenn gleich nicht mit Homerischen Genies gedichteten Werkes entgegen. Das Uebertriebene in den angeführten Ausdrücken abgerechnet, charakterisirt Herr H. übrigens das alte Volksbuch treffend genug. „Hier ist, sagt er, alles fortgehende epische Geschichte; nirgend steht die Fabel stille, nirgend wird sie unterbrochen; die Thiercharaktere handeln in ihrer Bestimmtheit, mit der angenehmsten Abwechselung fort, und Keineke, der, in einem großen Theile des Gedichtes, wie Achill in seinem Schloß Malepartus ruhig sitzt, ist und bleibt doch das Haupttrab, das alles in Bewegung bringt, in Bewegung erhält, und mit seinem unübertrefflichen Fuchsscharakter dem Ganzen ein immer wachsendes Interesse mittheilt. Man liest eine Fabel der Welt, alle Berufsarten; Stände, Leidenschaften und Charaktere. Eine Kenntniß der Menschen, der Höfe, der Geschlechter, des Laufs der Begebenheiten ist in ihm bemerkbar, daß man beständig vor dem köstlichen Spiegel zu stehen glaubt, von welchem der Fuchs so angenehm lügt, und die Scenen der größten Gefahr werden natürlich auch die lehrreichsten, die interessantesten. Alles ist mit Kunst angelegt, ohne im mindesten schwerfällig zu werden; die Leichtigkeit des Fuchsscharacters half nicht nur dem Reizke, sondern auch dem Dichter aus. Je länger der Fuchs schwätzt und betrügt, je gelehrter und künstlicher er lügt, desto angenehmer wird er. Durch
unmerk-

unmerkliche Gradationen wurden wir auf alles zubereitet. Disputiere man von vernunftmäßiger Erhöhung der Thiercharaktere, wie weit sie dem Fabulisten erlaube oder verlagte sey; das Genie spottet dieser unbestimmten Verbote. Es weiß durch innere Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres oder Menschen hie und nicht dort, dort und nicht hie, erhöhen müsse und dürfe. Diese innere Regel ist ihm Gesetz, und die Wirkung auf uns sein sicherer Bürg. Die anmuthige Ruhe endlich, die in diesem ganzen Gedichte herrscht, die Unmoralität, ja sogar die Schadensfreude des Fuchses, die leider zum lustigen Gange der Welt mitgehört; sie machen das Buch zum lehrreichsten Einkleidungs eben dadurch, daß sie es über eine enge, einzelne Endmoral erheben: denn eine Epopoe oder Tragödie, die sich zuletzt in einen einzelnen Satz zusammenschließt, wäre zuverlässig arm und elend.“

Fünfter Brief. Von jeher hat die deutsche Poesie die Moral geliebt. Den Grund dieser Erscheinung findet Herr H. nicht nur darin, daß sie seit der christlichen Zeitrechnung von den Klöstern ausging, und meist religiösen Inhalts war, sondern auch in dem biedern Charakter und der Rechtlichkeit der Nation. (Allein die Poesie der Franzosen liebte gleichfalls die Moral von den ältesten Zeiten her, eben so und fast noch mehr als die Deutsche. Morallische Tiraden und Sentenzen wurden von dieser Nation bis auf unsre Tage in Lustspielen und Trauerspielen mit Enthusiasmus angehört und beklatscht, nicht blos kalt gebilligt. Die

Die Fabel war und ist bey ihnen, wie bey uns, eine Verdinggattung, und gleichwohl, welche ganzliche Verschiedenheit in dem Charakter beyder Nationen. Jene wild; feurig, ungestüm, diese ruhig, bescheiden, kalt; diese im Ganzen so gleichgültig für das gemeinschaftliche Vaterland, als jene voll heißen, wenn gleich nicht reinen Patriotismus und Nationalstolz. Die Franzosen im Ganzen verriethen von je einen Hang zur Grausamkeit, sie haben ein feines Gefühl für Ehre, aber wenig Gefühl für Recht und Billigkeit, mehr Phantasie, aber nicht die gesunde Vernunft und den Sinn für Recht und Unrecht, der sich vielleicht bey keinem Volke durch die Kunstgriffe einer listigen und blendenden Beredsamkeit oder andere Verführerkünste so schwer irreführen, oder ersticken läßt, als bey den Deutschen. Einerley Erscheinung entsteht oft aus sehr verschiedenen Ursachen, und es ist eine äußerst mißliche Sache, den Charakter der Poesie einer Nation, auf den so viel, und so viel zufällige, Umstände einwirken, aus dem Charakter der Nation selbst zu erklären, zumahl, da jener im Ganzen nicht von diesem, sondern immer nur von dem Charakter einzelner Personen bestimmt wird. Aber weiter!) In die Lobsprüche, die Burkard Waldis erhält, dürften wohl wenige einstimmen. Selbst seine ewigen Moralen, seine oft bloß durch den Zufall und Reim zusammengeführten Sentenzen und Sprichwörter findet Herr H. schön, lobens- und so wohl auch nachahmenswerth?

Ein Narr achtet nicht großer Kunst
 Nach ist die Straß an ihm umsonst.
 Das Böß den Bösen ist nicht gut;
 Das Gut den Bösen Schaden thut.
 Das Heilthum' ist nicht für die Hund'
 Perlen sind Säuen ungesund.
 Der Muskat wird die Kuh nicht froh;
 Ihr schmeckt viel baß grob Haferstroh.
 Ein Alter sich zum Alten findt;
 Auch mit einander spielen die Kind.
 Ein Weib geht zu den andern Frauen;
 Ein Kranker will den andern beschauen a. s. w.

Dies ist ein Theil des moralischen Schweifes seiner ersten Fabel (der bekannten vom Hahn und der Perle) über den Hr. Herder bewundernd ausruft: „Welch ein Reichthum an leichten auseinander fließenden Sprüchen und Lehren!“ In der That sehr weise, tief sinnige Sprüche und sehr lehrreiche Lehren.

Der sechste Brief betrifft die Meistersänger, und geht mit ihnen nicht sanfter um, als sie verdienen. Vollkommen gegründet ist es, daß diese langweiligen Sänger, insbesondere der geistlichen Poesie viel Schaden gethan haben, „in welche die Flickwörter, Flicksilben und jedes Nah der Meister unvermerkt überging. Die älteste Poesie der Deutschen war kurz, die Lieder der Kirchenväter kurz und bündig; das Trödeln kam von den Handwerksknechten her, und wie konnt's auch anders? Ein Mann ohne Gedanken und Kenntnisse soll lange Weile ausfüllen! Ein Mann ohne große, geschweige außerordentliche Empfindungen, soll neue Weisen

erfinden und lehren! Nur unter den Deutschen, zumahl in den Reichsstädten, hat dieser Zunftstam so lange dauern, und von da aus sich so weit verbreiten können: denn der deutschen Art nach wird alles gern langweilig und zünftig.“ Priameln. Hanns Sachs, der wie billig von dem großen Haufen der Meistersänger ausgenommen und der Meistersänger Meister genannt wird. Herr H. wünscht jedem Jahrhundert in seiner Art einen Hanns Sachs. Ein paar Worte über die emblematische Poesie der Deutschen. Sie trug in Verbindung mit deutscher Kunst viel zur Vorbereitung und Ausbreitung der Reformation bey, und allerdings wäre es der Mühe werth, daß Liebhaber, Kenner und Sammler alter deutscher Kupferstiche, Holzschnitte, Gespräche, Satyren, Verse und Schwänke, dieser Materie weiter nachgingen, und untersuchten, was dieß alles zur Reformation und Aufhellung des Geistes beigetragen habe. Unglaublich frey, dreist und kühn waren die damaligen Zeiten.

Eliebenter Brief. Ueber die geistliche Poesie der Deutschen. Luther, dessen Uebersetzungen alter Hymnen hart, aber voll Kraft sind, bewirkte keine poetische Reformation. Der einzige Erasmus Alberus und einige wenige andere traten, aber mit sehr ungleichen Schritten, auf seine Bahn; der Meistersängerton bemeisterte sich des Gesangbuchs der Protestanten und die kläglichen Zeiten, die bald nach Luther folgten, brachten vor allen einen klagenden Ton in die Gesänge. Bald nistete sich auch der dogmatische Geist in sie, und zuletzt ward der größte

größte Theil derselben Nachwerk, so daß nach Luther beynah. der einzige Paul Gerhard unter den Liederfängern hervorschimert. — Die Briefe über J. W. Andrea deutsche Gedichte und über G. R. Beckherlin sind schon aus dem deutschen Museum bekannt.

Cäcilia. Ueber die christliche Kirchenmusik. „Die ungewöhnliche Art, wie die H. Cäcilia zum „Schutzpatronat der Musik kam, *) veranlaßte zuerst „ein

*) „Sie kam dazu, weil sie auf Wästel nicht achte, ihre Gedanken davon abwandte, und, mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ. So schreibt die Legende: „Eine edle Jungfrau Cäcilia hörte „Gottes Stimme und trug das Evangelium „Christi verborgen in ihrer Brust. Mit Thränen „bat sie den Herrn, daß sie unter seinem Schutz „eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüng- „ling Valerian ward ihr Bräutigam; von bren- „nender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der „Tag ihrer Hochzeit bestimmt, mit goldgestickten „Kleidern ward Cäcilia bekleidet; aber an ihrem „Leibe trug sie ein haarenes Gewand. Eltern „und Bräutigam stürmten auf sie, daß sie die „Liebe ihres Herzens, mit der sie Christum allein „liebte, nicht zeigen konnte. Der Tag der Hoch- „zeit kam, das Brautbett war gesetzt, die Instru- „mente tönnten; sie aber in ihrem Herzen sang „zum Herrn allein und sprach: reinige mein „Herz, mein Leib sey unbefleckt, daß ich nicht vor

„ein kleines Gespräch in ein geschriebenes Journal,
 „aus welchem mehrere Stücke dieser Sammlung
 „hervorgehoben worden. Mein Aufenthalt in Italien
 „ließ mich über die gottesdienstliche Musik mehr
 nach-

„mir erröthe. Sie fastete, lud die Engel in ih-
 „ren Gebeten zu sich, und flehte alle Apostel und
 „Heiligen des Himmels an, dem Herrn ihre Zu-
 „kunft zu empfehlen. Sie erhielt diese auch, be-
 „kehrte ihren Bräutigam und dessen Bruder, die
 „über den Engel sahen, der sie begleitete; sie litt
 „endlich das Märtyrertum und ward eine Heilige
 „der Kirche.“ So sprach die Legende, und ver-
 „gebens standen die Worte *cantantibus organis illa*
 „in corde suo soli Domino decantabat, nicht im
 „Brevier der Kirche. Außer dem Zusammenhänge
 „der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung
 „dachte man sich an den Hochzeitinstrumenten, von
 „denen Cäcilie ihr Gemüth abwandte. Jetzt —
 „eine Orgel; man machte sie also gar zur Erfinde-
 „rinn derselben; gab ihr die Werkzeuge dazu in
 „die Hand, und ließ diese ihr inneres, Herzensge-
 „bet begleiten. So kam sie zur zweiten unver-
 „hofften Ehre, eine Erfinderinn der Orgel zu seyn,
 „von der in ihrer Legende gar nicht die Rede seyn
 „konnte. Endlich ward ihr eine dritte, ihrem Cha-
 „racter noch fremdere Ehre. Seitdem sie zur
 „Schutzpatronin der Musik (man weiß nicht wann?
 „und wo?) erwähnt war, und sich an ihrem Heili-
 „gentage, den 22. Nov. die Meister und Zunftgenos-
 „sen derselben versammelten, ihre Schutzgöttinn
 „musikalisch zu preisen, empfing sie mit der Zeit
 Opfer

„nachdenken, als in Deutschland dazu Gelegenheit gewesen wäre; und so widmete ich aus Dankbarkeit der H. Ecclia diesen kleinen Aufsatz.“ — Die Hauptideen desselben sind folgende: Lobgesang; Hymnus ist die tiefste Grundlage der heiligen Musik. Es giebt zwei Arten, physische und historische Hymnen. Jene wenden sich an Gegenstände der Natur, diese können nur entstehen, wenn die Religion schon Geschichte, menschliche Geschichte geworden ist. Dem christlichen Hymnus gab vorzüglich das ebräische Psalmbuch Materie und Form; doch trugen auch griechische und lateinische Modulationen zur Bestimmung des christlichen Kirchengesangs bey. Der Hymnus macht indeß nicht allein den Gottesdienst aus; auch das Lied und die Intonation gehört dazu. Die ganze Einfassung der christlichen Liturgie, insonderheit in der griechischen und römischen Kirche, ward Gesang. Dieser christliche Kirchengesang muß von Anfang bis zu Ende eines Gottesdienstes Ein Ganzes seyn, das vom ersten bis zum letzten

Opfer, die sie an ihrem Hochzeitstage nicht angenommen hätte, und als eine Heilige des Himmels noch weniger annehmen konnte. Man sang und muscirte vor ihr die Geschichte der Thais und des trunkenen Alexanders, wie er aus Kraft der Musik Persepolis in Brand steckte; die Geschichte Orpheus, den die Liebe ins Höllenreich trieb u. s. w. (Drydens und Pope's Oden auf das Ecclienfest.) So geht es mit den Mahnen der Menschen, mit ihrem Charakter und ihren Verdiensten! „

letzten Tone Ein Geist belebt. (Aus unsern protestantischen Kirchen ist diese Einheit ziemlich verschwunden.) Die Basis der heiligen Musik ist Chor; nur auf dem Wege des Chors gelangt man zu jener Bewegung und Rührung, die diese Musik erfordert. Der Chor des heiligen Gesanges ist aller Abwechselungen und Veränderungen fähig, die irgend nur in der reichen und weiten Sphäre seines Inhalts liegen. Die Chöre müssen von Hymnen und Liedern, unterbrochen, oder gleichsam aufgenommen, besänftigt oder beflügelt werden. (Auch hierin sind wir weit hinter der ältern Kirche zurückgeblieben. Die lateinische hatte nur wenige, kaum neun Hauptsyllbenmaasse zu ihren Hymnen, diese sind alle sehr populär und fälsch, und doch sind von ihnen kaum zwei, und das sehr unvollkommen zu uns übergegangen. Das prächtige pange lingua gloriosi, die saphirischen und anapästischen Metra wagen sich nicht in unsern Kirchengesang, der größtentheils aus den Meisterjängerzeiten seine Melodien erhalten. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wollte man diesen mit weichern, abwechselnden Syllbenmaassen vermehren; meistens aber geschah es so ganz ohne Geschmack und Würde, daß sich die neuen polymetrischen Gesänge zum Glück nicht erhalten haben, und die ältern, unter welchen mehrere vortrefliche sind, bleiben immer noch die vorzüglichern . . . Da indeß unsere Sprache gegen die Sprache unserer Vorfahren zehnfach ausgebildeter geworden; warum wolten wir fortfahren, nur zwei Saiten zu berühren, da wir ein Instrument von zwanzig, von hundert Saiten in der Hand haben?

Sehn

Sehn wir nicht, daß außer der Kirche die Musik erstaunende Fortschritte gemacht hat, daß durch diese selbst das Ohr des Volks vieltöniger geworden ist, und daß wir folglich nicht mehr wie unsre alten Vorfahren leynern und singen können, weil wir nicht mehr wie sie accentuiren, sprechen und leben? Eine Reformation des Kirchengesangs scheint also ein natürliches Erforderniß der Zeit zu seyn.) Die Recitative können in der Kirchenmusik nichts als die Stelle der Lektionen vertreten; sie müssen also nur eingestreut werden, dabey äußerst einfach, kräftig und kurz seyn. Die Kirchenmusik kann auf keine Weise dramatisch seyn, und wenn sie es seyn wollte, so würde sie ganz ihren Zweck verfehlen. Auf dem Theater ist alles auf dramatische Vorstellung, Characterschilderung, auf das Spiel der Personen eingerichtet; hier hingegen zeigen sich keine Personen, hier wird nichts repräsentirt. Es sind reine, unsichtbare Stimmen, die unmittelbar mit unfrem Geist und Herzen reden. Sollte man biblische Geschichten dramatisiren; so gehören sie nicht für die Kirche, sondern mögen zu Hause in sogenannten geistlichen Cantaten gesungen oder gespielt werden. Vor der Gemeinde verliert die einzelne Person, sie möge einen Petrus oder Johannes, eine Marie oder Magdalene vorstellen, nicht nur alles Ansehn mit ihrer Geberde, sondern das Wort ihrer Stimme verliert auch alle Wirkung. Dieß Wort muß ihrem Munde schon entnommen, und allgemeiner Gesang, ein Wort an allen menschliche Herzen geworden seyn: alsdann wird es eine Stimme der heiligen Tonkunst. So z. B. der Ge-

sang

sang Simeons, so selbst die Worte Christi, der Propheten und Apostel. Die heilige Stimme spricht vom Himmel herab; sie ist Gottes Stimme und nicht der Menschen; weh ihr, wenn sie, um sich sichtbar zu machen, ein theatralisches Gewand anlegt! Diese Unsichtbarkeit, wenn man sie so nennen darf, erstreckt sich bis auf die kleinsten Anordnungen und Verhältnisse der geistlichen Tonkunst. Eine Arie, ein Duett oder Terzett, das einzeln glänzt, jede Sylbe, in welcher der Dichter oder Künstler spricht, um sich zu zeigen, schadet der Wirkung des Ganzen, und wird dem reinen Gefühl unausstehlich. Dramatische und Kirchenmusik sind von einander beynähe so unterschieden, wie Ohr und Auge.“

Den Beschluß dieses Theils macht das schöne Denkmahl Ulrichs von Hutten, das zuerst im deutschen Merkur erschien, und dann von einem Compiler in einen Nachdruck Göppischer Schriften aufgenommen wurde. „Ich habe, sagt Hr. H., diesem etwas wilben Gewächse so viel entnommen, als sich ihm, daß es noch am Leben bliebe, nehmen ließ, und nebst der Nachschrift auch einige Anmerkungen hinzugefügt.“ — Mit dem nächsten sechsten Bande soll diese Sammlung zerstreuter Blätter geschlossen werden.

IV.

Principales Figures de la Mythologie, exécutées en taille douce d'après les pierres gravées antiques qui appartennoient autre-fois au Baron de Stosch, et qui sont aujourd'hui dans le cabinet du Roi de Prusse. Première livraison. Nuremberg chez Jean Fr. Frauenholt 1792. gr. Fol. 12 Kupfert. und 36 S.

Abbildungen, ägyptischer, griechischer und römischer Gottheiten mit mythologischen und artistischen Erläuterungen. Erste Lieferung. Nürnberg in der Frauenholzischen Kunsthandlung. 1792. 4. 11 Kupft. und 64 S.

Die, in dem vor angezeigten prächtigen Werks abgebildeten Gottheiten der Alten sind von den geschnittenen Steinen, welche sich in der bekannten zahlreichen Sammlung des B. v. Stosch befanden, oder vielmehr nach Schwefelabdrücken von diesen geschnittenen Steinen, welche der Kupferstecher J. A. Schweikart sich genommen hatte, und die H. Frauenholz jetzt besitzt, verfertigt. Jene Sammlung selbst (wenn gleich nicht gänzlich, doch alles das, was Winkelman davon beschrieben hat) ist jetzt der Sammlung des K. von Preußen einverleibt; und schon der genannte Künstler wollte Abbildungen davon liefern; und hat nicht allein, auf 6 Blättern

in

in Quart, 36 Steine gestochen; sondern auch, (was Herrn Schlichtegroll, dem Verf. des Textes, unbekannt gewesen zu seyn scheint) verschiedene Blätter in Fol. (wovon der Recensent 11 vor sich hat,) zum Theil nach Nagel und Kussers Zeichnungen geliefert. Sein Unternehmen gerieth aber, aus Mangel hinlänglicher Unterstützung, ins Stöckeln; nun hat Herr Frauenholz, aus jeder Section jener Abgüsse, die schönsten Gemmen gewählt, von H. Casanova zeichnen, und, für die französische Ausgabe, von Herrn Klauber stechen, und für die deutsche, die Arbeit des Hrn. Kl. wieder von andern Künstlern, als Schrazenstalle u. a. copiren lassen, und die Erklärungen derselben dem Hrn. Schlichtegroll aufgetragen.

Daß ein Werk dieser Art den lebhaftesten Dank der Liebhaber des Alterthums verdiene, darf wohl nicht erst gesagt werden. Es kommt indessen manches hiebei auf den Gesichtspunkt an, aus welchem man es betrachtet. Dem Titel nach soll es bloß Abbildungen ägyptischer, griechischer und römischer Göttheiten enthalten; und, ob wir gleich mehrere Werke dieser Art (als z. B. den Montfaucon, und selbst Hrn. Bogels Versuch über die Religion der Ägyptier und Griechen u. a. m.) bereits besitzen: so läßt, als solches, sich ihm denn doch ein großer Werth nicht absprechen. Die, vorzüglich von H. Klauber gelieferten Bilder sind an und für sich selbst von vorzüglicher Güte; die Erklärungen des Hrn. S. werden, wenn sie gleich auch nicht immer alle Leser vollkommen befriedigen sollten, doch gewiß
von

von den mehresten auch deswegen schon mit Vergnügen gelesen werden, weil sie Stoff zu eigenem Nachdenken enthalten. Aber das Werk soll zugleich auch Abbildungen von noch vorhandenen Kunstwerken der Alten, und zwar von einer besondern Art derselben, von geschnittenen Steinen, liefern; und als solches dürften dagegen sich einige Erinnerungen machen lassen. In einem solchen Werke erwartet man vorzüglich das zu sehen und zu finden, was die Kunst, und hier vorzüglich die Steinschneidekunst, gleichsam vermag, oder hervor gebracht hat; was sie, in einem bestimmten kleinen Raum, auf, oder in einem solchen Materiale, mit solchen Werkzeugen, zu leisten im Stande ist: und sollte sich dieses mit den Zusätzen und Verschönerungen, welche die abgebildeten geschnittenen Steine und Pasten, der eigenen Erzählung des Herrn S. zu Folge, (S. 19. 24. 27. 47. 49. der deutschen Ausgabe) in und durch die Zeichnung erhalten haben, so ganz vertragen? Daß der bloße Antiquar durch dergleichen Veränderungen sehr leicht zu Irrthümern verleitet werden könne, zeigt sich an dem, was Natter (*Traité de la Methode ant. de graver en pierres fines*, S. 52.) von Zanetti erzählt; und Gortrieb diesen lächerlichen Irrthum noch weiter (*S. Gemmae ant. Aut. Mar. Zanetti. Taf. 32.*) Noch weniger aber kann der eigentliche Liebhaber der Kunstgeschichte damit zufrieden seyn. Diesem ist es, aus den angeführten Gründen, nicht so wohl um ein schönes Bild überhaupt, als um die Ab-

LIII. B. I. St. 3 bll.

bildung des Kunstwerkes zu thun; er wünscht we-
 niger den Fleiß und die Kunst des Zeichners und
 Kupferstechers, als die Kunst des Steinschnei-
 ders zu sehen; und, wenn jene gleich, bey einer
 ansehnlichen Vergrößerung des Originals, ge-
 nöthigt seyn können, etwas hinzu zu setzen oder zu
 vollenden, weil eine vollkommen treue Darstellung
 desselben die darauf befindliche Abbildung zu man-
 gelhaft darstellen würde: so ist es, unsers Bedin-
 kens, doch ihre Pflicht, dieses ganz im Geiste
 und gemäß der Gattung des abgebildeten Kunst-
 werkes zu thun. Der erste Künstler, der Stein-
 schneider, verliert dadurch, daß sein Werk, in Ku-
 pfer gestochen, nicht als ein Ideal erscheint, nichts
 von seinem Verdienste; er kann durch den engen
 Raum, durch die Natur des Materiale, welches
 er bearbeitet, durch seine Werkzeuge u. d. m.
 genöthigt werden, von gewissen Verhältnissen ab-
 zuweichen, gewisse Theile unvollendet zu lassen, u.
 d. m. und oft zeigt er eben dadurch nur eine desto
 größere Einsicht in seine Kunst. Auf einem, in
 dem Natterschen Werk Tab. 2. S. 4. abgebil-
 deten, freylich sonst nicht vorzüglich gearbeiteten
 Steine, ist sichtlich die Haarlocke der linken Seite
 des Kopfes verhältnißmäßig zu breit; aber, wer
 sieht nicht, daß dieses das Mittel war, die Augen,
 die Nase, den Mund u. s. w. gehörig zu vol-
 lenden? Schwerlich würde der Künstler sonst von
 seinen kleinen Werkzeugen haben gehörigen Ge-
 brauch machen, und so tief mit ihnen haben her-
 abbringen können. Sollten ferner nicht bey der-
 glei-

gleichen Verschönerungen, oder dem Vorsatze überhaupt, blos schöne Bilder zu liefern, sehr oft die Eigenthümlichkeiten der Manier eines jeden besondern Künstlers verloren gehen, und scheinen nicht, wie in den meisten, so auch in dem vorliegenden Werke, die darin abgebildeten Steine, mehr oder weniger, sämmtlich in Rücksicht auf bloße Ausführung, oder Steinschneiderei, gleichsam in Einer Manier gearbeitet zu seyn? Könnte nicht so gar, wer nicht schon weiß, daß darin geschnittene Steine abgebildet sind, in die Gefahr kommen, die Originale der Bilder für eigentliches flaches Schnitzwerk anzusehen? Ueberhaupt scheint die Art und Weise, wie Kunstwerke dieser Art abzubilden sind, noch nicht genau festgesetzt zu seyn; aber, wenn Rec. gleich nicht das Urtheil, welches Mariette von der Arbeit des Picard in seinem *Traité des pierres gr.* S. 331. fällt, gänzlich unterschreiben, und noch weniger auf das vorher angezeigte Werk anwenden will: so scheint es ihm denn doch, als ob die Kupfer bey den bekannten Werken des Leonardo Agosini (nämlich in der Ausgabe von 1699) und des Mariette die bessern und zweckmäßigeren Abbildungen geschnittener Steine wären. Besonders dürften solche sich nicht so sehr ansehnlich vergrößern lassen, ohne daß nicht die Eigenthümlichkeiten derselben, als Werke der Steinschneidekunst, darunter auf irgend eine Art leiden müßten; und auf die, zum Theil ganz unvermeidlichen, Schwierigkeiten bey der Abbildung derselben durch Kupferstiche gründet sich

unstreitig der Vorzug, welchen die Liebhaber der Kunstgeschichte den Abdrücken oder Pasten geben. — Und endlich, sollten nicht, wenn wir das Werk als Abbildungen von geschnittenen Steinen ansehen, diejenigen, welche sichtlich Arbeiten ägyptischer Kunst sind, darin vorangehen, und die ersten seyn? Der Hr. Herausgeber erkennt z. B. den, auf der 7ten Tafel abgebildeten Harpokrates dafür; hätte dieser also nicht vor allen übrigen abgebildet werden sollen? Vielleicht wäre auch, bey einer solchen Anordnung des Werkes, eine Bemerkung des Hrn. Schl. S. 27. der deutschen Ausgabe weggefallen. Er sagt nämlich, „daß, wie der Geschmack der Griechen sich gereinigt, man die Verzierungen auf dem Haupte verworfen habe, weil solche dem Körper ein steifes Ansehn geben, und einer Karyatide ähnlich machen;“ aber finden sich nicht ähnliche Verzierungen auf den Köpfen Taf. 6. und Taf. 8. (und Taf. 12. der französischen Ausg.) welche sichtlich, besonders die beyden letztern, Arbeiten griechischer Künstler sind? Finden sich dergleichen nicht sogar auf viel später verfertigten, sonst mit vieler Kunst gearbeiteten, Köpfen römischer Kaiser und Kaiserinnen? Und war der Künstler dieser Art, der Steinschneider, nicht blos als solcher schon genöthigt, die Attribute an diese Stelle zu setzen, wofern er die dargestellten Figuren sonst kenntlich machen wollte? Wo wären, bey so engem Raume, diese Attribute sonst, und wie wären sie schicklich anzubringen gewesen? Würde der alte Künstler

es sich nur gestattet haben, in solchen Fällen von dem Gebrauche abzuweichen? — —

Alle dieser kleinen Erinnerungen ungeachtet, die aber überhaupt Werke dieser Art treffen, ist indessen doch gegenwärtiges, das Deutschland Ehre macht, und den prächtigen Museen der Ausländer an die Seite gesetzt zu werden verdient, ein wichtiges Geschenk für das Publikum. Die Zeichnungen, so wie die Kupfer, sind, an und für sich betrachtet, von zu guten Meistern, und geben zu sichtlichem Beweise von ihrer Kunst, als daß es nicht mit Recht sollte Anspruch auf den Beyfall der Kunstliebhaber überhaupt machen können. Wir bemerken nur noch, daß, wenigstens in den uns zu Gesichte gekommenen Exemplaren, bey der französischen Ausgabe eine, und bey der deutschen zwey Kupfertafeln fehlen, obgleich die Beschreibungen derselben schon mit abgedruckt sind. Ohne Zweifel wird es der nächsten Lieferung einverleibt werden. Wie sehr wünschen wir dem Verleger die so nöthige und verdiente Unterstützung.

V.

**Kurzgefaßte Abhandlung über die Kunst
und zur größten 84 Blätter, welche
durch Johann Heinrich Tischbein, In-
specteur der Fürstl. Bildergalerie zu Cas-
sel, herausgegeben sind. Zur Beleh-
rung für angehende Künstler und Lieb-
haber. Cassel 1790. 28 Blätter in Fo-
lio, mit einer Titelvignette und 84 geätzten
Blättern.**

Es muß dem Freunde der schönen Künste eine
angenehme Erscheinung seyn, wenn er einen Mann
auftreten sieht, der mit dem Zauber seiner Kunst
eine uneigennützigte Redlichkeit und Offenherzigkeit
verbindet, jedem, der es wünscht, die Geheim-
nisse zu offenbaren, wodurch er die wundervollen
Wirkungen hervorgebracht hat, die unsre Sinne
in Erstaunen setzen. Einen solchen Mann hat uns-
rer Zeitalter in dem bekannten Inspector Tischbein
zu Cassel gefunden. Schon seit mehreren Jahren
hat dieser gute Künstler verschiedne Proben von
Aegmanieren gegeben, die dem Auge des Liebha-
bers geschmeichelt haben. Nach und nach war
dar-

daraus eine Sammlung von einigen achtzig Blättern entstanden, welche die mannigfaltigsten Versuche in der Kunst zu äßen enthalten: und diese Blätter hätte der geschickte Künstler zu keinem edlern Gebrauche bestimmen können, als daß er sie, den Wünschen seiner Freunde zu Folge, in Begleitung einer eignen Abhandlung über die Aeskunst, öffentlich mittheilte, um jedem Künstler eine lebendige Darstellung von der Vollkommenheit zu geben, zu welcher diese Kunst unter den Händen fleißiger und geschickter Bearbeiter gebracht werden kann. Tischbein wird, so lange diese Kunst ihr Ansehen unter den übrigen zeichnenden Künsten behaupten kann, das selbne Verdienst behalten, ohne alle Geheimnißkrämerey öffentliche Rechenschaft von seinem Verfahren abgelegt zu haben. Und dieß ist von einem Künstler, der es in der Aeskmanier schon bis zu einer solchen Vollkommenheit gebracht hat, obgleich der bescheidne Mann nur erst das ABC zur Aeskunst geliefert zu haben meynt, gewiß kein geringes Verdienst; da weder Cornelius Plos von Amstel noch Le Prince so viel über sich erhalten konnten, die Geheimnisse ihres Verfahrens beym Äßen den Kunstverständigen zu verrathen.

Das Eigenthümliche der Tischbeinischen Aeskmanier besteht in der gefälligen Verbindung der Nadir- und Kupferstecherkunst mit dem eigentlichen Äßen, oder der Kunst, den Pinsel auf dem Kupfer nachzuahmen. Man könnte dieses letztere auch die Tischmanier nennen, weil sie mit dem

Zusfassen die meiste Aehnlichkeit hat: so wie man die Art, mit welcher Tischbein einige Köpfe und Figuren behandelt hat, die Kreidem manier nennen könnte.

Tischbein selbst unterscheidet in seinem Werke vier besondre Manieren von einander, von denen allen er in seinen vier und achtzig Blättern hinlängliche Proben abgelegt hat. 1) Das Nadelradieren, 2) die gesandete Manier, 3) die genadelte und gesandete Manier, 4) die Verbindung aller drey Manieren. Eigentlich unterscheidet das Auge auf den 84 Probeblättern drey Manieren, das Radieren mit der Nadel, welches den Schraffirungen oder Umrissen mit der Feder am ähnlichsten sieht; die Sandmanier, wodurch die Kreidestrichs am vollkommensten nachgeahmt werden können; und die Staubmanier, wodurch die Zeichnungen völlig das Ansehen ausgetuschter Blätter erhalten. Der verschiedne Gebrauch, den der Künstler von diesen drey Manieren zu machen gewußt hat, und die mannigfaltige Verbindung und Vermischung dieser Manieren mit einander, giebt seinen Blättern das Ansehen, als wenn jedes einzelne in einer besondern Manier gearbeitet wäre.

Wir glauben den Liebhabern der Künste einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir sie einigermaßen mit dem Verfahren bekannt machen, welches Tischbein bey seinem Aeszen zu beobachten pflegt. Das Radieren mit der Nadel geschieht auf die gewöhnliche Weise. Tischbein aber hat uns noch mit einer besondern Art von Radieren bekannt gemacht,

macht, die er vornämlich dazu braucht, um den matten Stellen auf seinen Blättern durch Nachhülfe einen stärkeren Ton zu geben. Er bedient sich dazu verschiedner Stifte von feinem Bimsstein oder Sandschiefer, die bald spitziger, bald platter zugeschliffen werden. Mit diesen Stiften arbeitet man auf dem Kupfer, welches vom Aeggrunde schon gereinigt ist, wie mit schwarzer Kreide auf dem Papiere, nur daß man den Stift etwas stärker andrückt, wie die Kreide. Mit dem Sandschiefer giebt man die schwachen halben Töne und abweichenden Linten an, mit dem Bimssteine die schärfern Striche und Drucker. Beyde Arten von Stiften greifen besser ins Kupfer ein, wenn man sie immer im Wasser hält. Diese einfache Manier, den Blättern die erforderliche Haltung zu geben, und sie auf den gehörigen Ton zu bringen, macht das kerbige Stahlröllchen entbehrlich, wodurch unser Künstler ehemals die Schattentöne angebracht hat.

Was die Sandmanier betrifft, wodurch der Künstler in den Stand gesetzt wird, Zeichnungen mit schwarzer Kreide oder Rothstein, auf der Kupferplatte vollkommen nachzuahmen, so ist das mechanische Verfahren dabei folgendes.

Man trägt den Aeggrund auf die Platte, und läßt ihn wie gewöhnlich berauchen: alsdann bestreut man die ganze Platte mit einem feinen Sandstaube, läßt den Aeggrund auf einem warmen Ziegelsteine erweichen, damit der übergestäubte Sand sich fest ansetze, und bläst sodann, wenn die Platte wie-

der kalt geworden ist, allen überflüssigen Staub weg. Jetzt deckt man die Platte mit fein gerötheltem Papiere und befestigt an die Platte die Zeichnung, welche geätzt werden soll. Um diese fest zu halten, und sie so oft man will von der Platte abzunehmen, und wieder gerade in der vorigen Lage drauf zu legen, schlägt der Künstler vor, an die vier äußersten Ecken der Platte, so wie an den Seiten kleine Löcher zu bohren und mit plattköpfigen Stiften von Knochen die Zeichnung anzuhängen. Die Löcher der Zeichnung und der Platte bestimmen alsdann jedesmal die vorige Lage wieder. Liegt nun die Zeichnung auf der Platte, so überfährt man mit stumpfen Nadeln von verschiedenen Spitzen, die schwarzen Kreidenzüge der Zeichnung. Auf die Art wird der Sand durch den Aetzgrund hindurch ans Kupfer angebrucht.

Ist dieß geschehen, so benetzt man mit einem Pinsel voll Aetzwasser die schwarze Oberfläche der Platte ohne Aufhören 2, 3 bis 4 Stunden hinter einander, bis das Aetzwasser überall unter dem Sande gehörig eingebissen hat.

Weil dieses Verfahren aber so viele Zeit und Mühe erfordert, indem der Sand auf dem Grunde unauflösbar ist, so hat der Künstler sich Mühe gegeben, einen auflösbaren Sand zu erfinden; und diese Bemühung ist ihm gelungen. Der zerstoßene Tartarus oder Weinstein giebt ein feines Pulver, welches man zum beliebigen Gebrauche beym Ätzen in einer verschlossenen Büchse aufbewahren kann. Das allerfeinste von diesem Pulver kann
man

man durch ein subtile Sieb von Musselin oder Pferdehaaren von dem gröbern absondern. Das gröbere Pulver ist alsdann bey der Kreidemanier, das feinere bey der Tuschanier zu gebrauchen. Beyde Arten von Pulver lösen sich im Aekwasser auf, und verstatten ihm dadurch den freyen und überall gleichförmigen Zutritt zum Kupfer. Von der Kreidemanier haben wir erst gesprochen.

Von der Tuschanier gilt beynahe dasselbe, nur daß man statt des gröbern Sandpulvers sich jetzt des feinern bedient, und wenn die Zeichnung auf der Platte befestigt ist, mit stumpfen Nadeln oder Druckstiften alle Schattenparthien flach durch drückt, wie man mit einem Pinsel zu thun pflegt. Durch das stärkere oder schwächere Andrucken, werden die stärkern und mattern Stellen angegeben. Bey dieser Manier aber pflegt der Künstler gewöhnlich erst mit einer scharfen Nadel alle Umrisse deutlich anzugeben: und durch die oben beschriebene Nachhülfe mit Stiften von Santstein und Bimstein giebt er zuletzt dem Ganzen die gehörige Haltung. Soll der Ton noch kräftiger werden, so mischt man 25 bis 30 Tropfen rauchenden Salzgeist in ein Loth aqua regis und stüpfet mit einem Fischpinsel dieß Wasser an die kräftigsten Stellen. Nach und nach dehnt man dieß Wasser aus und bringt neues auf die alte Stelle. Diese ganze Procebur dauert 2, 3 bis 5 Minuten, alsdann wird die Platte rein gewaschen. Durch diesen bisher noch unbekannten Kunstgriff lassen sich geküschte Blätter zum Täuschen nachahmen.

Wir fühlen, indem wir dieß wenige von dem Verfahren beym Aetzen nach Tischbeins Manier, im Auszuge angeführt haben, daß auch die umständlichsten Beschreibungen die Stelle eigner Versuche nicht vertreten können. Aber jeder Künstler sollte billig die Blätter, welche Tischbein geliefert hat, wo nicht alle, doch wenigstens die vorzüglichsten darunter besitzen: um durch den Augenschein sich zu belehren, wie schön und groß die Wirkung sey, welche durch die verschiednen Aetzmanieren hervorgebracht werden kann. Für dieses Vergnügen, welches sich jeder Liebhaber der Kunst verschaffen kann, hat Tischbein durch die gefällige Nachricht gesorgt, daß jedes einzelne Stück von seinen Blättern für 6 Gr. 12 Stück aus dem Ganzen für einen Dukaten, und alle 84 Blätter für 10 Rthlr. verabsolgt werden sollen. Die Blätter sind in 12 Klassen vertheilt. Sie begreifen 5 Blätter lebendiges Wild, 8 Blätter Jagdstücke, 8 Blätter todes Wild, 5 Blätter Charaktere von Hunden, 2 Blätter wildes Feder- vögel, 7 Blätter wilde Raubthiere, 7 Blätter Thierköpfe und Seltenheiten, 11 Blätter Vieh- stücke, 5 Blätter Pferde und Reuter, 7 Blätter Landschaften, 10 Blätter Menschenköpfe, 8 Blätter historische Figuren. Man sieht, daß Thierstücke den größten Theil von dieser Sammlung einnehmen; es giebt aber auch einige Blätter darunter, die meisterhaft gearbeitet sind.

Wir heben nur einige von diesen Blättern aus, die sich entweder durch das ungewöhnliche und

und besondere in der Manier, oder durch vorzügliche Güte und Schönheit in der Haltung von den übrigen unterscheiden. Darunter gehört in der zweiten Klasse die Schweineheße in Tuschmanier, durch feine und starke Schraffirung gehoben — ein Stück von außerordentlicher Stärke und Kraft. Der laufende Hirsch mit dem Hunde an der Seite hat eine überaus feine, leichte und gefällige Schraffirung. Der vom Bären gepackte Stier (ein Stück von eignem ästhetischen Werthe) ist von einer Zeichnung mit schwarzer Kreide, besonders auf dem blauen Papiere, schwer zu unterscheiden.

Ein Muster von schöner und leichter Manier, im Radieren, der es zugleich an nöthiger Stärke nicht fehlt, giebt der sitzende Hund. Noch weit dreußer und kühner aber ist der vor Hasanen stehende Hund nach Dubry in einer halb radierten, halb getuschten Manier bearbeitet.

Der Habicht, welcher eine Ente greift, vom Künstler nach der Natur gemahlt, vereinigt beynahe alle Manieren in sich, und hat den Reiz der anmuthigsten Schraffirungen mit der musterhaften Zeichnung verknüpft.

Ein Löwe, aus der Menagerie zu Cassel nach dem Leben gezeichnet, verdient nicht weniger ausgehoben zu werden. Die allervollkommensten Blätter aber liefert die Klasse der Viehstücke. Man kann in dieser Art nichts schöneres sehn, als das Viehstück nach Roos, welches Schafe und Hornvieh an einem alten Gemäuer darstellt; ein Stück, welches die leichteste Schraffirung mit der weichen
Tusch.

Tuschmanier verbindet, und mit dem sorgfältigsten Fleiße durchgehends gezeichnet ist. Der Landmann mit den Pferden würde einem getuschten Blatte vollkommen gleichen, wenn der Künstler mehr Stärke und Haltung in die Landschaft gebracht hätte, die fast gar keine Schattentöne hat. In dem Viehstück nach Potter hat der Künstler mehr zu tuschen versucht: es ist aber zu bedauern, daß die unreinen Tinten ihm die Lust verdorben haben. Lehrreiche Winke für nachsehnende Künstler enthält die einfache Zeichnung von dem fressenden Ochsen nach Roos. Man bemerke die matten Striche im Grasse, welche durch die Sandmanier entstanden sind, und denke wie leicht es seyn müsse, in dieser Art eine Bleistiftzeichnung vollkommen nachzubilden. Unter den Reitern empfiehlt sich der Falkenier durch seine kraftvollen Drucker und die reine Manier, worin er radirt ist. Unter den Landschaften, welche den Thierstücken bey weiten nachstehen, ob man sie gleich den Figuren noch vorziehen möchte, verdient die noch Rembrandt den Vorzug vor allen. Da sie ohnstreitig unter die vollkommensten Versuche gehört, die der Künstler in Tuschmanier gemacht hat, so sey es uns erlaubt, den Kunstverständigen auf die noch übrigen Unvollkommenheiten aufmerksam zu machen, die entweder von dieser Manier ganz unzertrennlich sind, oder vielleicht in der Folge noch durch anhaltenden Fleiß verbessert werden können.

Es fehlt der Manier durchgehends noch an genugsamer Reinigkeit. Zwar ist die Lust in der vor uns liegenden Landschaft schon um
vie.

vieles reiner gerathen, als auf manchen andern Blättern; allein vollkommen hat sie doch nicht den Willen des Künstlers erfüllt, und die Schraffirung, wodurch ihr zuletzt noch nachgeholfen worden ist, wenn sie auch noch von einer gleichförmigern Art wäre, würde dem Auge auf der weichen Grundmaße doch nicht wohl thun. Und wer sollte nicht wünschen, auf einem rein getuschten Blatte alle Schraffirungen verbannt zu sehen?

Es fehlt der Manier ferner noch an hinlänglicher Bestimmtheit. Ueberall gleicht sie einem mit dem Tampeur oder Wischer aufgeriebenen Kreidengrunde, der es nicht erlauben will, daß man feinere Abstufungen von Licht und Schatten anbringe, wodurch einzelne Parthieen mehr gehoben und von einander abgesondert werden müssen. Das Auge findet also überall nur Hauptmaßen, und vermißt bey aller Schraffirung in dem Baumschlage die Nuancen, wodurch das Vorspringen und Zurücktreten einzelner Theile bewirkt werden kann. Aus derselben Unvollkommenheit entspringt aber auch die Nothwendigkeit der scharfen Umrisse, ohne welche kein Gegenstand von dem andern abgesondert, und dadurch kenntlich gemacht seyn würde. Gleichwohl verlangt unser Auge, nicht durch Striche, sondern durch die bloße Abwechselung von Farben und Lichtern, die Verschiedenheit der Gegenstände zu erkennen, die ihm vorgehalten werden. Endlich fehlt es der Manier auch noch an der nöthigen Stärke. Ueberall muß die Nadirnadel zu Hülfe kommen, wo ent.

entweder Drucker oder starke Schatten angebracht werden sollen.

Unter den Menschenköpfen zeichnet sich der Eremit nach einem Gemälde von Tischbein vor allen andern aus. Unter den Figuren verdient der Scheerenschleifer um deswillen bemerkt zu werden, weil sich der Künstler bey der Verfertigung dieses Stricks statt des Sandes bloßer geriebner Kreide bedient hat. Es giebt einzelne Striche auf diesem Blatte, die nicht besser hätten werden können; so wie das Ganze einer Schraffirung mit schwarzer Kreide vollkommen gleicht. Außer diesem verdienen der Philosoph nach Tenier und Pygmalien vom Cornelius von Harlem, als vorzüglich gute Blätter angeführt zu werden.

Es läßt sich im geringsten nicht zweifeln, daß, wenn sich mehrere geschickte Künstler durch diese Versuche aufmuntern lassen, die Aestkunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht werden kann.

VI.

Kunstanzeigen.

Leipzig. Bey Hrn. Rost ist nunmehr der von uns angekündigte Catalogue raisonné du Cabinet d'Estampes du feu M. Brandes, Secrétaire intime de la chancellerie Royale d'Han-

d'Hannovre, contenant une Collection de Pièces anciennes & modernes de toutes les écoles dans une Suite d'Artistes depuis l'origine de l'Art jusqu'à nos jours; rédigé & publié par M. Huber. Tome premier, renfermant les écoles d'Italie & des Pays-bas. (592 p.) Das Kupferstich-Cabinet des seel. Hofr. Brandes war unstreitig, so wohl in Absicht auf die Wahl der Blätter, als seinem Umfange nach, eine der größten und wichtigsten Privatsammlungen in Deutschland, so wie das gegenwärtige Verzeichniß für die Kunstsammler, Freunde und Kenner ein wahres Geschenk ist, da ein Mann, wie Hr. Huber, der durch so viele Kunstschriften aus diesem Fache, und durch den eignen Besiß eines ansehnlichen Cabinets, seine Kenntnisse und seinen Geschmack auf eine so vortheilhafte Art bekannt ist, die Einrichtung und Herausgabe desselben übernommen hat. In der vorgesezten Einleitung giebt er dem Leser von derselben eine vollständige Rechenschaft. — Da wir Herrn Brandes einen großen Theil der Anzeigen von den wichtigsten Kunstwerken, hauptsächlich aus England, verdanken, so halten wir es für Pflicht, das Vornehmste aus seiner hier befindlichen kurzen Lebensgeschichte auszuzeichnen, damit sein Andenken auch unter uns erhalten werde.

Er war in Celle geboren, studierte zu Göttingen u. selbst, und brachte nach Endigung seiner academischen Studien einige Jahre in Holland und England zu. Nach seiner Rückkehr ward er bey der Kanzley in
 LIII. B. 1. St. G Han.

Hannover angestellt, wo ihm zu großem Vortheile der göttingischen Universität die Besorgung ihrer Angelegenheiten übergeben war. Das königliche Ministerium von Hannover vertraute ihm zu verschiedenen malen wichtige Aufträge an. Vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges ward er als Legationssecretär an die vier Churfürstl. Höfe am Rhein, und von da nach Cassel bey Gelegenheit der Religionsveränderung des verstorbenen Landgrafen von Hessen geschickt, und auch während dieses Kriegs zu andern Geschäften, hauptsächlich bey der, die Einnahme der in Westphalen eroberten Provinzen gebrauchte. Bey der Wahl des letzten Fürst-Bischoffs zu Hildesheim war er als Hannöverischer Commissionär gegenwärtig.

Seine Liebe für die Wissenschaften entwickelte sich frühzeitig. Mit einer großen Kenntniß der gelehrten Sprachen verband er die neuern, hauptsächlich Französisch und Englisch, und durch das Lesen der vorzüglichsten Schriftsteller; so wie durch den Umgang der vorzüglichsten Gesellschaften, bildete er seinen Geschmack, und außer den wissenschaftlichen Kenntnissen legte er sich hauptsächlich auf Geschichte und Völkerrecht, ob ihm gleich keine fremd war. Er fing eben so frühzeitig eine Bibliothek an zu sammeln, und sie ward in der Folge so ansehnlich, daß sie sowohl in Absicht der Wahl, als der Kostbarkeit der Bücher sich mit den größten Bibliotheken messen konnte. In seinen letzten Lebensjahren verkaufte er sie an den Herzog von Holstein-Oldenburg, wohin sie auch nach seinem Tod.

1791 gebracht ward. Sie bestund aus 20000 Bänden: doch hatte er sich deren Gebrauch auf Lebenszeit vorbehalten. So ist ebenfalls eine aus-erlesene Sammlung Landcharten von ihm nach Hamburg verkauft worden, die ist in den Händen des Hrn. Prof. Ebelings ist. Sehr frühzeitig legte er auch schon den Grund zu dieser so wichtigen Kupferstichsammlung, wobey er hauptsächlich zwey Punkte zum Augenmerke nahm, theils als ein Kenner des Schönen, theils als ein Liebhaber der nachahmenden Künste. Dieser Absicht gemäß verfolgte er die Kunst zu stehen bis zu ihrem ersten Ursprünge, und wieder rückwärts bis zu ihrer äußersten Entwicklung, und schonte weder Mühe noch Kosten, wie er denn dieserhalb einen weit ausgebreiteten Briefwechsel nach England, Frankreich, Holland und Italien unterhielt. Seine Sammlung zeichnet sich daher nicht nur durch die Menge der Blätter, sondern auch durch die Seltenheit und Wahl der Abdrücke aus. Er war ein heiterer angenehmer Gesellschafter, besaß ein richtiges Auge und eine reife Beurtheilungskraft, und so glücklich er sich in seinem Cabinette befand, hielt es ihn doch nicht von dem Umgange mit der Welt zurück. Die Hochachtung und Liebe, die seine Obern, Freunde und Untergebene für ihn hatten, gründete sich auf sein gutes edles Herz und seinen rechtschaffnen von allen Ansprüchen freyen Charakter sowohl, als auf seine vorzüglichen Talente: die natürliche Folge, daß er ein liebereicher Mann und Vater gegen die Seinigen war.

Es läßt sich aus diesem leicht schließen, was man ungefähr von gegenwärtigem Verzeichnisse erwarten darf. Er hat es in vier Foliobänden abgefaßt, und nach fünf Schulen, der Italienischen, Niederländischen und Holländischen, Deutschen, Französischen und Englischen vertheilt. Diese liefert Hr. Huber in zwey folgenden groß Octavbänden, wo er ansehnliche Zusätze hinzugezogen und manches wieder zusammen gedrängt hat. Von seiner Anordnung giebt er nun folgende Rechenschaft, und der Geschmack und die große Einsicht des Verf. sowohl als des Herausgebers lassen sich dabey nicht verkennen. — Die Schulen sind nach dem Geburtsort der Meister angegeben — Ist ein Verzeichniß von einem vorhanden, nach dem die Liebhaber ihre Sammlungen zu ordnen pflegen, wie z. B. die Catalogen von Rembrandt durch Versaint und Yver, und von Rubens durch Hequet und Vasan, so sind die Nummern angegeben — Die Portraitmaler sind übergangen, der Künstler müßte denn zugleich Geschichtsmaler seyn — Von den Malern, die zugleich den Grabstichel geführt und nach ihren eignen Ideen gearbeitet haben, findet man eine abgeforderte Klasse, die ihren übrigen Werken vorsteht. — Die Maler, die einerley Gegenstände behandelt, als Thier- und Landschaftsmalereyen, sind nach alphabetischer Ordnung der Kupferstecher angegeben. — Bisweilen hat die Verschiedenheit der Malereyen eines Meisters Unterabtheilungen erfordert. — Obgleich der Catalog französisch ist, so

so ist doch der Titel nach der Unterschrift in der eignen Sprache angegeben. — Fehlen unter einem Blatte die Namen des Meisters, so ist der Name in einer Parenthese hinzugesetzt — so wie das Maasß der Länge und Breite nach Pariser Fuß. — In Absicht der englischen Blätter, von denen sich hier die prächtigste Sammlung, und größtentheils Abdrücke *avant la lettre* finden, ist man einen andern Weg eingeschlagen, und hat die Artikel nach den Kupferstechern geordnet.

Aus dieser kurzen Anzeige können sich die Liebhaber ungefähr eine Vorstellung von dem Ganzen machen. Es besteht aus mehr als 34000 Blättern aller Arten, die eine Folgereihe von Kupferstichen aller Schulen enthalten, und eine anschauliche Geschichte dieser Kunst gewähren. Noch ist zu bemerken, daß außer dieser großen Sammlung eine zweite von 12000 Portraits da ist, von der der sel. Brandes ebenfalls einen Catalog nach alphabetischer Ordnung hinterlassen hat, der aber jetzt nicht mit in Druck kommt, und ein eignes Object ausmachen wird, wofür nicht ein Käufer auf diese zugleich seine Absicht richten sollte. Wie sehr wäre zu wünschen, daß ein Schatz, der mit so vieler Sorgfalt, Kosten und Mühe zusammen gebracht worden, einen Käufer finden, und nicht durch die Versteigerung möchte zerstreuet werden. Der erste Theil dieses Verzeichnisses wird mit 3 Thlr. 12 Gr. Conventionsmünze bezahlt, worauf man in kurzem den zweiten Theil ohne allen weitem Nachschuß von der Kostlichen Kunsthandlung erhält.

Ferner hat die Kossische Kunsthandlung von Hrn. Valentin und Rupert Green, berühmten Kupferstechern zu London, Auftrag, halbe Pränumeration von folgendem großen Kunstblatte anzunehmen: Hauptangriff von Valenciennes am 25. Jul. 1793 durch die vereinigte Armee; nach einem großen, nach der Natur entworfenen Gemälde des berühmten Ph. Jac. de Louthenburg: Der Preis der Probedrucke ist 5 Guineen; der ersten Abdrücke mit der Schrift 3 Guineen. Nach dem, aus einem 12 Fuß breiten und 8 Fuß hohem Gemälde, wird der, bey 30 Zoll breite und 20 Zoll hohe Kupferstich erscheinen. Es werden darauf die Porträte der ersten Heerführer und verdienstesten Offiziere, auf eine schickliche Art angebracht und nach dem Leben auf Ort und Stelle gezeichnet, erscheinen: der Prinz von Coburg, der Erzherzog Carl Ludwig, Prinz Ferdinand von Württemberg, die Grafen von Clairfait, von Erbach, von Ferrari u. a. m. Mit dem Kupferstiche erhalten die Pränumeranten ein Blatt zur Erläuterung des Sticks, die Umrisse der Bildnisse nebst dem Namenverzeichnisse, eine gedruckte Beschreibung der ganzen Belagerung, und einen Plan nach einer genauen Ingenieurzeichnung.

Mannheim. Herr Singenich hat ein Gemälde von Rubens, in der Churfürstl. Gallerie allda, die Friedensstiftung zwischen den Savoiern und Römern, in der punktirten Manier, nach einer von ihm selbst gefertigten Zeichnung, in Kupfer gebracht. Ein herrliches Blatt, in dem
von

von Rubens Geist nichts verloren gegangen ist. Der Preis ist 5 Thlr.

Mürnberg. Der Kunsthändler Frauenholz hat das Bildniß des berühmten Historikers und Dichters Schiller von Graff, in einer schwärmerisch nachdenkenden Stellung dargestellt, von Hrn. Müller in Stuttgart in Kupfer stechen lassen. Wer Schillers Schriften kennt, wird bey Erblickung desselben ausrufen: „So muß Schiller aussehen, wenn er, im Nachdenken verloren, im Lehnstuhl sitzt, und den Kopf auf seinen Arm stützt!“ Der Grabstichel ist meisterhaft geführt, und dieses Blatt ein neuer Beweis, daß wir Deutsche an Hrn. Müller einen Künstler haben, dessen historische Portraite mit denen von Wille und Schmidt um den Rang streiten. Der Preis ist ein Laubthaler. Gute Abdrücke dürften aber bald dreysach so hoch bezahlt werden.

Weimar. Herr Lips hat das Bildniß des Hrn. Prof. Reinhold, nach einer selbst verfertigten Zeichnung, in dem bekannten Format der trefflichen Baufischen Bildnisse, worin er auch schon die von Göthe und Wieland geliefert hat, in Kupfer gestochen. Der Stich ist rein und kräftig, hat aber nur noch etwas Metallartiges, welches vielleicht daher rührt, daß der Künstler viel nach Gypsstöpseln mit Bleistift oder Tusche gezeichnet hat. Der Preis ist 20 Gr.

Rom. Da wir nunmehr das schöne, von uns bereits im vorletzten Bande unserer N. Bibl. angezeigte Gegenbild, der von Hrn. Gmelin ge-

stochenen *petites Cascatelles de Tivoli*, mit den Ruinen der Villa des Mäcen vor uns haben, so wird es wegen des Reichthums der auf diesem Blatte dargestellten Gegenstände nicht überflüssig seyn, wenn wir zur Erläuterung dessen Inhalt anzeigen. Die Beleuchtung desselbigen ist am Morgen. Der Mittelgrund, als Hauptgegenstand, stellt die kleinen Cascatellen mit der berühmten Villa des Mäcenas dar, welche auf dem Abhange eines wildbewachsenen Berges liegt. Unter ihr und neben her stürzen sich die Wasser herab und lösen sich in Staub auf. Rechts auf der Ebene des Berges liegt der Tempel della Tosse, und links weiter hinauf der interessantere Theil von Tivoli, nämlich die Villa d'Este. Diese reichbewachsene Aussicht schließt sich mit den Bergen von Tivoli, d. i. dem Monte spicato und Monte St. Angelo. Ueber diesen Gegenstand hinaus zeigt sich rechter Hand ein Theil der Landschaft gegen Palästina zu, und die Kette von den Frascati'schen Bergen schließt den Grund. Von dieser Hauptscene führt nahe am Vordergrund ein Weg in einen Oelwald, in den eine Heerde Ochsen getrieben wird, und links darauf stehn unter einer großen Eiche drei Jäger mit Hunden um einen erlegten Hasen, welche die vorderste Staffage ausmachen. Gegenüber rechts im vordersten Grunde ist die Terasse von der Villa des Quint. Varus, von wo aus der Punkt zu Darstellung des ganzen Gegenstandes gewählt worden. Beleuchtung, Haltung, Baumschlag, Perspektiv, und das stufenweise Verhältniß der Objekte

jetzt und Farbengebung verrathen eine Meisterhand, die bey einer sorgfältigen Ausführung des Griffs doch alles Aengstliche vermeidet. Nach einer Privatnachricht haben wir bald eine neue Platte, die Grotte des Neptuns, von diesem braven deutschen Künstler zu erwarten. Beide Blätter der Cascaden kosten zusammen 5 Thlr. jedes zu 2 Thlr. 12 Gr. Das Monument de Gessner von demselben Künstler, das wir vor einiger Zeit angezeigt, 1 Thlr. 16 Gr. und alle drey sind in der Frauenholzischen Kunsthandlung zu Nürnberg zu haben.

Auszug aus einem Briefe aus Rom vom
Januar 1794.

„Von Raphaels Madonna della Seggiola, welche der berühmte Kupferstecher Morghen, gegenwärtig zu Florenz, neuerlich beendigt hat, ist eine Copie von Andrea del Sarto zu verkaufen, ein Bild von dem ich glaube, daß Sarto nie etwas bessres gemacht hat. Dieses Bild hat noch außerdem den Vorzug, daß es vollkommen so erhalten ist, als ob es jetzt erst beendigt worden. Freylich sind auch 1000 Zechinen, die man dafür verlangt, keine Kleinigkeit.

„Die vorzüglichsten Bilder, so jetzt in Rom zu kaufen sind, sind: das Porträt des Papsts Julius II. von Raphael für 500 Zechinen; ob Raphael viel vollkommnere Portraits gemalt hat, oder überhaupt vollkommnere in der Welt sind, weiß ich nicht. Ferner eine Copie nach Raphael, von Dominich.

no, für 600 Scudi. Ein großes Bild von Guercino für 12000 Zechinen — Ein noch nicht geendetes Bild von Correggio, 5000 Zechinen. Dieß sey Ihnen ein Beweis, wie hoch hier die Preise von guten alten Bildern sind.

„La Bruzzi giebt hier ein vortreffliches Werk in zwey Theilen heraus, unter dem Titel: *Antichita della via Appia*, es enthält die interessantesten Gegenstände des Alterthums auf der Via Appia, von Rom bis Brundisium; La Bruzzi hat sie auf der Stelle gezeichnet und selbst radirt. Es ist davon der erste Hest erschienen, welcher 12 Blatt in groß Querfolio enthält; der Vortrag dieser schönen Kunstblätter ist kühn, geistreich, und mehr bestimmt als Piranesis Blätter. Jeder Hest kostet 6 bis 7 Scudi. Lorenzo Roccheggiani giebt ein Werk in 100 Blättern heraus, unter dem Titel: *Raccolta di Cento Tavole Rappresentanti i Costumi Religiosi, Civili e Militari degli antichi Egiziani, Etruschi, Greci e Romani, Trattati dagli antichi Monumenti per uso di Professori delle belle Arti*. Es sind bis jetzt 12 Blatt in Folio erschienen, alle vom Herausgeber selbst gezeichnet und meisterhaft gestochen; jedes Blatt kostet einen Paul.“ —

A Collection of Engravings from Antiques Vases, the greater Part of Grecian Fabric; found in ancient Tombs in the two Sicilies; but particularly in the Neighbourhood of Naples, in the Years 1789 and 1790; with Remarks of the Proprietor,
Sir

Sir William Hamilton, Envoy Extraordinary from his Britannic Majesty to the Court of Naples. Published by *William Tischbein*, Director of the Royal Academy of Painting. Folio, French and English, with 63 Plates. *Naples*, 1791. Wenn dieß kostbare Werk auch dem Liebhaber ausgeführter Kupferblätter gleichgültiger seyn sollte; so wird es doch bestomehr Beyfall bey dem Antiquar und dem Zeichner finden, indem diese alten Vasen sowohl, was die Formen, als die darauf gemalten Figuren anbetrifft, mit der sorgfältigsten Genauigkeit in bloßen Umrissen abgezeichnet dargestellt werden. Sir Hamilton beweist, daß diese sonst so genannte etruskische Vasen, wovon zu seiner Zeit die D'Hancarvillische in unserer Bibliothek angezeigt worden, wahre griechische, sowohl der Erfindung als der Arbeit nach sind. Die gewöhnlichsten Figuren beziehen sich auf den Dienst des Bacchus und der Ceres, da sie bey der Tafel gebraucht wurden; einige sind aus dem Homer genommen, und manche stellen gymnastische Spiele vor. Bey jeder Vorstellung, die hier 63 Platten einnehmen, ist angezeigt, wo sie gefunden worden. Das Werk ist in Leipzig in der Kossischen Kunsthandlung zu haben.

Rom. Museo Pio-Clementino, descritto da Ennio Quirino Visconti, Direttore del Museo Clementino. Tomo III e IV. gr. Fol. 1792. Der 3te Band, mit dem der gegenwärtige Papst diese prächtige Sammlung

be-

Folge war er so glücklich, der innigsten Vertraulichkeit mit Archibald, Herzog von Argyle, Hrn. Karl Townshend und William Grafen von Mansfield zu genießen. Sein Vater, der ihn seiner eignen Kunst gewidmet, schickte ihn hierauf nach Italien, um dort die Werke des Alterthums zu studieren: denn er war der Meynung, daß die Gebäude derselbigen für den Baukünstler das wären, was die Werke der Natur in Rücksicht auf die andern Künste sind, und eben sowohl zur Nachahmung als zum Muster dienen; glaubte auch, daß sie an Ort und Stelle müßten studiret werden, um die Seele mit Ideen des Großen und Schönen zu erfüllen, welches bloße Copien nicht vermögend wären, obgleich nur wenige Denkmäler von griechischer oder römischer Architektur, außer öffentlichen Gebäuden, übrig sind: denn Tempel, Theater und Amphitheater haben wegen ihrer Festigkeit allein den Verwüstungen der Zeit und der Barbaren widerstanden. Die Privatgebäude der Bürger zu Athen und Rom, so zierlich und prächtig sie mögen gewesen seyn, sind untergegangen, und von den unzähligen Villas, die Italien anfüllten, sind nur wenige Ruinen übrig, obgleich die Römer den Raub der Welt darauf verschwendet hatten. Da Hr. Adam einsah, daß die Kenntniß der Baukunst unvollkommen wäre, wenn er nicht die Beobachtung eines Privatgebäudes zu seinem Studium der öffentlichen Gebäude hinzuthäte, so faßte er den Entschluß des Kaisers Diocletians Pallast zu Spalatro, im venetianischen Dalmatien, zu besuchen.

suchen. Zu dem Ende beredete er Hrn. Clerissau, einen französischen Künstler, ihn zu begleiten, nahm zwey Zeichner mit, und ging im Junius 1757 von Venedig dahin ab, und vollendete binnen fünf Wochen zu seiner großen Zufriedenheit seine Absicht.

Im Jahre 1762 ward Hr. Adam zum Architekten des Königs ernannt. 1764 gab er das *Recueil* seiner Untersuchungen zu Spalatro, in einem groß Folio Band, unter folgenden Titel heraus: *Ruins of the Palace of the emperor Dioclesian, at Spalatro in Dalmatia, by R. Adam, F. R. S. F. S. A. Architect to the King & to the Queen*, mit 71 vortreflich gestochenen Platten; ein Werk, das in der Reihe der *Namen* von Balbec und Palmyra von Hrn. Wood und den Alterthümern von Athen durch Hrn. James Stuart zu stehen verdient.

1768 gab er sein Amt an den König ab, weil es sich nicht mit dem eines Parlamentsgliedes vertrug, zu dem er für die Grafschaft Kimroß war erwählet worden. Um diese Zeit wurde er, in Vereinigung seines Bruders James Adams Esq., von dem Adel zur Errichtung viel edler neuer Gebäude und zur Prachtverzierung vieler großen Wohnhäuser gebraucht, und 1773 gaben sie die erste Lage ihrer Werke unter dem Titel aus: *The Works in Architecture of Robert and James Adams, Esq. No. 1. Containing Part of the Designs of Sion House, a magnificent Seat of his Grace the Duke of North-*

humberland in the County of Middlesex. In der Einleitung verbitten sie allen Verdacht einer sklavischen Nachahmung. Im Jahre 1774 erschien die zweite Nummer und enthielt a part of the designs of the late Earl of Mansfield's villa at Kenwood in the County of Middlesex. — 1775 die 3te Nummer: the designs of Luton Parkhouse, one of the seats of the late John Earl of Bute. — 1776 die vierte Nummer, die einige Werke zu Whitehall, Edinburg u. s. w. darstellt. Die herrlichen Gebäude the Adolphi werden ein ewiges Denkmahl der beyden Brüder bleiben.

Es sprang ein Blutgefäße in seinem Magen, und er ward den 10. März 1792 in den südlichen Flügel von Westminsterabtey begraben. Sein Begräbniß war nicht öffentlich, und geschah blos in Begleitung einiger wenigen Freunde: doch trugen sein Leichentuch der Herzog von Buccleugh, die Grafen von Coventry und Lauderdale, Viscount Stormont, Lord Friedrich Campbell und Herr Pultney; woraus sich ergiebt, daß er, in Absicht auf politische Meynungen, zur Oppositionsparthey gehörte.

Seine herrlichen öffentlichen und Privatgebäude werden seinen Geschmack und Geist immerdar bey der Welt im Andenken erhalten. Seine sanften Sitten und sein treflicher moralischer Charakter erwarben ihm viel Freunde, und England hat in ihm und Josua Reynolds beynabe zu gleicher Zeit zwey seiner größten Zierden verloren. Dieser
führ.

führte beynahe einen ganz neuen und höhern Styl in der Bildnißmalerey ein, und jener verursachte beynahe eine gänzliche Veränderung in der Baukunst; auch war sein fruchtbares Genie nicht bloß auf Verzierung der Gebäude eingeschränkt, sondern verbreitete sich fast über jeden Zweig des bildenden Künste. Er verrieth in Zeichnung seiner zahlreichen Landschaften einen großen Reichtum von Einbildungskraft, und viel Beurtheilung in Vertheilung seines Lichts und Schattens. Bis auf den letzten Augenblick seines Lebens war er geschäftig; denn er zeichnete das Jahr vor seinem Tode fünf und zwanzig Privatgebäude mit so viel Veränderung in ihrem Styl und einer so schönen Composition, daß schon diese zu seinem Ruhm hinreichend gewesen wären.

The Dance of Death, painted by H. Holbein, and engraved by W. Hollar. 8vo 1 L. 1 S. Edwards. 1793. Die Absicht des Verf. dieses schön gedruckten Buchs ist, zu erwelken, daß Hans Holbein weder Maler noch Stecher des berühmten Todtentanzes war, indem aus der ersten Ausgabe der berühmten neuern Stiche von Hollar copiert deutlich erhellt, daß der Maler, wie in der Vorrede zu der ersten Ausgabe, Lyon, 1538. in 4. ausdrücklich gemeldet wird, vor diesem Jahre starb, da Holbein bis 1555 lebte. Der Maler ist noch nicht bekannt; der Verf. beweist aber, daß Hans Lügelburger, Holzschnyder zu Basel, die Platten gestochen. Da die Stiche von Hollar nicht so zahlreich waren, als die
frü-

früherer Holzschnitte, und in jeder Absicht weit unter den Originalen, ob sie gleich in Kupfer gegraben, und man die Platten, die noch wenig gebraucht sind, vor kurzer Zeit in England entdeckte, so hat man sie zu gegenwärtigem Werke wieder abgezogen. Sie sind hauptsächlich von der Ausgabe 1555 copirt. Mehrere dieses Werk betreffende Nachrichten findet man in der Vorrede, nebst einer genauen Beschreibung der Kupferstiche.

Some Anecdotes of the Life of Julio Bonafoni, a Bolognese Artist, who followed the best Schools etc. To which is prefixed a plan for the Improvement of the Arts in England. By George Cumberland, 8. Robinson 1793. Herr Cumberland, der bey uns hauptsächlich durch seinen Westindier und Observer bekannt ist, und sich auch durch sein Gemäldeverzeichniß von dem Esturial um die Kunst verdient gemacht hat, giebt hier von dem Leben und Werken eines beynahe ist vergessenen italienischen Künstlers Nachricht. In dem vorgesezten Plan schlägt er der Societät der Dilettanten vor, Gypsabgüsse von alten Bildsäulen, Basreliefs, Ueberbleibseln der Baukunst u. s. w. aus Italien und Frankreich kommen zu lassen, in Gallerien aufzustellen und junge Künstler darnach zeichnen zu lassen. Wir hätten geglaubt, daß dies längst in England geschehen wäre, so wie es bey uns in allen Akademien stets üblich gewesen ist.

Biographical Magazin, containing Portraits and Characters of Eminent and Ingenious

LII. B. I. St.

h

nious

nious Persons of every Age and Nation. London printed for Harrison. Dieses biographische Magazin, wovon mit dem 1ten März dieses Jahrs die 1ste Nummer ausgegeben worden, und Aehnlichkeit mit Schönheit verbunden in Absicht der Bildnisse enthalten soll, liefert zuörderst den Shakespear, Dr. Johnson, Sir Joshua Reynolds, David Garrick, Dr. Arne, Kapitaın Cook.

London. „Obgleich die Kernte von englischen Kunstblättern der Kupferstecherkunst diesmal nicht sehr beträchtlich ausgefallen ist; so glaube ich doch dadurch einen Ihrer Wünsche zu erfüllen, daß ich Ihnen einige der vorzüglichsten neuen Blätter anzeige, wobey ich alle mittelmäßige und ganz schlechte Stücke übergehe. Sollten Sie indessen einige darunter finden, welche blos durch die jetzige Epoche ihr Daseyn und Interesse erhalten; so dienen sie zum Beweis, daß England auch bey dem edlern Gewerbe der Kunst Zeitumstände zu nutzen weiß. Indessen verdienen dennoch auch diese Stücke, in Absicht ihrer Behandlung und Ausführung, vor so vielen andern dieser Art, Empfehlung.

Virgil writing his Epitaph. Virgil schreibt seine Grabschrift auf: Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet me Parthenope, cecini Pascua, Rura, Duces. Ein herrlich componirtes Blatt. Der Dichter im weißen Gewande liegt auf einem Ruhebede, an seinem Haupte sitzt ein trauernder Schüler, das Tintengefäß haltend, hinter ihm einer, der traurig seine Schrift bemerkt, und die

die Linke auf ein Postament legt, auf welchem eine Büste (vermuthlich Horazens) steht. Zu seinen Füßen die trauernde Muse, auf dem Boden die Leier mit zersprungenen Saiten.

The Younger Pliny reproved. vid. Melmoth Pliny Book 6. letter. 20. Der jüngere Plinius erhält einen Verweis. Ein würdiges Gegenstück zu vorigen; beyde von Ang. Kauffmann gemahlt, und von Th. Burke meisterhaft, in punctirter Manier, gearbeitet. Jedes ist 18 Zoll hoch u. 21 und einen halben Zoll breit, und kostet 18 Sch.

The Delivery of the definitive Treaty by the Hostage Princes into the Hands of Lord Cornwallis, von Dan. Orme gestochen, und :

The Departure of the Sons of Tipoo from the Zenana von F. Bartolozzi gestochen. Beyde von Matthes Brown gemahlt. Zwey meisterhafte und vortreflich gearbeitete Blätter, in punctirter Manier, nebst einem Erklärungsblatte, mit den Umrissen der darauf vorkommenden Portraits. Jedes ist 20 und einen halben Zoll hoch 26 Zoll breit, und kostet 26 Sch.

Catharina of Arragon plaiding her own Cause before King Henry the Eighth, und :

The Defeat of Mary Queen of Scots at the Battle of Langside. Zwey meisterhafte Blätter in schwarzer Kunst. Geistreiche Compositionen von N. Westall gemahlt und W. Ward gestochen. Jedes ist hoch 24 und einen halben Zoll, breit 28 Zoll, und kostet 15 Sch.

The entombing of Christ. Eine schöne Composition von Lud. Carrache, nach dem Gemählde in der Düsselborfer Gallerie, meisterhaft von Bal. Green in schwarzer Kunst gearbeitet. Höhe 28 und einen halben Zoll. Breite 19 und einen halben Zoll. Preis 21 Sch.

Samson betrayed by Delilah, eine große Composition von Rubens, ebenfalls von Bal. Green, nach einem Gemählde, in derselben Gallerie, in schwarzer Kunst gearbeitet. Höhe 24 Zoll, Breite 26 Zoll. Preis 32 Sch.

Elisah raising the Widows Son, in schwarzer Kunst, von J. Murphy, nach einem Gemählde von J. Northcote, Höhe 20 und einen halben Zoll, Breite 25 Zoll. Preis 10 und einen halben Sch.

Eine Vorstellung aus Shakespear's Winters Tale Act. II. Scene III. von J. Opie gemahlt und von P. Simon in punktirter Manier gearbeitet, 21 Zoll hoch, 27 Zoll breit. Preis 21 Schilling.

Eine Vorstellung aus dem nemlichen Stücke. Act IV. Scene III. von Fr. Wheatley gemahlt und J. Fittler, mit dem Grabstichel ausgeführt, 21 Zoll hoch, 27 Zoll breit. Preis 21 Sch.

Eine Vorstellung aus dem nemlichen Stücke. Eine Erscheinung. Act. V. Scene III. von W. Hamilton gemahlt und von Rob. Thew in punktirter Manier, 21 und einen halben Zoll hoch, 27 Zoll breit. Preis 21 Sch.

Eine Vorstellung aus Shakespears Love's Labour's lost. Act. IV. Scene I. vom nemlichen Kunst.

Künstler gemahlt, und von Th. Ryder in punktirter Manier gearbeitet, 21 und einen halben Zoll hoch, 27 Zoll breit. Preis 21 Sch.

The Separation of Lewis the Sixteenth from his Family in the Temple. Ein großes Blatt mit vielen Figuren, von E. Benazech gemahlt, und L. Schiavonetti gestochen, in punktirter Manier, 22 Zoll hoch, 27 und einen halben Zoll breit, Preis 21 Sch. Es werden noch mehrere Scenen aus der Geschichte Ludwig XVI. in Blättern von der nämlichen Größe herauskommen, woran die Künstler in England jetzt noch arbeiten.

George Washington Esq. President of the united States of America. Ein Kniestück in schwarzer Kunst, von E. Savage gemahlt und gestochen, 23 Zoll hoch, 17 Zoll breit, Preis 10 und einen halben Sch.

The Wanderer. Ein junges Mädchen in einem Walde sitzend, von L. Lawrence gemahlt, und W. Bond, in punktirter Manier gearbeitet, 21 Zoll hoch, 15 und einen halben Zoll breit. Ich besitze von diesem interessanten Blatte einen Probedruck, davon der Preis 10 und ein halber Schilling ist.

The Favourite Rabit, und Tom and his Pidgeons. Kinder mit Tauben und Kaninchen. Zwey angenehme Blätter von J. Kussel gemahlt E. Knight gestochen, 13 und einen halben Zoll hoch, 16 Zoll breit. Die Abdrücke, die ich vor mir habe, sind in Farben, und jeder kostet 15 Schilling.

Fishermen und Smugglers. Zwey Landschaften mit See; staffirt mit Fischern und Schleikhändlern, welche Tonnen ausladen. Zwey Blätter von guter Wirkung, von G. Morland gemahlt und W. Ward in schwarzer Kunst gearbeitet, 19 und einen halben Zoll hoch, 24 Zoll breit, jedes 15 Schilling.

Portrait von William Pitt, in schwarzer Kunst, von Koster gemahlt und G. Keating gestochen, 22 Zoll hoch, 15 Zoll breit, Preis 10 und einen halben Sch.

Portrait von J. Ramsden Optician to his Majesty, von R. Home gemahlt, und J. Jones in schwarzer Kunst gearbeitet, 22 Zoll hoch, 15 Zoll breit, Preis 10 und einen halben Sch.

Nurture und Education. Eine Mutter mit einem schlafenden Kinde, und eine Mutter, die ihr Kind unterrichtet, zwey angenehme Blätter von H. Singleton gemahlt; erstes ist von J. Godby, das zweyte von W. Bond in punktirter Manier gearbeitet, 23 Zoll hoch, 17 und einen halben Zoll breit. Ich besitze zwey Abdrücke in Farben, davon jeder 15 Sch. kostet.

Zwey Blätter nach den Gemählben der Villa Negroni bey Rom. Adonis geht auf die Jagd, und der verwundete Adonis von der Venus beklagt, von G. Bendramini in punktirter Manier gearbeitet, beyde in Farben, nach den Originalen abgedruckt, 12 Zoll hoch, 9 und einen halben Zoll breit, jedes kostet 9 Sch.

Albert

Albert Rubens. Ein Kinderkopf, Rubens' ältester Sohn, von L. Schiavonetti, nach Rubens, flüchtig in schwarzer Kreidenmanier gearbeitet, 13 Zoll hoch, 9 und einen halben Zoll breit, Preis 2 und einen halben Sch.

His Royal Highness Frederick Duke of York et Albany Prince Bishop of Osnabruck, von J. Boyle gemahlt und L. Schiavonetti gestochen, 11 Zoll hoch, 9 Zoll breit, Preis 5 Sch.

Louis Seize und Marie Antoinette d'Autriche, zwey interessante Portraits, von J. Boze und Dufree gemahlt und von Courtis in punktirter Manier gestochen, 19 Zoll hoch, 12 und einen halben Zoll breit, jedes 6 Sch.

Die nämlichen beyden Portraits, kleiner, unter jedem ist die Vorstellung ihrer Hinrichtung durch die Guillotine, von Boze und Gratise gemahlt und von Gabrielli gestochen, 10 Zoll hoch, 7 und einen halben Zoll breit jedes, 3 und einen halben Schilling.

Portrait von H. G. Mirabeau, in Medaillon, von J. Guerin gemahlt und von Fieffinger, in punktirter Manier gestochen, 15 Zoll hoch, 11 und einen halben Zoll breit, Preis 7 und einen halben Sch.

The Death of John Paul Marat, die Ermordung von Marat, von D. Pellegrini gemahlt und N. Schiavonetti jun. in punktirter Manier gestochen, 16 und einen halben Zoll hoch, 13 Zoll breit, Preis 7 und einen halben Sch.

Auszug aus einem Briefe aus Dresden vom
27. März 1794.

Von dem verdienstvollen Kupferstecher und Landschaftszeichner Herrn Professor Zingg in Dresden haben wir zu erwarten: Eine Suite Prospekte von dem Elbströme. Diesen Sommer wird er die Zeichnungen dazu verfertigen, von Leitmeritz bis Dessau oder Magdeburg, um sie dann heftweise in gr. 4to oder klein Folio, nebst einer Beschreibung, herauszugeben. Es wird dieß gewiß eine Sammlung, die alle Kenner und Liebhaber mit Freuden aufnehmen werden.

VII.

Litterarische Nachrichten.

Deutschland.

Berlin. Neuer Berlinischer Musenalmanach für 1794. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm August Schmidt und Ernst Christoph Bindemann. 198 Seiten 12. Mit Uebergabe der mittelmäßigen und schlechten Gedichte, die auch hier bey weitem den größern Raum einnehmen, wollen wir nur die guten und lesenswerthen Stücke kurz anzeigen und einige Proben geben. Agricola, ein paar gute Lieder, S. 50. und 188. Bindemann, die Ballade Edwine, S.

S. 92. Lied zur Wasserschiffahrt, S. 144. Herklotz's,
ein paar witzige Sinngedichte:

Grabschrift.

Olympia schläft unter diesem Stein,
Wie sie nur selten schlief: allein!

Der Stein der Weisen.

Sucht ihn, ihr Alchymisten, wo ihr wollt!
Herr Blanchard hat den wahren Stein der Wei-
sen.

Er zieht aus Vitriol und Eisen
Sogar gemünztes Gold.

Karschin. Ein kleines Lied S. 43. Mächler,
das Lob der blauen Farbe, S. 196. Ramler,
sechs Sinngedichte aus Martial. F. W. A.
Schmidt. Von diesem Verf. sind die meisten und
besten Beiträge. Seine Manier hat viel Eigen-
thümliches und seine Gemälde sind von sprechender
Wahrheit und frischen, lebhaften Farben. Er
kopirt, aber mit Geist und Gefühl, die gemeine, un-
verschönerete Natur. Wie viel launige und zum
Theil neue Züge sind nicht in folgender Schilderung
zusammengebrängt:

Das Landleben.

Du wählst ein Dach von Stroh und Rohr,
Darnunter froh zu leben, Thor!
Und sinkst dem Elend in den Schooß.
Ist das dein neidenswerthes Loos,
Daß Plattdeutsch dir der Bauer schwagt,
Des Sonntags auf der Fiedel kräht?

Daß fern du von Genie und Kunst
 Mußt hören, wie der Eber grunzt?
 Daß statt Tosoni's Meloden
 Rings tönt der Schwalben Einerlen!
 O sieh den frohen Städter an,
 Armselger Wicht und traure dann!
 Dein Thurm, gedeckt mit grauem Schiefer,
 Wie klein ist er! auf Ungezieser,
 Auf Eidechs, Schlange, Frosch und Kröten
 Muß überall dein Holzschuh treten.
 Wirfst du, von Mücken haß geplagt,
 Im Bette dich, so pfeift und nagt
 Ein Nest voll Mäuf in deiner Kammer.
 Es stört dich früh der Schmiede-Hammer;
 Hier brüllt der Stier, dort blöckt das Lamm,
 Laut lärmt der Hahn mit rothem Kamm.
 Durchwandelst du des Dorfes Saaten,
 So wirst du bald zum Rohr gebraten.
 Im Wald heffrent der Wind dir gar
 Mit Fichtennadeln Hut und Haar;
 Dort kreischen Raab' und Wiebehopf;
 Der Zweig reißt dir den Hut vom Kopf.
 Willst müde du am Weg dich betten,
 So zwicken Dornen dich und Kletten.
 Hast einsam du in morscher Bucht
 Gefüttert deine Puterzucht,
 So hat ein Dieb, in finst'rer Nacht,
 Sie ehr als du zur Stadt gebracht.
 Bald würgt der Iltis deine Lauben,
 Die jener nur vergaß zu rauben,
 Bald siehst du früh beym Morgenroth'
 Die beste Kuh im Stalle todt.
 Plagt einst dich Fieber, Krampf und Ruhr,

Ist ein Barbier dein Helfer nur;
 Rasirt er dich, o welch ein Gräul!
 Wird Lipp' und Kinn dir nimmer heil.
 Bey plumpen Dirnen, ziegelroth,
 Bey deiner Gasse ew'gem Roth,
 Erblickst du dort, statt feiner Kost,
 Nur Hülsenfrucht und sauren Most,
 Statt Leuchterkron' im Spiegelsaal
 Nur Spinnwebgewebe sonder Zahl.
 Hast matt die Knie, die Hände hart
 Du dir gegraben und gekarrt,
 Und schlummerst, wenn der Abend nebelt,
 Wirft von Zigeunern du geknebelt.
 Schimär' ist all dein ländlich Glück:
 O flüchte nach Berlin zurück!

Berlin. Miscellaneen oder Gedichte, Philosopheme, Erzählungen, Phantasien und Lauenen, von Friedrich Bouterwek. Erster Band. 1794. 260 S. in 8. Hr. B. giebt hier eine Sammlung seiner, größtentheils schon einzeln in Zeitschriften und Blumenlesen gedruckten Gedichte und prosaischen Aufsätze. Wahrscheinlich würde er sowohl als sein Publikum gewonnen haben, wenn er dieses Geschäft noch einige Jahre verschoben, und sich dadurch in den Stand gesetzt hätte, seine Arbeiten mit mehr Unbefangenhelt und weniger Vorliebe, die auch in der geistigen Welt vorzüglich an den jüngsten Kindern zu hängen pflegt, einer strengen Prüfung und der scharfen kritischen Feile zu unterwerfen. Wahrscheinlich würden dann gleich von der ersten Abtheilung: Lyrische Jüng-

lings-Gedichte (Zwey Sammlungen) manche Stücke nicht zum ersten, andere nicht zum zweytenmale, und noch andere wenigstens nicht in dieser Gestalt an das Licht getreten seyn. Einzelne Schönheiten lassen sich nur wenigen Gedichten absprechen, aber noch weniger sind, als ein Ganzes betrachtet, dem Plan und der Ausführung nach fehlerfrey. Das Bestreben sich immer neu und ungewöhnlich auszudrücken, hat Hrn. B. zu den seltsamsten, abentheuerlichsten Ideen und Bildern verleitet, und oft eine wahrhaft stygische Finsterniß erzeugt.

Von Gefühlen nâchelich übergossen,
Nâchelich, wie das graue Bild der Welt,
Treibt der volle Geist Gedanken sproßen,
Von der Schwermuth Dâmmerschein erhellt.

Auf der Lâuschung dufstumwehten Bäumen
Wächst des Menschenlebens schönste Frucht.
Sanft von Truggewebe übersponnen
Nimmt der Geist, was er sich selbst verhieß —

Nach einem Concert.

Spieleu nennt ihr das, ihr Menschen, Spieleu,
Wenn die Kunst, von Geistesmacht gelenkt,
Auf und ab in wogenden Gefühlen
Aufgelöste Herzen hebt und senkt?

Wenn uns jetzt mit Donnerschlagerserschütteru
Ton auf Ton die starren Nerven schlägt,
Ist, wie klare Bacheswellen zittern,
Sanft sich jede Phantasie bewegt; 1

Das

Das ist Spielen? Dann bey'm hohen Himmel!
 Dann ihr Menschen ist nach eurem Styl,
 Ernst in eurem Viberkünstigewimmel,
 Und der Geister letztes Glück ein Spiel.

Apollo. . Eine Deutung. S. diese Bibliothek, 46. B. S. 79. Abelards Antwort an Heloise, Eine Heroide. Der bekannte englische Dichter Jerningham hat ohnlängst dasselbe Subject behandelt. Mit welchem Glück? sehe man im 50. B. dieser Bibl. S. 172. Mit diesem Product kann Hrn. Vs. Arbeit zur Noth sich messen, aber auf keine Weise mit der, bey allen ihren Fehlern doch vortreflichen, Popischen Heroide. In der Sprache der Empfindung und Leidenschaft ist die Natur fast durchaus verfehlt, und die Diction ist abwechselnd hochtrabend und matt und prosaisch.

Nun denke dir, warum ich kaum den Schauer
 Der stürmenden Erschütterung ertrug,
 Als in das tiefe Dunkel meiner Trauer
 Die helle Flamme deines Briefes schlug.
 So stehn vielleicht die Heiligen und wenden
 Den Blick vom Throne, der die Himmel trennt,
 Wie ich da stand in meinen beyden Händen
 Dieß unsrer Herzen neue Testament — —
 Ich komme nicht. Mein Rathen und mein Dichten
 Ist, wie ich selbst, von warmen Troste leer.
 Der dürre Baum weiß nicht nur nichts von Früch-

ten,

Die kahlen Zweige schatten auch nicht mehr — —

Und der Schluß mit dem Bravour-sentiment!

Mich

Mich faßt der Tod mit allen seinen Schauern,
 Wie ein Orkan die Felsentanne faßt.
 Doch bleib ich dein! Ich bete mich nicht böser.
 Der Fuß der Treue wankt am Grabe nicht.
 Und lächelte mir auch kein Welterlöser,
 So bliebe doch, dich lieben, meine Pflicht.
 Und sollte nicht des Menschensohnes Lächeln
 Den Sieg der schönen Menschlichkeit verzeihn,
 So werd' ich sterbend Heloise röcheln,
 Und ewig büßend unverloren seyn.

Ueber Schönheit und Kunst. Erstes Fragment. Mit vielen gebrechelten und verschnörkelten Phrasen sehr wenig ganz Wahres und Bestimmtes und noch weniger Neues gesagt! Hr. V. hat die Entdeckung gemacht: „daß wir Deutschen uns bloß deswegen einander nicht über das wahrhaftig Schöne bedeuten können, weil es uns an einem Worte fehle, wie die Griechen eins hatten, das Ordnung, Reiz, Wohlverhältniß und Schmuck, und mit allem geistigempfundnen in der Welt, die Welt selbst bedeutete.“ Hier kann kein anderes Wort als *κοσμος* gemeint seyn; allein wenn, wo, bey welchem Schriftsteller hat dieses Wort alle die Bedeutungen, die Hr. V. ihm unterschiebt? Und vorausgesetzt auch, dieß verhielte sich so, wie seltsam und ganz falsch bleibt diese Behauptung gleichwohl noch. Wie viele Begriffe sind und bleiben ihrer Natur nach dunkel, eine Sprache mag zu ihrer Bezeichnung noch so vollkommene Wörter haben; über andere hingegen verständigt man sich auch mit den mangelhaftesten Wörtern. Sind
 Ari-

Aristoteles und Plato etwa tiefer in das Wesen der Schönheit eingedrungen, als Kant und andere neue Philosophen? Doch, solche hohle und leere Machtsprüche verdienen keine ernstliche Widerlegung. Auch in folgender Aeußerung hört man nur den Schwärmer, nicht den Kenner: S. 152. „Ihr, die ihr Säulen und Bogen mæßt und berechnet, und sehr wohl daran thut; warum könnt ihr mit euren Zahlen und Zollstöcken nicht hinaus über die alten Bestimmungen der Säule? Warum ist Mißverhalt unausbleiblich da, so bald ihr nur den Versuch macht, die antike Form zu verschönern? (?). Was das Bedürfniß des Griechengeistes befriedigte, kann der Gotthengeist auf guten Glauben als ein *Non plus ultra* annehmen.“ ?? — La Balliere. Eine historische Novelle. S. Bibl. der sch. Wiss. 50. B. S. 77. — Moslemims-Launen oder Kriegslieder Ujim Abdallah's gesungen zur Zeit, als die Weißröcke von Westen, und die Grünröcke von Norden die hohe osmanische Pforte feindselig bestürmten im Jahre 1203 der Hedschra. Diese Kriegslieder sind sehr ungleich; auf eine gute Strophen folgt gemeiniglich eine äußerst matte.

Wir fechten nicht für Bagensold
Und für Kopfen nicht.
Wir schüßen mit vereinter Hand
Ein altes, gutes Glaubensland
Nach wahrer Glaubenspflicht.

Die

Die Grünen dort von Norden jagt
 Zurück ins kalte Nest!
 Sie raubten und bewiesen drauf,
 Das sey also des Rechtes Lauf,
 Und nannten's Manifest.

Beym heiligen Barte Mahomed's!
 Das thut kein Muselman.
 Das thut auch nicht ein rechter Christ.
 Doch Christen - Cabinetterlist
 Gebts Christenthum nichts an.

Wie elend fällt diese letzte Strophe ab! Drey
 silberne Sprüche. Gereimte Sentenzen.

Leipzig. Die Feier des achtzehnten Jahrhunders, ein historisch - allegorisches Melodrama. Von C. F. Schlenker, componirt von S. Schmidt. Querfolio. Diese etwas frühzeitige Feeyer des gegenwärtigen noch nicht vollendeten Jahrhunderts, zeichnet sich weder durch eine vorzüglich glückliche Erfindung, noch durch hervorragende Schönheiten des Details aus, doch ist es weder in dieser noch in jener Rücksicht ganz ohne Verdienst. Die Handlung des kleinen Stücks, wenn man anders diesen zusammengeschobenen Szenen Handlung zuschreiben kann, ist weit beschränkter, als der Titel erwarten läßt. Nicht das achtzehnte Jahrhundert, nur die größten und verdienstesten Männer, die Deutschland in demselben hervorgebracht hat, werden hier gefeiert, und auch von diesen nur die bereits Verstorbenen. Zwar billigen wir von der einen Seite, daß Hr. S.
 keine

Alle Lebewden hier namentlich aufführte; allein oben weil das aus mehrern Gründen nicht thunlich war, hätte er seinen Gegenstand überhaupt anders behandeln, oder ihn lieber einem spätern Dichter überlassen sollen, der nicht mehr gehindert gewesen wäre, die Namen Wieland, Klopstock, Göthe, Kant, (also gerade die größten Namen,) aus der Liste der großen Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts auszulassen, aus einer Liste, in welche die ehrwürdigen Namen eines Lambert, Sulzer, Meimar, Haff, Mengs, Rabener u. d. d. doch schwerlich gehören dürften. Der Gang des Ganzen ist folgender. Ein Geisterchor weckt Hartheden, einen alten Ritter und ersten Harfner Heinrichs I. aus seinem Todeschlummer. Sein Erstaunen. Deutschlands Schutzgeist, der ihn im Leben oft sichtbar zu Gesängen begeistert hatte, erscheint ihm abermals, was in den seit seinem Tode verfloffenen neun Säklen, und vorzüglich in dem jetzigen, für große Dinge von Deutschen ausgeführt, und welche Riesenschritte die Nation auf dem Weg der Kultur zurück gelegt habe. „Das Licht hat die Finsterniß, die Weisheit hat den Unverstand, die Tugend hat das Laster überwunden; die Wahrheit darf sich jetzt überall in ihrer eigenthümlichen Gestalt, furchtbar und abschreckend für den Betrüger, schön und reizend für den redlichen Forscher zeigen — des großen Heinrichs großer königlicher Entwurf ist ausgeführt — das herrliche Ziel seiner Wünsche, Sorgen und Arbeiten erreicht . . . das achtzehnte Jahrhundert, reicher und ergabner an

III. B. 1. St. 3 Kunst

Kunst und Wissenschaft, Weisheit und edler Sitte, als alle seine ältern Brüder, trägt den Ehrenkranz davon, und — fühlt es und sey stolz darauf, in dessen Adern deutsches Blut fließt — deutsche Männer haben dem achtzehnten Jahrhunderte den Ehrenkranz erkämpft und errungen! In Deutschlands heiligem Haine, dem Aufenthalte der mit untergeordneten Geister, stehen die Denkmähler der erhabensten und weisesten unter den entschlafenen deutschen Söhnen dieses Jahrhunderts. Dort wird heute der Ehrenkranz ihm geflochten, beginnet heute die Feyer seiner Unsterblichkeit, weiht heute Deutschlands Schutzgeist sich auf ewig seiner unsterblichen Tochter! Folge mir dahin:“ — Sie gehen, und kommen auf eine große Waldstätte, auf beyden Seiten Felsenstücke, in welche folgende Namen eingegraben sind: Leibniz, Euler, Haller, Lambert, Sulzer, Lessing, Moses Mendelssohn, Semmler, Hommel, Helmarus, Winkelmann, Haffs, Mengs, Bodmer, Basenow, Rabener, Ernesti, Bolligoser, Gellert. Die Genien der Vaterlandsliebe und der Vaterlandstreue treten auf und bekränzen mit Eichenlaub die Denkmähler Friedrichs II. und Leopolds II., die einzigen, die noch unbekränzt waren. Der Schutzgeist hält einen kurzen Panegyrr auf die Genannten: Stimmen aus den Wolken singen:

Ruh und Frieden
Den entschlafnen Vätern —
Ihren Geistern Seligkeit,
Ihren Edelthaten Unsterblichkeit!

Hatthold und der Genius begleitet von einem Chor Harsner treten nun in einen offenen Tempel, der sich hinter einer zerfließenden Wolke zeigt. In der Mitte des Tempels steht die Aufklärung im weissen Gewande, und neben ihr die Genieen der geselligen Freiheit, des Friedens, der Künste und der Wissenschaften und des Ueberflusses. Deutschlands Genius bewillkommt die Aufklärung, und diese verspricht nicht aus Deutschlands Grenzen zu weichen, wenn man sie nicht muthwillig oder gewaltsam wieder vertreibe. Die Begeisterung ergreift Hatthold: „Nein, nein!“ ruft er weissagend aus, „die Fackel der Wahrheit wird in Deutschland nicht verlöschen — die Stimme der Freiheit und des Gesetzes in seinen Bezirken nicht verhallen — die Palme des Friedens nicht verdorren — der Segen des Ueberflusses nicht vergeudet werden! Ha! der Begeisterung, die mich jetzt mächtig ergreift! der himmlischen Aussicht, die sich in die fernste Zukunft mir öffnet! — — — Deutschland! Vaterland! dreymal glückliches — unaussprechlich glückliches Vaterland! — groß und glücklich in deinen Fürsten! groß und glücklich in deinen Weisen und Edlen! groß und glücklich in deinem Volke! — deine Fürsten sind und bleiben (Musikbegleitung) Wiedermänner, — achte Weise — menschliche Gesetzgeber — Friedenserhalter — Freiheitsverfechter — Wahrheitsfreunde — Menschenfreunde — Väter — Väter ihren Kindern! (ferner Donner) Väter ihren Völkern! (näherer Donner) Väter ihrer guten, treuen, biedern

122 Vermischte Nachrichten.

und freyen Deutschen! (nahr und starker Donner.) Ha! die Begeisterung flammt in Gebets auf — die Flamme des Gebets stieg himmelan — die Gottheit hat es erhört!“ Ein Chor zum lob der Fürsten, Helden und Weisen Deutschlands macht den Beschluß.

Berlin. *Odeum Friedrichs des Grossen, herausgegeben von Erwin Julius Koch, Prädiger zu Berlin. 1793. 130 S. gr. 8.* Unter diesem Titel hat Hr. K. sechszehn Lobgedichte auf den großen König, von verschiedenen Verfassern und höchst ungleichem Werth, zusammen drucken lassen. Er selbst spricht in der Vorrede in seinem bekannten entscheidenden Tone ziemlich geringschäßig von denselben — Doch man muß diesen Kunstrichter in seiner Sprache hören! „Odeum, nenne ich diese Sammlung deswegen, weil auch, selbst diese in gewisser Rücksicht klassischen Dichtereyen, doch wenn man sie außer ihrer Klasse, würdigt (?) noch manche Flecken im Einzelnen, und noch öfter weit häßlichere Flecken in der Ausfühung an sich tragen, und deswegen in Rücksicht, auf ihren erhabenen Gegenstand und auf unsere, höher gespannte Forderungen mehr Vorsängereyen als regelmässige Gedichte, mehr das Getöse des schüchternen Durchrausches der Saiten, als die Harmonie kühngewagter und besonnen entschlossener Töne, und eben deswegen nur Vorspiele, der Varden sind, des Hörens und Beyfalles kaum schon würdig, wenn sie im Vorsprunge zum Tempel des Dichterkampfes gespielt, bessere und würdigere

„Nigere Nachspiele erzeugen, welche alsdann des Obeutis und seiner Varden vergessen machen.“ Was Hr. K. für sanguinische Erwartungen von diesen Nachspielen haben muß, kann man daraus sehen, daß er selbst die meisterhaften Oden von Ramler: der Held um den du bebstest &c. Schäm dich, Ramill &c. und die von Kleist: Unüberwundnes Heer &c. unter die Vorspiele und Vorsängerereyen aufstellt! In einem Anhang giebt er einige ziemlich mageren Notizen von den Lebensumständen der Dichter, von denen Arbeiten aufgenommen sind, und kritische Bemerkungen über ihren Werth und ihre Eigenheiten, die zwar meistens herzlich leicht, aber in einem desto diktorischn, orakelmäßigen Ton vorgebracht sind. Sehr possirlich ist die Stelle S. 106. „Lavater, ein Mann, der jetzt schon mehr Verehrung als kleinlichen Tadel verdient, und nach einem Jahrhundert von der duldsamern Nachwelt wegen seines göttlichen Genies erst richtig gewürdigt werden kann, dieser ehrenwerthe Dichter hielt Ramlers interessante Gesichtsbildung der Aufnahme in den dritten Theil seiner Physiognomik würdig.“ Hr. K. muß nicht wissen, wie viel arme Sindergesichter sich in jenem Chaos befinden, und wie höchst unschicklich der Ausdruck würdigen hier sey.

Leipzig: Analekten oder Blumen, Phantastien und Gemälde aus Griechenland, von Dr. Karl Philipp Conz. 1793. 243 S. 8. Auch diese Sammlung vermischter, größtentheils poetischer Aufsätze eines jungen Dichters, dessen

wir schon mehrmals mit Beyfall gedacht haben, enthält verschiedene lesens- und lobenswerthe Stücke. Unter den prosaischen Aufsätzen stehen hervor: Aristipps Briefe an Laïs, Moral im Gewand des Scherzes und der Galanterie; die Sokrateskapelle. Von geringerm Werth sind die beyden Dialogen, S. 20. und 24. — Blumen aus den griechischen Dichtern und Dichterinnen. Aus der Anthologie hatten Herder und andere das Beste schon hinweggenommen, doch fand Hr. C. noch eine artige Nachlese; auch ließ er sich nicht abhalten, manches schon verdeutschte Griechische von neuem zu versuchen. Folgendes Epigramm eines ungenannten griechischen Dichters:

Ελπίδα καὶ Νέμεσις ἑνὸς ποταμοῦ ἔχουσιν,
Τῷ μὲν ἐν ἑλπίδι, τῷ δ' ἐν νύκτι στυγνῷ.

hat Hr. Herder, unsers Bedünkens, sehr glücklich so übergetragen:

Zwo Göttinnen verehr' ich, die Hoffnung und
Wiedervergeltung:
Jene befügelt den Wunsch, diese beschränket ihn
mir.

Desto weniger ist es unserm Verf. gelungen, der „dieses bedeutungsvolle Epigramm etwas genauer zu geben suchte.“ Die Leser mögen selbst urtheilen:

Hoffnung und Nemesis sehr ich bedächtslich auf
meinen Altar hier:
„Hoffe,“ nitte jene mir zu: Diese da: „Rimmer
zu viel.“

Glück.

Glücklicher war Hr. C. bey folgendem anacreontischen Gedichte :

Wenn dem Blumenreiche Zebus
Eine Königin verließ,
D die Rose würd' er wählen ;
Denn sie ist der Erde Schmuck,
Ist der Pflanzen Ehrenkrone,
Ist der Blumen Aug' und Licht,
Und der Aue Wangenroth.
Ihre Strahlenschöne hauchet
Liebe, ladet ein zur Liebe,
Ist die Vorkost Aphroditens ;
Ihrer Blätter Anmuth spielt
Allgefällig, üppig - reger
Schwanket junges Laub um sie ;
Lächelnd schwillt ihr Schoos entgegen
Leichter Weste Kussgelispel.
Wenn dem Blumenreiche Zebus
Eine Königin verließ,
D die Rose würd' er wählen.

Vier Idyllen des Theokrit. Von der Windemannschen Uebersetzung dieses Dichters urtheilt Hr. C. weit günstiger, als sie verdient (f. diese Bibl. 50. B. S. 195.) und wir glauben, er hat sich ganz ohne Noth durch diese Arbeit abhalten lassen, mehrere Idyllen des Griechen in unsre Sprache überzutragen. Zwar sind auch seine Versuche im Ganzen noch weit von der Vollkommenheit entfernt, aber einzelne Stellen zeigen, was er leisten kann. Am wenigsten sind wir mit den Uebersetzungen aus dem Euripides, und mit dem eignen parodirten

Trauerspiele des Verfs. Der Medea zufrühest. Anlage und Ausführung ist äußerst dürftig, und aus jeder Scene und fast aus jeder Zeile erhellt, daß es Hrn. C. durchaus an dramatischen Genie fehle. Das Ganze ist von einem Ende zum andern Declamation, und meist sehr schwülstige, oft ins lächerliche fallende Declamation. Kreon kommt, der Medea anzukündigen, daß sie Corinth verlassen müsse; eh er aber dazu kommt, schwagt er über eine ganze Seite hinweg, und krant so schön moralische Sentenzen mit einer pedantischen Gravität aus, daß man schwören sollte, man lese eine Stelle aus einer Predigt eines neu-modischen philosophischen Candidaten der Moral-Theologie. Aus dem Pallast des Königs ertönt das Geräusch der Vortreffungen zur Vermählungsfeier Jasons und Kreusens. Medea vernimmt es, und läßt sich folgendergestalt vernehmen:

Der Hochzeitreigen hebet an!

Hymenaios der Schwinger der gülbeneu Fackel

Tanz den bräutlichen Reigen voran!

Wie die grimfende Furie lacht!

Wo bin ich? lagert die alte Nacht

In chagelichen Nebeln sich

Mit den Schlegern des Orkus um mich?

Mirrt um die Sinnen mir zaudrischer Wahn?

Seh ich Ahnfros zuckende Glieder?

Sähen jänockische Schläute mich an?

Schmettert fein Nöckeln vom Felsenhang wieder?

Vom heiß'n Verlangen hinuntergezogen?

Es heben, mich heben die flammenden Wogen

Ache-

Herons, wo der Erpnanien Busch
 Meiner verschwärteten Seele begegnet.
 Erdsafelt dort nicht verräthrisches Blut?
 Seyd mir ihr furchtbaren Hallen. gesegnet!
 Städte der einsten Gerechtigkeit,
 Welche zum Kerker die Rache geweiht!
 Ich komm', ich komm' hinunter,
 Meine Haar' in Blut getaucht,
 In der Weiße Blut getaucht;
 Steig hinunter, eure Priesterinn — —

Altenburg. Episteln von Johann Friedrich Degen. 1793. 238 S. 8. Man hat Hr. D. schon seit Jahren versichert und bewiesen, daß er wider Willen der Mufen und Grazien nach dem Dichterkrantz ringe, daß in seinem durchaus prosaischen Wesen auch nicht ein Fünkchen poetischen Geistes, auch nicht ein Tropfe poetischen Blutes sich befinde. Alles umsonst; er glaubt nichts davon, er fährt fort zu rekhnen, und durch ganze Bände voll Verse mit geometrischer Genauigkeit zu demonstriren, daß er keine Verse machen kann. Hr. D. meynt, wir hätten über „die „Sprache der Epistel und den Grad der poetischen Darstellung (ist das Deutsch?) noch keine ausreichende Theorie.“ Hr. D. wissen wir nicht zu helfen, aber andern jungen Dichtern können wir kurz und gut den Rath geben: bemühet euch, eure Episteln in allen Stücken den Degen'schen so unähnlich als möglich zu machen, und sie werden gewiß gut werden. Vermeidet seine kitchende Prosa, seine rauben blos dem Reime fröhnenden Inversionen, seine Wortfülle, seine Gedankenleere, seyd

eben so natürlich als er gezwungen, eben so unterhaltend als er langweilig, eben so harmonisch als er rauß, eben so kurz als er weitschweifig ist. Zwar weiß auch Hr. D., daß die Epistel leichten, gefälligen Vortrag, artige unerwartete Wendungen, feinen Spott, 'muntern Scherz, wohlklingende Verse u. erfordert; aber daß er das weiß, sieht man nicht aus seinen Episteln, sondern aus der Vorrede zu denselben. Hier sind für diejenigen Leser, die Hrn. Degens Poesie noch nicht kennen, einige Proben:

An Zentler.

Der du sonst viel gelenker
Mit langen Briefen bist,
Als mancher Belletrist
Mit Versen, wohl auch Rüßen;
Sprich! lieber, dicker Zentler,
Wie hast du dein Gewissen
In einen Schlaf gewiegt,
In dessen leichten, warmen
Und schwanenreichen Armen
So süß dasselbe liegt,
Daß schon seit neunzig Tagen
Der Gänzenhäuser Wagen
Wie im Galopp der Schnecke
An unsre Thore rennt,
Und unter dem Gepäcke
Kein Blatt von dir sich nennt?
Wann wird es denn erwachen,
Und mit ihm Scherz und Lachen,
Und Wit und Munterkeit
Und deine Anekdoten

Von

Von Narren und Seloten,
 Von Schneidern und von Kaisern,
 Von Knausern und Kalmdauern u. s. w.

E. 86. Der Anfang der Epistel an Müller:

Dort wo, seitdem des Schwagers Horn
 Bey Ruprechts wunderreichen Born
 Den Nachhaß in den Bergen weckt,
 Kein Autor noch ein Blättchen ausgeheckt,
 Wo man seit grauen Hundertjahren
 Den Dünger nur zu Fesse fahren,
 Nur pflügen, mähen, änten sah,
 Und zechen nur et caetera;
 Dort wo zu allen Zeiten schier
 Man nichts gehört, als braunes Bier
 Auf wankes Gassen bald suchbeien,
 Bald aus besoffnen Bauern schreyen u. s. w.

In der ersten Epistel beschreibt sich Hr. D.
 selbst als

einen Mann, wie Marzipan,
 Zwar nicht so süß, doch oft so weich,
 Der in dem ganzen deutschen Reich
 Raum funfzig Städte zählen kann,
 Die er im Reiten oder Gehen
 Entlegen oder nah gesehen — —

Der gern die ganze Welt vergaß,
 Wenn er umweht vom Abendkühl
 Im finstern Grün der Rillen Laube
 Im Koller, in der Zobelhaube
 Auf seinem kleinen Saitenspiel
 Ein Lied der Fröhlichkeit begonnte

Und dich, du süßes Balsampfeischel!
 Entfernt von jedem wilden Häufchen
 In seliger Zufriedenheit
 Und ruhiger Gemächlichkeit
 Bey feinem Hümpchen schmäuchen könnst u. s. w.

Noch berichtet Hr. D. mit komischer Selbstgefälligkeit, daß seine achte Epistel in einer Abschrift nach Schweden gekommen, dort in die landessprache übersetzt und gar gedruckt worden sey. Wie es scheint, hat Hr. D., als Dichter, das Schicksal, das andere als Propheten haben, und man lerne seinen Versen eher in Schweden und Lappland, als in Deutschland Geschmack abgewinnen.

Gotha. Retrolog auf das Jahr 1792. enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Personen, gesammelt von Friedrich Schlichtegroll. Dritter Jahrgang, erster Band. 1793. 368 S. 8. Dieses nützliche und höchst schätzbare Institut scheint durch den Beyfall des Publikums nunmehr so fest gegründet, daß man eine lange Dauer desselben nicht allein wünschen, sondern auch hoffen, und mit ziemlicher Sicherheit erwarten darf. Mit jedem neuen Bande erwirbt sich der Herausgeber durch seinen Fleiß in der Zusammentragung der Materialien und seine Geschicklichkeit in Bearbeitung derselben höhere Ansprüche auf Lob und Beyfall. Aus diesem fünften Bande, der dreyzehn ausführliche Lebensbeschreibungen enthält, gehören für diese Bibliothek: 1) Felix Johann Albr. Molius, Fürst.

Kürstl. Schwarzb. Sondersh. Hof- und Consistorialrath: geboren zu Regensburg 1717. Er zeigte, wie die meisten guten Köpfe, sehr früh Neigung und Anlage zur Dichtkunst. Doch machte er in seinen jüngern Jahren nur lateinische Verse, und fing erst im männlichen Alter an, sich dem Dienst der deutschen Muse zu widmen. 1749 ging er als Sekretair und Begleiter zweyer Sondershäuser Prinzen auf das Carolinum nach Braunschweig, wo er den Umgang eines Jerusalem, Ebert, Gärtner, Zacharia ꝛc. genoß, sich ihre Freundschaft erwarb. Der vortheilhafte Einfluß davon auf seinen Geist und Geschmack zeigte sich in seinen später verfertigten deutschen Gedichten, die er jedoch mit einer seltenen Selbstverleugnung während seines Lebens der öffentlichen Bekanntmachung entzog. Diejenige Arbeit, welche die meisten seiner von Amtsgeschäften freyen Stunden ausfüllte, war das Uebersetzen römischer Dichter. Man erstaunt, wenn man die Menge seiner Arbeiten in diesem Fache übersieht. Virgils Eklogen, dessen Gedicht vom Landbau und die Aeneide, Ovids Verwandlungen, Horazens Satiren und die Epistel an die Pisonen, endlich auch Juvenal und Persius sind von ihm in Hexametern übersezt gefunden worden. Mehrere seiner Gedichte, ernsthaften und komischen Inhalts, sind seinen litterarischen Freunden immer sehr werth gewesen, und besonders erinnern sie sich mit Vergnügen eines philosophischen Gedichtes von ihm, Aberglauben und Unglauben betitelt. Man hat aber weder dieses Gedicht noch andere seine Ar-

bei

beiden unter seiner Verlassenschaft gefunden, und es ist wahrscheinlich, daß er sie verbrannt hat, weil er sie dem neuern Geschmacke nicht angemessen fand. 2) Christian Cajus Lorenz Hirschfeld, Kön. Dänisch. wirklicher Justizrath und ordentl. Prof. der Philosophie und der sch. Wiss. zu Kiel; geboren den 16. Febr. 1742 zu Nüchel in Holstein. Die schönen Künste waren schon in seinen Universitätsjahren, und noch mehr als er anfang Schriftsteller zu werden, der Lieblingsgegenstand seines Studirens. Vorzüglich aber widmete es seinen Fleiß und seine Talente der schönen Gartenkunst. Schon 1773 schrieb er sein kleines Buch über die Landhäuser und die Gartenkunst, und 1779 erschien der erste Theil seiner Theorie der Gartenkunst, dieses vortreflichen Werks, das seinen bereits in Deutschland erworbenen Ruhm über das übrige Europa ausbreitete, und durch welches er der Schöpfer der wissenschaftlichen Gartenkunst in Deutschland ward. Seine Verdienste und seine schriftstellerische Manier mit ihren Vorzügen und Mängeln sind hier sehr treffend und unpartheyisch geschildert und gewürdigt. 3) Hans Adolph Friedrich von Eschstruth, H. Hessischer Regierungs- und Hofgerichtsrath in Cassel. Geboren zu Homberg den 28. Jan. 1756. Die ganze Seele dieses Mannes lebte in der Musik. Sie war sein erstes und letztes, und sobald ihm die äußern Umstände Freyheit ließen, füllte sie alle seine Vorstellungen aus, bezog er alles auf sie. Seine Einleitung zu Millers Liedern, vom ihm componirt,

enthält sein musikalisches Glaubensbekenntniß und zugleich viele Beweise seines philosophirenden und originellen Nachdenkens über die Musik. Seine theoretischen Einsichten waren gründlich, und doch gefallen seine Compositionen nicht vorzüglich. Eine ähnliche Verwandniß hat es mit seinen Poesien. Sie tragen das Gepräge fleißiger Ausarbeitung an sich, allein das Eigenthümliche, was in der poetischen Darstellung reizt, fehlt ihnen. 4) D. Carl Friedrich Bahrdt. Eine ausführliche Biographie und treffende Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes, und fruchtbaren Schriftstellers, der sich auf das Feld der Poesie verirrete, und Gedichte, Schauspiele, vorzüglich aber Romane schrieb, die jedoch wenig ästhetischen Werth haben, und von dem Verf. auch fast nur als Vehikel seine Meinungen zu verbreiten, oder seine Leidenschaften zu befriedigen gebraucht wurden. B. hatte eine leichte glückliche Phantasie, die, hätte er sie an schönen Gegenständen geübt, und ihr durch fleißige Lectüre der Werke des Geschmacks und durch Anschauung von Kunstwerken mehr Nahrung und Stoff zugeführt, ihn wohl zu einem guten Dichter hätte machen können. Allein man findet gar keine Spur, daß er in der schönen Litteratur seines Vaterlandes, noch weniger des Auslandes, dessen Sprachen er nicht verstand, sehr bewandert gewesen wäre. Auch sein Witz war bloße Naturgabe, ohne Zusatz von Kunst und Cultur. Er war bey ihm ein angenehmes Talent für das gesellschaftliche Vergnügen; aber in seinen witzigen Produkten findet man, neben man-

chen

den guten Einfällen überall Spuren eines fürs Schöne und Feine ungebildet gebliebenen Geschmacks. Sie erschütterten das Zwerchfell Einmahl, aber ihr Werth erstreckt sich nicht über den Augenblick hinaus. 5) D. S. F. N. Morus. Eine treffliche Schilderung der litterarischen Verdienste und des ganzen Charakters dieses berühmten Mannes, der auch zu dieser Bibliothek manchen schätzbaren Beitrag lieferte. 6) Christian Gottfr. Boddy, erster Diaconus an der Hauptkirche der Reichsstadt Nördlingen. Geboren den 8. April 1732. zu Nördlingen. Eine Lieblingsbeschäftigung dieses gelehrten Mannes war das Studium der alten vaterländischen Poesie und Litteratur. 1778 entwarf er den Plan zu einer kritischen Bibliothek für die altdeutsche Litteratur, die in einer Reihe von Bänden einige selten gewordene oder sonst nicht nach Verdienst bekannte Alterthümer der deutschen Sprache und Dichtkunst mit Noten und einem Glossarium liefern sollte, als: Brands Narrenschiff, den Eheuerdant, Froschmäusler, Hans Sachsens Gedichte, Geiler von Kaisersberg und Luthers Schriften, die Manessische Sammlung, Boners Fabeln &c. er arbeitete auch wirklich den ersten Band aus, dessen öffentliche Erscheinung aber durch verdrüssliche Zufälle verhindert ward. Sein frühzeitiger Tod entzog uns auch dasjenige, was er als Mitheerausgeber der Bragur in diesem Fache noch geleistet haben würde.

Hannover. Vermischte jugendliche Gedichte, von dem Verfasser des Greises an den Jüng-

Jüngling. Erster Theil. 1794. 170 S. 8.
 Der Verf. dieser Sammlung ist ein leidiger Nachahmer und ein fahler Reimer. Seine ganze Kunst besteht darin, die gewöhnlichen poetischen Bilder und Phrasen an einen moralischen oder poetischen Gemeinort aufzureihen, und die Lücken mit Prosaismen oder gezwungenen und gesuchten Ausdrücken, die sichtbar allein dem Reim ihr Daseyn verdanken, auszufüllen. Ein paar Proben könnenfüglich genügen, da das Ganze im Werth, oder richtiger im Unwerth, sich so gleich ist. 3. B. S. 15.

Und wenn denn nach fernen Zeiten
 Für der Zukunft Ewigkeiten
 Sich mein freyer Geist veredelt:
 Wenn er reifer und entschädelt
 Nicht mehr an die Erde klebet — — —

Ganz unerträglich wird der Verf., wenn er scherzhaft und witzig seyn will. So heißt es in einem Gedicht an den May, à la Blumauer:

Sonst ging man wohl noch in den Wald
 Wenn Musjs May erschien:
 Doch dießmal ist der Herr so kalt — — —
 Gottlob, daß er sich bald empfiehlt,
 Der widerliche Kauz,
 Der uns des Lebens Freuden stiehlt,
 Und sans façon Buff bauz
 So stürmisch um die Häuser schwirrt — — —

Ob das, was er hinschreibe, auch immer einen Sinn gebe, scheint der Verf. wenig besorgt gewesen zu seyn.
 LIII. B. 1. St. R

sen zu seyn. So sagt er zu einer Freundin, die zu lang den Tod ihrer Tochter beweinte:

Sieh wir leiden bitterm Gram wie du.

Deine stillgeweinten Mutterthränen

Gluehn durch unsre Brust und rauben denen,

Die dich zärtlich lieben, innre Ruh.

Auch englische Verse macht der Verf., und diese sind, wie billig, noch um funfzig Procent schlechter, als seine deutschen. Folgende Zeilen sind an eine junge Engländerinn gerichtet, ein Umstand, der ihre Armseligkeit etwas pikant macht:

Ah be not angry, lovely maid,

Have pity on the wretched state

To which your scornfull looks me threw.

By heav'n tell me what I must do

To chace the oppressing Weight from me

Of thinking You my ennemy.

Die zweite Strophe enthält eine artige Idee, die aber schon von zehn frühern Dichtern bearbeitet war.

Altona. Der Zeiten Geist, ein Gedicht am königlichen Geburtstefte 1792. im Hbrsale des akademischen Gymnasiums in Altona, vorgelesen von Masius Johann Feldmann, Subrector. 1793. 38 S. 4. Rec. hat in seinem Leben das Unglück gehabt, viel schlechte Verse lesen zu müssen: doch erinnert er sich nur wenig anmaßliche Gedichte gefunden zu haben, in denen eine so totale Verwirrung, eine so chaotische Dunkelheit und Unbestimmtheit herrschte. Wenn man diese

Blät.

Blätter lieft, so ist einem, als befinde man sich in einer tiefen dunkeln Höhle, wo die Finsterniß an einigen Stellen durch ein mattes, gebrochenes Licht nur so weit verdünnt wird, daß man hier und da einen Gegenstand, doch aber mehr ahnden als wirklich erblicken kann. Der Ausdruck hat die Art von Mannigfaltigkeit, daß gewöhnlich ein schwülstiger und riesenhafter Vers mit einem prosaischen und kriechenden abwechselt. Sein Product hat Hr. F. geweiht

Dem Geiste seiner Zeit,
Der Cimbern Genius,
Um dessen Rasenbügel
Im Schatten seines Platanus
Sich schlängeln der Gesetze Fägel — — ??

Gleich undenkbare Gedanken und unvorstellbare Bilder geben folgende Stellen: S. 7.

Oft sagt ja nur ein Afschentrug,
Daß dieses Land auch Helden trug.
Doch ihrer Thaten Wiederhall
Scholl wogend noch zu uns herüber
Und ihres Denkens Morgenstrahl
Scheint von des Horizontes Saume wieder — —

S. 8.

Wenn dort im Hintergrunde
Am Gipfel deutscher Zeit
In fehdeloser Stunde
Der Ruhe selten nur geweiht
Beym rauhen Heldenmahle
Die sanfte Harfe klingt — — —

C. 31.

So schüttelt unser Geist, als Gnom', Undine,
 Sylvie,
 Auf Städte, Meere, Land, jezt seiner Schwins-
 gen Kraft,
 Reicht jeder Kunst und Wissenschaft
 Aufklärend seine Hülfe;
 Prägt schöner, heller seinen Stempel
 So rein und sanft und mild
 Nun unserm Alter an;
 Vertilge den von Thron und Kurie und Tempel,
 Pagode, Harnisch, Wapenschild
 Zerstörend nie sein Zahn!
 Ob strahlend er auch uns umschwebe,
 Auch unser Vaterland durch seinen Hauch belebe
 Gleich rauschend wie der Wogenshall,
 So tönt der Frage Wiederhall,
 Wenn je der Völker eines glücklich war,
 So sind wir es am heutigen Altar u. s. w.

Leipzig. Marcus Valerius Martialis,
 in einem Aufzuge. Anhang zum ersten Thei-
 le von Karl Wilhelm Ramler. 1793. 128 S.
 8. Der erste Band des Ramlerischen Martialis
 enthielt die Uebersetzungen verschiedener Verfasser,
 so viel ihrer dem Herausgeber zu Gesichte gekommen,
 oder von ihm gebilligt waren. Weil diese aber,
 zusammen genommen, immer nur den kleinsten
 Theil des römischen Dichters ausmachten, so ver-
 mehrte sie Hr. R. noch mit einigen, die er selbst
 übersezte. Er hofte dabey, andere Liebhaber vom
 Martial würden ermuntert werden, noch mehrere
 hin-

hinzuzuthun, und wir würden endlich den ganzen Epigrammatisten, so weit er übersehbar ist, in deutschen Versen erhalten. Als er aber von keinem Nachfolger in dieser Arbeit etwas hörte, entschloß er sich, sie selbst zu übernehmen, und so erschienen nach und nach fünf Theile, die wir in dieser Bibliothek angezeigt haben. „Damit aber, sagt die Verlagsbandlung in dem Vorbericht, das ganze Werk von Einer Feder seyn möchte, so hat man Hrn. K. ersucht, noch einen Anhang zum ersten Theile seiner Ausgabe hinzuzufügen, der diejenigen Stücke enthielte, die darin von fremden Verfassern und mehrertheils in Reimen geschrieben waren, und worunter einige blos Nachahmungen sind.“ Weil der lateinische Text beim ersten Theil schon hinzugefügt worden, so ist er hier weggefallen, und diese wenigen Bogen können dem ersten Bande süglich angebunden werden. Proben aus diesem Anhang zu geben, können wir, nach der ausführlichen Beurtheilung dieser Arbeit im Ganzen, um desto mehr unterlassen, da die Ausführung auch hier sich gleich bleibt, und mit denselben Vorzügen dieselben Mängel und Unvollkommenheiten verbindet.

Dänische Litteratur.

Skuespil af P. A. Hejberg. Første Bind. Kjöbenhavn. 1792. 414. og 26. S. 8. Ander Bind. 1793. 430 og 23. S. hos Holm. Diese Sammlung der Werke eines der beliebtesten dän-

schen Dichter enthält, im ersten Bande 1.) Forwandlingerne. (die Verwandlungen) dieses Stück erschien zuerst im J. 1788. Hier hat es einige wesentliche Verbesserungen erhalten. Besonders hat Hr. H. mehr für die Wahrscheinlichkeit gesorgt, und manches besser motivirt. So gehört dies Stück unter die guten dänischen Originale. 2.) Heckinghorn, ein sehr beliebtes Stück, und vielleicht die beste Arbeit des Dichters. 3.) Virtuosen No. 1. (der Virtuose Nr. 1.) Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Ein Gastwirth, der sich auf Mahlerey gesetzt hat, ist nordisch auf einen jungen Eowisten, der gleichfalls mit glücklichem Erfolg diese Kunst treibt. Aus Haß sucht ihn der Alte durch Verleumdungen um eine vorthellhafte Heurath zu bringen; da dieß aber nicht fruchtet, so entwendet er von einem Jüden ein kostbares Stück, und giebt selbst seinen Feind als Dieb an. Dieser Schurkenstreich kommt indess an den Tag und er wird beschämt. So einfach die Handlung ist, so gut ist sie erfunden, um die Verächtlichkeit der Mißgunst unter Künstlern, und die Gefahr, durch diese schändliche Leidenschaft zu den niederträchtigsten Handlungen verführt zu werden, in das Licht zu setzen. Dadurch verliert es jedoch etwas von seiner Wirkung, daß man nicht genau erfährt, ob der Alte wirklich ein guter Mahler ist oder nicht. An einigen Orten heißt es, er sey ein guter Künstler: er selbst aber prahlt und lügt so unverschämt, und verräth so gänzlichen Mangel an Geschmack und Einsicht in der Beschreibung des Gemähltes, das er für einen ausländischen Preis gear-

gearbeitet haben will, daß man ihn unmöglich für etwas anders, als einen Stümper halten kann. Gewiß aber würde die Wirkung des Stücks ungemein gewinnen, wenn Dyrendal (dieß ist der Name des Neidischen) als ein wirklich guter Künstler geschildert würde. Denn daß Stümper sehr oft Narren sind, und leicht Schurken werden können, dieß ist eine zu allgemeine Rücksicht: und dieser Klasse von Menschen geschieht zu viele Ehre, wenn man so große Anstalten macht, ihre Albernheiten ins Licht zu setzen. Allein auch der gute Künstler kann neidisch seyn, und Ränke anwenden, einen Nebenbuhler zu unterdrücken; auch er kann prahlen; allein er prahlt nur mit dem, was er wirklich gethan hat, und die Unwahrheiten, die er sich erlaubt, schränken sich nur auf Vergrößerungen und darauf ein, daß er die Dinge in ein falsches Licht setzt. Man könnte sagen, der Charakter sey absichtlich überladen, allein auch in diesem Fall dürfte doch die Karikatur nicht auf diesen Theil desselben fallen.

4) Mikkel og Malene, Parodie von Orpheus und Euridice in 3 Aufzügen. Sie erschien zuerst 1784. Dieser neue Abdruck hat beträchtliche Verbesserungen erhalten. In der Vorrede handelt der Dichter von der Parodie überhaupt, und bringt verschiedenes aus der Geschichte dieser Gattung bey. Er behauptet, die Parodie müsse eine unterhaltende Kritik über ein Werk der schönen Wissenschaften oder Künste seyn, und folgert daraus, daß die Parodie nicht bloß eine Sache für den Augenblick sey, sondern auch dauerhaften Werth besitzen könne.

Diese Beschreibung paßt auf einige, aber nicht auf alle Gattungen der Parodie. Am besten paßt sie auf die erste und wichtigste Gattung, die Fehler in ganzen Arten von Kunstwerken angreift, dergleichen Ulysses von Ithaka, Gongs Bettleroper u. s. w. wohin alle komische Heldengedichte gerechnet werden können. Hier ist die Kritik, was die eigentliche Satyre ist, die Fehler tadelt, ohne auf die Individuen, denen sie ankleben, zu sehen. Auf die zweyte Gattung, wozu das angezeigte Stück und eine Menge anderer gehören, paßt die Beschreibung noch einigermassen, doch nicht ganz mehr: denn da sie, wie profaische Kritiken, einzelne Schriften zum Gegenstand haben, so werden die Ausstellungen und der Wiß derselben nur von denen verstanden, die das Werk, welches die Anspielungen treffen, in den Händen, oder doch im frischen Andenken haben. Da solche Parodien sich ferner mit schlechten Kunstwerken beschäftigen, so verlieren sie in kurzer Zeit ihre Wirkung und ihren Werth. Parodien über wirklich gute Kunstwerke (wohin auch die Travestirungen gezählt werden können) gehören gar nicht unter diese Beschreibung. Ihr Zweck ist nicht, auf Fehler aufmerksam zu machen, sondern bloß durch den Contrast ernsthafter und hoher Ideen mit einem lächerlichen und niedrigen Ausdruck zu belustigen: sie wollen Lachen erregen, sonst nichts. Will das Glück wohl, so findet man in ihnen eine im Scherz hingeworfene Moral, oder einen allgemeinen satyrischen Zug. Cento's, deren hier auch gedacht wird, gehören kaum hieher, da sie eigentlich nur

Paro-

Parodien auf einzelne Verse sind. Von dieser Art sind Boileaus parodirte Szenen des Eid, die deutschen Parodien des Cato, Sturz Menechmen 2c. da ihr Zweck mehr gegen die Verfasser, als ihre Werke gerichtet sind, so haben sie viel Aehnliches mit Nasquillen... In der Vorrede zu diesem ersten Theil beantwortet Hr. H. einige Stellen in Hrn. P. Todes Abhandlung: ob es nöthig sey, eine Anzahl guter Originalschauspiele zu besitzen? Die Dichter mehr anzuspornen, schlägt Herr H. vor, in den Schauspielhäusern das Pfelfen so gut zu erlauben, als das Klatschen; ein Wunsch, der schon oft geäußert, aber noch nie zur Erfüllung gebiehen ist. In der Vorrede zum zweyten Bande klagt Hr. H. über die große Menge der aufgeführten deutschen Schauspiele. Gewiß hat er Recht, wenn er behauptet, daß diese nicht in den Geschmack der Dänischen Nation stimmten, insofern er damit sagen will: alles, was man Sitten nennt, sey den Dänen darin fremd, und könne sie folglich nicht interessiren. Allein, wenn er hinzusetzt, die meisten deutschen Schauspiele müsse man als Abhandlungen über einen oder mehrere moralische Sätze, ja sogar zum Theil als förmliche Systeme betrachten, so werden ihm diejenigen, die diesen Zweig der schönen deutschen Litteratur näher kennen, schwerlich so geradezu Recht geben. Hätte er gesagt: eine große Anzahl deutscher Schauspiele sey schlecht, eine noch weit größere mittelmäßig, so würde man ihm leicht beygestimmt haben, besonders, wenn er zugleich eingeräumt hätte, daß auch ein ziemlicher Theil von

ihnen gut wären. Hr. H. eifert ferner sehr gegen die Sprachverderber, die vorzüglich von dem häufigen Uebersetzen aus dem Deutschen herrühre. Diese Arbeiten würden ungemein schlecht bezahlt, und so verstünden sich meistens nur solche Personen dazu, die ihre Zeit nicht besser anzuwenden wüßten.. Der zweite Band selbst enthält: 1) *De Vonner og Vanner* (die Herren von und van —) Ein Lustspiel in 5 Aufz. Jetzt zum erstenmahl gedruckt. In der Vorrede vertheidigt sich Herr H. gegen den Vorwurf, den man ihm gemacht, als habe er in diesem Stücke ungebührliche Ausfälle auf den Adel und das Militär des Reichs gethan. Das Stück ist voll Bewegung und man kann bey der Vorstellung unmöglich langeweile haben; indeß ist es doch mehr eine Sammlung neben einanderstehender dramatischer Gemälde, als ein wahres Schauspiel, der Zufall spielt eine zu große Rolle. Für die angenehme Ausfüllung einiger Stunden hat es indeß Laune und Interesse genug. 2) *Holger tydske*. Dieß lustige Stück erschien zuerst 1789. In dieser Ausgabe hat es noch sehr gewonnen. 3) *Selim og Mirza*, ein Singstück in drey Aufzügen. Die Musik von Zink. Zum erstenmal aufgeführt 1790. Der Plan und die Ausführung haben viel Unwahrscheinliches, das Herr H. nicht immer mit den haltbarsten Gründen zu vertheidigen sucht. So sagt er: er habe marokkanische Sitten schildern wollen: nun ist es aber doch gewiß nicht marokkanische Sitte, daß der Harem des Kaisers für jedermann offen und zugänglich ist. Das letzte Stück in diesem Bande

ist

ist 4) *Virtusens* No. 2. — Lustspiel in einem Aufzug. Zuerst gedruckt 1790: hier besonders an den Stellen verändert, die mehr für das Cabinet als das Theater zu passen scheinen.

Dana. Förfte Binde. tredje Hefte. Kibenh. 1793. 120 S. 8. Wie die vorigen Stücke eine Sammlung von guten, mittelmäßigen und schlechten Aufsätzen. Wir erwähnen hier nur der ersten. Til Phantasien ein artiges Gedicht in fließenden Versen: nur ist die Gottheit, die der Dichter besingt, nicht genug individualisirt. Ohne die Ueberschrift würde man schwerlich gleich errathen, an wem das Lied gerichtet sey. Den bönhørte Vandringsmand af I. Smidth. Eine allegorische Erzählung, die die wichtige Wahrheit versinnlichen soll, daß ein beständig freudenvolles Leben ohne Abwechslung von Mühe und Kummer für uns Menschen nicht geeignet sey. Die Erfindung kann keine große Anstrengung gekostet haben, das Interesse ist schwach, aber der Vortrag gut. Dinas Klage. Eine gute Uebersetzung eines deutschen Gedichts aus einem der ältern Musenalmanache von Voß. Sang til Tone-Harmonien af Högk Guldberg med Musik af Hr. Kammerherre Gjedde. Ein sehr schönes Gedicht, Polyhymniens würdig, und das beste Stück des ganzen Hefes. Claudine oversat ved Höft. Eine gute Uebersetzung einer Novelle von Florian.

Poesier af Magdalene Sophie Buchholm. 1793. 160 S. 12. Die Verfasserinn hat sich schon einen nicht unbedeutenden Namen in der skøn

nen

von Literatur der Dänen gemacht. Ihre Gedichte
 zeigen Geist, Leichtigkeit, bisweilen Feinheit,
 immer aber Gefühl. Einige machen auch ihrer
 Erfindungskraft Ehre. Indes sind selbst ihre bes-
 sen Stücke sich nicht gleich, sondern durch einzelne
 unedle, dunkle, sprachwidrige Ausdrücke entstell.
 Diese Sammlung besteht aus 32 Gedichten, von
 denen wir nur einige erwähnen. Eulalias Morgen-
 klage eine Art von Elegie, veranlaßt durch Roge-
 lues Menschenhaß und Neue. Die letzte Strophe
 ist vorzüglich schön.

Tungt skal jeg love, vandre hen
 Den Tid mig endnu staaer tilbage.
 Kun lindres ved at bruge den
 Til Hielp for Usle, Arme, Svage;
 Men naar jeg længe hødet har,
 Og Døden skal mit Støv hiemføre,
 O da — ej rene Engle høre
 Hvor stor mit Lives Brøde var.

Ved Frøken Buløys Grav. Ein schönes Ge-
 dicht. Vorzüglich sticht die Stelle hervor, wor-
 inn die Dichterinn das verklärte Kind zu seinen El-
 tern niedersteigen sieht:

Straalende jeg feer dig stige
 Herliggjorte fra din Himmel ned,
 Og med salig Siolefred
 Kierlig til de Elskte siges:
 »Fader! Moder! græder ikke!
 »Jeg er frelst og lykkelig;
 »Efter Tidens Øyeblikke
 »Skal i glade favne mig.

»Vüsdøms Fader langt ej fatte
 »Vandrings maalet for min spæde Fod,
 »At hans vei er evig god,
 »Nu min lyse Sjel kan fatte.
 »Lidt han fordred vaf den Svage,
 »Og for meere fordret blev,
 »Langt fra Synd og Sorgens Dage
 »Han mig faderlig bortrev.

»Eder bød han at henvandre
 »Mere styrke — länger maalte Vej,
 »Forddlaae, I glemte ej
 »At I blev til Held for andre.
 »Elfskede! ø graeder ikke!
 »Jeg er evig lykkelig;
 »Efter Tidens Øjeblikke
 »Skal I salig favne mig.«

Adeluds til Torkild Trondesen, eine Heroide, nicht ohne Interesse und schöne Stellen, doch vermißt man nur zu oft die charakteristische Eigenheit, die die Heroide vor dem poetischen Brief und der Elegie voraus haben muß, die hin und wieder der leidenschaftliche, nachdrückliche, in der vollen Stärke des Affekts abgebrochene Sprache. Laura til Selim, gleichfalls eine Heroide, deren sich Dorat und Blin de St. More nicht hätten schämen dürfen. Die rührende Sprache des Herzens ist ungemein getroffen. Sie ist ohnstreitig das schönste Stück der ganzen Sammlung, und so vortreflich, daß man den kleinen Uebelstand kaum bemerkt, den ein italienischer und morgenländischer Name, die man weiß nicht wie zusammenkommen, machen.

Der

S. 63. Der er dog Ro in Dödens Land,
 Der uden Sorg de Föleslöse hoile;
 Der sukkeringen Elskov meer,
 Ei Usles Graud, ei Lykkeliges Smile,
 Det sammenlukte Öje seer etc.

S. 69 Ei Stolthed, Elskte! byder mig at sige,
 At flere har din Laure kjær;
 Nei blot fordi du vide skal, din Pige
 Din Elskov ej uvärdig er.

Jeg ene naevner det; thi stolt ieg ikke
 Af deres Hylding vaere kan.
 För haevtes jeg ved dine kjelne Blikke
 Nu seer jeg mig kuir liden an.

Medynkfom seer jeg, naar en anden straeber,
 At naae den Haand, jeg dig gav hen:
 O Vee dem! thi en haables Elskov draeber;
 O Vee dem! thi jeg kjender den o. f. v.

Unter die besten Stücke der Sammlung gehört auch der Brief mit der Ueberschrift: Til min Datter. Unter den Nachahmungen ist Den gamle Landmand til sin Søn nach Hölst das beste, sehr mangelhaft aber ist die Ballade Broder Graarok nach Bürger. Herr Capellmeister Schulz hat zwei Lieder mit Melodien versehen; schwerlich aber möchte je das eigentliche Lied für den Gesang die Stärke der Dichterin werden. Den hier gelieferten Liedern scheinen die Einheit der Empfindung, die Rundung der Perioden, der Wohlklang des Verses, das Vollendete des Ausdrucks zu fehlen, die man ungern in einem Liede vermisst, besonders wenn es durch die Ausnahme in

in eine Sammlung eine andere Bestimmung erhält, als für Einen Augenblick zu gefallen.

Veddemaalet, et Mellemspil med Sang af Peder Horrebov Haste 1793. 32 S. 8. Der Verf, ein Mann von ächtem poetischen Genie, dessen Arbeiten sich der klassischen Correktheit immer mehr nähern, liefert hier ein niedliches kleines dramatisches Idyll. So kalt es von den Zuschauern bey der Vorstellung aufgenommen worden, so sehr muß es bey dem Lesen den Beyfall der Kenner erhalten. Die Handlung ist äußerst einfach und doch nicht ohne Interesse. Die eingemischten Gesänge sind eben so gut angebracht, als schön an sich selbst. Hier ist einer der kürzesten zur Probe:

De Mandfolk snige sig omkring
 Os Piger tit,
 Og love tusind store Ting
 Men holde lidt.
 De svaerge høit ved Dyd og Gud
 At de vort Kjøn tilbede;
 Og knap gaaer Brudelampen ud
 Før de sig hos os keede.

De liste sig ret snedigt frem
 Med Troskabs-Snak;
 Og fromme Taaber sige dem
 Saa mange Tak.
 Men neppe har de hørt vort Ja
 Før de til andre titte;
 O Vee! den Troskab vorder da
 Saa lille, lille bitte!

De kiele, gante, kyffe, lee
 För Bryllups dag,
 Og evig Æmhed love de
 Som afgjort Sag.
 De vaagne knap i Brudens Arm
 För de som Føgder byde;
 Den Mand er kold, som nys var varm,
 Og stakkels Brud maa lyde.

Nyt-Aars-Gave for Damer. 1794. 194

E. 8. Der Verf. dieser an schönen Gedichten reichen Blumenlese sind: Bechmann, Bruun, Buchholm, Frankénau, Haste, Heiberg, Hiort, Horrebom, Liebenberg, Pabst, Plum, Rahbeck, Riber, Sander, F. Schmidt und J. Smidth. — Bruun hat drey Nachahmungen aus dem Deutschen geliefert: zwey Lieder nach Götter und eine Romanze nach F. L. Stollberg, so glücklich, daß sie ganz das Ansehen von Originalen haben. Mad. Buchholm eine artige Idylle Thormund, eine Romanze Elvina, und ein Lied an die Geduld. Frankénau, ein schönes Gedicht an die sechsjährige Minna. Haste hat die meisten Beyträge in verschiedenen Gattungen gegeben; Romanzen, Sonnette, Elegien, Inschriften, Fabeln, Lieder &c. Ihr Werth ist sehr ungleich, am vorzüglichsten sind die elegischen. Von Heiberg findet man nur Ein kräftiges Lied. Hiort; zwey Lieder von sanfter anziehender Simplizität. Horrebom; sein Gedicht: den yndigste Pige gehört unter die vortreflichsten Stücke dieser Sammlung. Liebenberg, zwey schöne Gelegenheitsgedichte.

dichte. Rahbeck, der seit einiger Zeit wenig eigentliche Poesien geliefert hat, giebt hier ein paar Stücke, von denen das Lied an Laura dieses geschätzten Dichters vollkommen würdig ist. Riber; zwei meisterhafte Nachahmungen: Pseffels Epistel an Phöbe und Boffens interessante homerische Idylle Luise. J. Smidth eine niedliche kleine Romanze. Sander. Von seinen Beiträgen theilen wir zwei Kleinigkeiten zur Probe mit.

Til Louise.

Cagliostro mig i lyse Tryllespejl
 Min Skjebne lovek grant at vise.
 Bort med en Kunst, som evig tayer sejl!
 Det eneste, der fandt Tryllespejl,
 Dit Oeje kun, tilbedede Louise,
 Kan mig min hele Skjebne vise.

Et Spørgsmaal.

Blant Graekenlands syv store Vise
 De Laerde tvende konger prise.
 Hvor mange Vise finder du
 Blant hele Verdens Konger nu?

Den quindelige Jacobiner Klub. Et politisk Skuespil i et Optog af A. v. Kotzebue. 1793. 8. Ein ungereimtes Ding von einem Ende zum andern. Der ganze Plan ist ungereimt. Kann Antoinette ohne Wunderwerk vorauswissen, daß die Clubdamen den besondern Einfall bekommen werden, Julien mit einer Wachs- puppe zusammen zu geben; und doch beruht die ganze Anlage darauf, daß Juliens Liebhaber die

Rolle dieser Puppe spielt. Ungereimt ist die ganze Ausführung. Sämmtliche Personen des Stücks von Hrn. Duport bis zum Bedienten haben in den kritischsten Situationen ein heftiges Witzfieber, das allen psychologischen Erfahrungen zufolge den Verstand verwirren muß. Sie scheinen blos zusammen zu kommen, sich mit Bonmots herumzuschlagen. Natürlich hört man so nie die Personen, sondern immer nur den Dichter. Einzelne glückliche Stellen sind kein Ersatz für die ungleich größern Mängel des Ganzen.

William Shakspears Skuespil, anden Deel. 1792. 552 S. 8. Dieser zweite Band der Uebersetzung von Shakspears Schauspielen enthält: König Lear, Cymbeline und den Kaufmann von Venedig, nebst Eschenburgs Abhandlungen über die Quellen, aus denen der Dichter den Stoff zu diesen Stücken entlehnte. Die Uebersetzung ist eben so, wie im ersten Bande, steif, platt, voll Unrichtigkeiten, selbst voll Fehler gegen die Sprache, und des Originals durchaus unwerth. Der Uebersetzer ist weder der Sprache, aus welcher, noch der, in welche er übersetzt, mächtig.

Italienische Litteratur.

L'Academia degli amori in versi e in prosa da Filandro Cretense. Parma presso Carmignani. 1792. 8. Eine Sammlung kleiner angenehmer Gedichte, die künstlich zu einem reizenden Ganzen verbunden sind. Der Dichter singt

angirt, einer gelehrten Gesellschaft beizumohnen, die aus lauter Liebesgöttern bestehe. Er hört hier verschiedene Werke neuerer Dichter unter seinen Landsleuten vorlesen, denen er auf diese indirecte Weise ein desto schmeichelhafteres Lob ertheilt. Auf diese Vorlesung folgt die Rede eines Mitglieds der Akademie über den so geseherten und so wenig gekannten Platonismus. Der Redner gesteht, daß er im Grunde eine leere Schimäre sey, eine Täuschung, die aber reelle Vortheile gewähre, indem sie der Seele die Idee eines von den Sinnen unabhängigen Genusses verschaffe. Die Natur und die Moral dieser reizenden Empfindung zu erklären, verwickelt sich der Redner ein wenig in philosophische Grillen; worin er aber von dem begeisterten und ungeduldbigen Dichter durch folgende Verse unterbrochen wird, die wir als eine Probe der Manier des Dichters, die, was die Richtigkeit der Ideen und die Leichtigkeit des Ausdrucks betrifft, durchaus gleich bleibt, hersetzen wollen:

»Amorin, quanto m' alletti!
 Mi perdona, non credea,
 Ascoltar si saggi detti
 Dove regna Citerea.
 Come mai cangian le cose!
 I filosofi severi
 Cinti il crin de mirti e rose
 Tutti or sbrigliano i piaceri.
 L'uom divina eterea parte
 Con analisi funesta,
 Mostrar tentan le lor carte

Vero brutto in miglior vesta,
 Dalle fibre prepotenti
 L'alme son tiranneggiate;
 Sogni i grandi sentimenti
 Son di teste riscaldate.
 La vertude, il buon costume,
 Le ópre illustri, l'amistà
 La ficura idea d'un nume,
 L'immutabil verità,
 Tutto è vano. Il suo piacere
 E dell' uomo fisico objecto
 Sola legge: e tra le fiere
 Meno vario ha men diffecto. — —

Poesie di Giovan de Coureil della Ciotta
 in Provenza socio della real Academia delle
 Scienze e delle Lettere di Mantova. Tra gli
 Arcadi della Colonia Alfea Amelio Ledeo.
 Tomo Primo. Odi. Lucca presso Bonsignori
 MDCCXCIII, 271 p. 8. Eine frühere Samm-
 lung vermischter Gedichte von demselben Verf. ha-
 ben wir im 47. Bande S. 288 angezeigt. Dieser
 erste Theil einer Ausgabe der sämtlichen Werke
 des Vfs. enthält zwey Bücher sogenannter Oden.
 Der Begriff der Ode ist hier nichts weniger als
 mit Schärfe aufgefaßt. Die wenigsten hier zu-
 sammengestellten Gedichte sind wahre Oden, und
 diese wenigen sind überdieß nicht die bessern Stücke.
 Manches sind wahre anacreontische Lieder, andere
 bloß galante oder scherzhafte Gedichte im lyrischem
 Epilhenmaas; noch andere kleine elegische, didac-
 tische Poesien. Auch da, wo der Verf. sich durch
 Gegen-

Gegenstand und Behandlung der hohen Ode am meisten nähert, erreicht doch sein Ausdruck und seine Darstellung nicht die nöthige Würde, Kraft und Lebhaftigkeit, sondern ist so schwach und matt, daß er oft selbst unter eine gewählte Prose herabsinkt. Jedem Buche sind eine Anzahl Anmerkungen angehängt, die theils Erläuterungen, theils Urtheile des Verf. über ältere und neuere Dichter, theils Bestreitungen kritischer Aussprüche andrer enthalten, die, wenn sie gleich selten tief eindringen, doch manche gute Ideen enthalten, und im Ganzen besser und unterhaltender zu lesen sind, als die meisten Gedichte selbst, worauf sie sich beziehen. Zur Probe wollen wir eine der kürzern und bessern Oden hersehen:

Sullo stato d'Europa nel 1792.

al D. Giov. Anguillisi.

Odi? la tromba bellicosa tace,
Muto è il fulmin di guerra, e su' i sonanti
Cardini ormai stridon le ferree porte
Del tempio sacro al Dio bifrante. Pace,
Pace annunzio all' Europa, e tregua ai pianti
Della dolente umanità. La sorte
Decisa è omai, e all' Ottoman feroce
Del Niefter. vieta oltrevarcar la foce,

2.

Ma che m'inganno? o ferq Marte, e dove
Ten' fuggi tu? Perchè ti leggo in volto
Il maligno sorriso del dispetto?
Vuoi nuove dar di tu possanza prove?
Sei nuòvi regni a devastar rivolto?

Oh quai nascondi orrendi arcani in petto!
 Ei non risponde, e il dito alzando accenna
 I suoi flagelli al Rodano, alla Senna.

3.

Già su i confini del potente Regno,
 Cui diedero i Franchi il glorioso nome,
 Adunarfi cimera armi ed armati,
 E un grande meditarfi alto disegno.
 Scuoti pur lieta le viperee chiome,
 Spandi sull' alme i venenosi fiati,
 Civil Discordia, della Lega i tempi
 Tornaro atroci, e i scellerati esempi!

4.

Isma, che un tempo dividea due mari
 Ed era a questo, e a quel saldo confine
 Poichè confunto alfin dagli anni cede
 Tremando orribilmente i duo contrari
 Flutti s'apron la via tra le rovine,
 Ed un sol mar di due formar si vede,
 Un sol mar che le terre a forza rotte
 Selve, campi, città cuope ed inghiotte.

5.

Così l'argin spezzato della Legge
 Che tra il popolo ed il Re frapposto ha il fate;
 Altro non vedi che disastre e sangue:
 Ragion non più, la forza sol protegge,
 Alla propria difesa ognuno armato
 Calpesta il patrio amor a terra esangue,
 Ed anarchia sfrenata e furibonda
 Il trono, il tempio, e il civil foro inonda.

6.

Già si raguna di Pirene al piede
 Il marziale Agone il forte, Ibero
 E del suo Re a pugnare il cenno attende,
 Quà fuor dai gioghi alpin s'buca si vede
 E sul piano accamparsi un popol fere
 Di là dar mondi d'onde il Pò discende.
 Te dunque, Italia, ancor risvegliar ponno
 Gridi di Marte dal profondo sonno?

7.

Già ti minaccia e ti circonda, o Alrazia
 Gente di ferro e di valore armata,
 E la Germania sulla franca terra
 L'antica gelosia già in mente frazia.
 Staffi l'Austriaca spada in aria alzata
 Annunziatrice di ostinata guerra,
 Fremer di sdegno odò il Re. Sueco, e il Prusso,
 E la Donna immortal, cui serve il Russo.

8.

Vedè il Francese il procelloso nembo,
 Che sul suo capo ira del Cielo aduna,
 Ed all'orrendo scoppio si prepara;
 Che all'agitata libertade in grembo
 Non stà sicuro della sua fortuna.
 Armansi ovunque i cittadini a gara,
 Ugual tumulto vide Roma forse
 Quand'oltre il Rubicon Cesare corse.

9.

All'armi, all'armi rimbomban d'intorno
 Le valli, i monti, e là del Reno i liti
 All'armi, all'armi! Afflitta Europa è giunto
 Il memorabile esecrando giorno

Che decider pur dee fra i duo partiti!
 Di valor, di coraggio è questo il punto:
 All' armi, all' armi! altre non evvi scampo;
 O qui morire o trionfare in campo.

10.

Mentre tai voci di sangue e di pianto
 Mischianti su pel Ciel francese al grido
 Della discordia che trionfa e impera;
 Dolce Aretalte, che faremo intanto?
 Del placid'Arno noi sul verde lido,
 Al fianco di Licori e di Glicera;
 L'ore trarrem, posta ogni anra in bando
 Sulla cetra d'amor versi cantando.

11.

A voi fan guerra due begli occhi neri,
 Nostro destin pende da un dolce labbro,
 E sono chieste d'or nostre carene.
 Teneri vezzi, accenti lusinghieri
 Da render molle ogni cuor duro e scabro
 Voi siete premio delle nostre pene.
 Oh soavi martiri, oh amabil guerra
 Ch' apre a sua posta il paradiso in terra!

12.

Noi non riveglia d'oricalchi il suono,
 Ma melodia di baci onde ristoro
 Alle nostr' anime il Dio d'amor comparte,
 Cerchi gloria chi vuole appiè tel trono,
 Se al grime ottengo un ramoscel d'alloro
 Premio ai miei canti, o a mie vergate carte,
 Se del mio bene nel sembiante vago
 Un raggio ottengo di pietà; son pago

13.

Tal mentre Augusto di trionfi cinto
Premendo il dorso all' usurpata Italia
Temea sotto al suo piè schiusa la tomba
Per vendetta d'un mondo oppresso e vinto,
Cieti cantando sulla cetra Idalia,
O dando fiso alla meonia tromba,
Versi a Lalage sua Flacco tessèa,
Maron cantava i lunghi error d'Enea.

Englische Litteratur.

The South Downs. A Poem. London, Symonds 1793. 73 p. 8. Der Gegenstand dieses Gedichts, die South Downs, ist eine Reihe fruchtbarer und malerischer Hügel an der Küste von Sussex. Sie bestehen größtentheils aus reiner Kreide, mit einzelnen Lagen von Feuerstein (Flint.) Ihre Oberfläche zeigt dem Auge den schönsten Rasen und den lachendsten Anblick. Von ihrer Höhe hat man eine angenehme Aussicht auf den brittischen Kanal und die mannigfaltigen Schönheiten der umliegenden Waldgegend. Nach einer Anrufung an die alten brittischen Barden beginnt der Dichter seine Beschreibung der Schönheiten der Downs, bey den engen Thälern zwischen denselben, die in der Gegend cornes oder denes heißen:

Here glows sublime her (the nature's) many co-
lour'd hood
And there her tassel'd drap'ry of the wood;
Her grassy *combe* concludes the swelling stoep,
The fragrant rival of her painted cope:

Her cultur'd bosom heaves with yellow grain:
 Her flocks the mountain, herds adorn the plain:
 Her winding rivers court de scented shade:
 Her forests warble to the chequer'd glade:
 The hind her vales, the shepherd loves her hills;
 The bloom her dale, and the mead her rills;
 Here larks the dale's hamlet; there the town
 In the distance climbs the whitening down,
 In daily contrast to the skirting green,
 The cool romantic winds along the dene,
 Where echo soothes the love-sick songster's mind,
 Or mocks the laughter of the trudging hind,
 The Virgin, aptly grac'd with wheaten ear,
 Now guides the chariot of the turning year,
 Intensely smiling in autumnal rays,
 Now gilds the rip'ning scene with solar blaze;
 The tepid Ocean gaily silvers o'er,
 Nature's great mirror spread from shore to shore,
 Reflecting pendent woods, cliffs, batt'ries, ponts,
 The frigate's flagging sail that vainly courts
 The absent zephyrs, flags that basking stand,
 With maw distent along the rocky strand,
 The argent clouds that fret yon blue expanse,
 The kite's libration, and the halcyon's glance,
 The prowling rav'n, to whose prognostic sense,
 No hope of prey the taintless gale presents,
 The mew and chough, with beak of Tyrian die,
 Which hunt the porpoise with alternate cry,
 The wading fisher, and the clam'rous boy
 Who hailes his mates on board the distant hoy,
 Delightful prospects! where the wand'ring eye
 Beholds heav'n, earth and ocean jointly vie
 To furnish scenes that gods themselves may view,
 And at each look discover something new;

Where

Where Industry and Nature, hand in hand,
The landscape grace, and fertilize the land.

Reizend sind die folgenden Beschreibungen der Arbeiten der Mäher, Heumacher und Schnitter. Das Lob des Ackerbaues leitet den Dichter durch den Contrast zu Betrachtungen über die Uebel, die aus übertriebenem Handelsgeist und Geiz, aus lästigen Taxen, Monopolen und zu großer Anhäufung von Reichthümern entspringen. Nach dieser langen Digression kehrt der Dichter in seine ländliche Szene zurück, und rühmt Alcanor (der angenommene Name des Verfassers des Village Curate siehe Bibl. d. sch. W. 39. B. S. 303.)

— — whose lyre and spade

Alternate rest with in the classic shade:

This strenuous rears the garden's spicy tribes;

That Flora's sweets in strains more sweet describes.

In conscious bloom his little Eden stands,

Describ'd and cultur'd by poetic hands.

Apollo's bays there ever verdant grow,

To grace the garden and the gardners brow;

E'en, proud of fame, trots Dorothy along.

Secure of charming in her masters song.

Die Fröhlichkeit eines ländlichen Mahls — der Schäfer und seine Heerde, der liebliche Anblick der fräuterreichen Hügel sind die nächsten Gegenstände der Beschreibung, von denen der Dichter zu den Spuren übergeht, die diese Gegend von einer allgemeinen Ueberschwemmung zeigt. Er vergleicht den jetzigen Zustand der Hirten mit dem in alten Zeiten, und beklagt, daß der Unterricht dieser so
nig:

nüßlichen Menschenklasse, deren Beschäftigung sie von allen Mitteln ihren Verstand zu bilden und selbst von dem öffentlichen Gottesdienst ausschließt, so ganz vernachlässigt werde, und thut Vorschläge, wie ihre Einsamkeit und Ruße zu ihrem und des Staates Besten angewendet werden könne. — In der Beschreibung der Vergnügungen, die man in der Gegend der Downs genießt, des Jagens, Fischens &c. versteht der Dichter, nach Thomsons Beispiel, mit Feuer und Nachdruck die Sache der Menschlichkeit. Das Gemälde des Flusses Ouse leitet ihn zu treffenden ernsten Betrachtungen:

The Ouse beneath, old Andred's placid son
In slow meanders rolls his waters on;
Averse he winds in bring waste to lose
Th' enchanting scenes on either bank he views,
As turns the ling'ring school-boy of to greet
The lessening summit of his natal seat.
Both Art's and Nature's choicest gifts he bears,
Th' inverted landscape, and the traders wares;
Vain shadow ~~that~~, nor less delusive ~~these~~,
False types of bliss which Avarice ne'er can seize.
Unseen both hull and tide, the bellying sail
Majestic moves along the sedgy vale,
While at its progress on the wat'ry maze,
Like magic movement, wond'ring strangers
gaze etc.

Der Dichter wirft einen Blick in die Zeiten der Vorwelt; er verfolgt die Geschichte dieser Gegend von ihrem wüsten Zustande bis auf den Einfall der Normannen, und schmückt seine Erzählung mit den
ausge-

ausgesuchtesten poetischen Zierrathen. Er kömmt sodann bis auf die neuesten Zeiten und schildert das Pferderennen und das Zusammenströmen des Volks in Brighthelmstone:

Secur'd by verdant mounds from northern gale;
 Brighthelmstone shines in yonder sunny vale;
 Ascends the hill „in gay theatric pride“
 O'erhangs the crumbling cliff and rolling tide;
 Sees daily pass by her romantic strand,
 The wafted treasures of each foreign land,
 In hulls of ev'ry size, from th' humble sloop
 To the tall Indiaman with pictur'd poop,
 Which in perspective lessen to the eye
 To where bright Neptune seems to kiss the sky.
 There holds Variety her medley reign
 O'er hill and valley, promont'ry and main;
 O'er clime and shape claims whimsical control,
 And stamps with motley characters the soul.
 Now deck'd in smiles, she fans with breezes bland
 The silent ocean and the basking land:
 Now stalks stupendous in a demon's form,
 And startles nature with the winged storm:
 A clouded sea presents, and sunny shore:
 Makes vap'ry vales, and gilds the mountains
 o'er;

The dazzling pit presents, and verdant brow;
 The radiant carriage and the rusting plow;
 Contrasts the loud and diffident of tongue;
 The vigorous and feeble, old and young;
 The hot brain'd rake and plodder at the desk;
 The shrewd and stupid; graceful and grotesque;
 The pugilist and quaker; sage and fool;
 Th' alluring brothel and the vestal school;

The

The gambling peer, and labor's honest son
 Who scorns to cheat and fears no insured dun;
 The brawny fisherman, and scented fop,
 The long-tail'd Frenchman and the sulky crop;
 The purse-proud citizen and shabby bard;
 The meek man-milliner and rough poissarde;
 The beaوتous rustic, void of guilt or taint,
 And wh-e or duchess in her mask of paint;
 The swagg'ring swindler and the bashful clown;
 The robe of tissue and the kersey gown

Das Gedicht schließt mit einer Beschreibung der waldigen Gegend von Sußer. Die hauptsächlichsten Schönheiten dieses Werks sind Mannigfaltigkeit und Treue der Schilderungen, Wahrheit und Wärme der moralischen und philosophischen Betrachtungen, und diese Vorzüge sind mehr als hinreichend, die kleinen Verstöße gegen genauen Zusammenhang und die etwas ungleiche Sprache, die ein kritisches Auge hie und da entdecken dürfte, ganz in Schatten zu setzen.

The Dramatist or Stop him who can.
 A Comedy as it is performed at the Theatre
 Royal Covent-Garden. By *Frederick Reynolds*. London 1793. 78 p. 8. Eines von den rauschenden Stücken, die bey der Vorstellung ungleich mehr zu ihrem Vortheil erscheinen, als bey'm Lesen. Es ist weder viel Wiß und komische Kraft darin, noch mit einem vorzüglichen Grad von Eleganz geschrieben, auf der Bühne aber gefällt es doch wegen der Menge gehäufter Vorfälle und Situationen

tuationen, und der lustigen Laune, die in einigen Charakteren herrscht. Die vornehmsten sind ein Phlegmaticus, dessen sämmtliche Geschäfte darin bestehen, den Augenblick zu vergähnen, und dem selbst das Reden so sauer wird, daß die wenigen Worte, die er spricht, in einer kleinen Anzahl angewöhnter Redensarten bestehen — ein dramatischer Schriftsteller, den die Schreibesucht dermaßen befißt, daß er allenthalben auf Charakterzüge Jagd macht, und jeden Vorfall in eine dramatische Szene verwandelt —, ein gereiseter Geck, der durch Europa gefahren, aber nirgend ein Geschöpf angetroffen hatte, das ihm nur halb so liebenswürdig vorgekommen wäre, als er selbst, der gleichwohl aber nicht unfähig ist, rechtschaffen und brav zu handeln. In dem ersten sind der natürliche und der angenommene Charakter gut contrastirt, und die Wiederholung derselben Phrasen: I have an Idea — in tact — so ermüdend sie beym Lesen ist, thut einen guten Effect auf dem Theater. Der Charakter des Dramatisten ist vielleicht zu sehr übertrieben, und in Rücksicht auf den Gecken möchte es noch sehr die Frage seyn: ob nicht widersprechende Eigenschaften in ihm verbunden sind? Uebrigens sind diese Charaktere gut gezeichnet, und erreichen ihren Zweck, Lachen zu erregen.

The Works of Callimachus translated into English Verse. The Hymns and the Epigrams from the Greek; with the Coma Berenices from the Latin of Catullus. With the

the original Text and Notes carefully selected from former Commentators and additional Observations by H. W. Tytler, M. D. 1793. 268 p. 4. Dieß ist die erste gute und verständliche Uebersetzung der noch vorhandenen Gedichte des Callimachus, so wie die erste, die ein geborner Schotte (das war der nunmehr verstorbene Verf.) von einem griechischen Dichter in englischer Sprache versucht hat. Sie ist im Ganzen sehr wohl gerathen, wenn gleich der Verf. von seiner Kränklichkeit gehindert wurde, ihr die letzte Feile zu geben, und verschiedene zu nachlässige und schwache Stellen zu verbessern. Zur Probe setzen wir einige Verse aus der Hymne an die Ceres und ein paar von den Sinngedichten her:

The basket swift-descending from the skies,
 Thus, thus, ye matrons, let your voices rise:
 „Hail! Ceres, hail! by thee from fertil ground
 Swift springs the corn, and plenty flows around.“
 Ye crouds, yet uninstructed, stand aloof,
 Nor view the pageant from the lofty roof,
 But on the ground below; nor matrons fair,
 Nor youth, nor virgins, with dishwell'd hair,
 Dare here approach: nor let the moisture flow
 From fasting mouths to stain the mystic show.
 But radiant Hesper, from the starry skies,
 Beholds the sacred basket as it flies:
 Bright Hesper only could persuade the pow'r
 To quench her thirst, in that unhappy hour,
 When full of grief, she roam'd from place to
 place,

Her

Von den Sinngedichten wählen wir das 7te und 10te.

A pious youth approaching where
 His stepdame's body lay,
 Officious crown'd her statue there
 With flow'rets fresh and gay.

Nor thought his father's wife, when dead,
 Her malice could retain;
 The statue thunder'd on his head
 And fix'd him to the plain.

Ye foster-sons avoid his doom
 Nor hang a flow'ry wreath
 Around an envious stepdame's tomb,
 Lest ye too sink in death.

Freylieh ziemlich kraftlos gegen das Original: *Ἡ γὰρ μητρεὺς καὶ ταφὴν οἱ παῖδες ἔχουσιν.* Die Sta
 ist auch gegen das Costum. Besser ist folgent

Beneath this tomb, in sacred sleep
 The virtuous Saon lies.
 Ye passengers forbear to weep,
 A good man never dies.

Scottish Poems, reprinted from sca
 Editions. Collected by *John Pinkerton*
 S. A. Perth etc. 1792. 3 voll. 8. Mit ti
 chem Eifer sährt Herr Pinkerton, von dem
 schon drey ähnliche Sammlungen besäßen, fort,
 um die Dichtkunst und die alten Dichter seines
 landes verdient zu machen. Die gegenwärtige
 dem patriotischen Earl of Buchan zugeeignet.
 Einleitung enthält viel schäßbare Erläuterungen

nachstehenden Gedichte. Die Tales of Peblis, die den ersten Platz einnehmen, scheinen, wie Hr. P. bemerkt, vor 1492 geschrieben zu seyn, weil das Königreich Granada in demselben als ein nicht christlicher Staat angeführt wird. Sie sind mehr moralisch, als lustig, und ihr größtes Verdienst besteht in der naiven Schilderung alter Sitten. Der Palace of Honour von Gavin Douglas ist wahrscheinlich eine Nachahmung des bekannten Werks von St. Gelais, und hat viel Verdienst in den Beschreibungen. Folgende Stangen werden wahrscheinlich in England und Schottland Veranlassung zu Nachforschungen nach den darin erwähnten Volksgedichten jener Zeit geben:

I saw Raf Coilyear with his thrawin brow;
 Craibit Johne the Reif, and auld Cow newpis fow;
 And how the wran came out of Aillfay,
 And Peirs Plowman that made his workmen few;
 Greit Gow mac morne and, Fyn Mac Cowl, and
 how

Thay suld be gotdis in Ireland as thay say.
 Thair saw I Maitland upon auld Beird Gray;
 Robene Hude; and Gilbert with the quhite hand,
 How Hay of Naughton flew, in Madin land.

The Nigromancie thais saw I eik anone,
 Of Benitas, Bongo, and Frier Baconé,
 With many subtill point of juglaire;
 Of Flanders piis made many precious stone,
 And greit laid sadill of a fisching bone,
 Of ane nutmug thay made a Monk in hy

Ane paroche kirk of ane penny pye:
 And Benytas of an mussel made an aip,
 With many other subtil mow and jaip.

(Die Geschichte von Robin Hood ist bekannt. Die von Hood und Benytas sind wahrscheinlich auch englisch, so wie die Legenden von Friar Bungay und Friar Bacon.) 'Squire Meldrum ist ein historischer Roman, dessen Interesse sich ganz auf Schottland einschränkt. Der Vf. ist Lindsay. Von demselben rührt das satyrische Drama in dieser Sammlung her, das aus acht interludes besteht, und sowohl der Form als der Materie nach merkwürdig ist. In einzelnen Stellen leuchtet ein Funke acht aristophanischen Geistes. Sir David Lindsay gab noch andere Gedichte heraus, von denen einige in Rouen gedruckt wurden. Die Comedy of Philotus befindet sich in Garricks Sammlung alter Schauspiele, die jetzt im brittischen Museum aufbewahrt wird. Sie scheint kurz vor dem ersten Druck 1603 geschrieben zu seyn. Die folgenden metrischen Romanzen sind ein dankenswerthes Geschenk. Verschiedene davon sind freylich schon im englischen Dialekt bekannt, doch sind die vorzüglich interessant, die die Thaten Arthurs feyern. Robert von Glocester hat das, was Geoffry v. Monmouth in Prosa von Arthur erzählt, in Reime gebracht, und berichtet uns, daß Richard Cuer de Iyon, der Zeitgenosse von Gow Macmorne, das berühmte Schwert Caliburn geerbt habe. Warton hat The Morr Arthurre, Sir Iwayne

Iwayne und Sir Launfal analysirt. Bey Perceval findet sich Sir Launcelot, The mantle won by Sir Cradoc's Lady, The marriage of Sir Gawaine, Arthur's Death, The Legend of King Arthur, und King Ryence unvollendet. Hier kömmt noch hinzu Gawan and Gologras und Gawan and Galaron (das letztere noch nie gedruckt.) Dieß zusammen macht eine interessante poetische Chronik der Thaten dieses merkwürdigen Fabelhelden aus.

Travels through the Rhätian Alps, in the Year 1786. from Italy to Germany, through Tyrol. By *Albanis Beaumont*, in the Service of the King of Sardinia. The work is ornamented with large Aquatinta Engravings, from original Designs, by the Author, relative to the picturesque beauties of the most interesting views. Imperial folio. 82 p. London. 1792. Obgleich der Verf. kein geborner Engländer ist (er sagt in einer Stelle seines Buchs, daß er ohnweit des Mont Blanc geboren worden,) so schreibt er doch die Sprache derselben so gut, daß man ihn nur an einigen unbedeutenden Kleinigkeiten als Ausländer erkennt. Wir zeigen die Beschreibung seiner Reise, die er im Gefolge des Herzogs von Gloucester gemacht hat, hier wegen der schönen Kupfer in gewaschener Manier an, die dieses elegant gedruckte Buch zieren, und deren zehn an der Zahl sind. Die Ausführung derselben ist ungemein fleißig und sauber gerathen. Die Wahl der Gegenstände er-

regt vortheilhafte Begriffe von dem Geschmack des Verfassers, und die Zeichnungen, nach denen die Kupfer gestochen sind, machen seinen Talenten, als Künstler, Ehre.

The Theory and Practice of fingering the Violoncello. Containing Rules and progressive Lessons for attaining the knowledge and Command of the whole Compa's of the instrument, by John Gunn, Teacher of the Violoncello. London sold by the Author. Fol. Der wissenschaftliche Theil dieses Werks ist sehr gut ausgeführt, und man wird wenig Elementarbücher dieser Art finden, die so gründliche Kenntnisse und Unterricht in einer so deutlichen und genauen Sprache gäben. Indess läßt sich immer streiten, ob die Vermischung mathematischer Theoreme mit praktischen Vorschriften den angehenden Tonkünstler auf dem Wege nach Vollkommenheit, in der ersten Zeit wenigstens, nicht mehr verwirren und aufhalten, als schneller zum Ziel führen dürfte. Die vorläufige Abhandlung über den Ursprung des Violoncell und die Erfindung und Verbesserung der Saiteninstrumente, ist in sieben Abschnitte getheilt. 1) Von der Erfindung und dem rohen Zustande der musikalischen Instrumente. 2) Ueber die Leier der Griechen. 3) Ueber die Leier und Saiteninstrumente anderer Nationen. 4) Ueber die Verbesserung der Leier bey den Neuern. 5) Von dem Bogen, der Stoffsiedel (rebeck) und Geige. 6) Von der Violine, dem Tenor und Violoncell. 7) Von

dem Zustand der Instrumentalmusik. Eine Compilation aus englischen, französischen, italienischen und deutschen Werken über die Geschichte der Musik, ohne etwas Eigenes: doch hat der Verf. nur die besten Quellen und diese mit Verstand benutzt. Indeß kann man freylich fragen: wozu diese Nachrichten von der Musik der Alten in der Anweisung zu einem Instrumente, das ihnen gänzlich unbekannt war? Hr. G. erzählt alle die wohlbekannten Geschichten von der Testudo oder Lemur des Merkur, dem Amboss des Pythagoras, dem Senatsschluß der Spartaner gegen die Neuerung des Timotheus &c. allein die alte Musik ist ein so dunkler, mit so dichter, zum Theil unauf löslicher Finsterniß umgebener Gegenstand, daß wohl niemand hier ein wahres Licht aufgesteckt zu finden erwarten wird. Im 5ten Abschnitte sucht der Verf. mit vieler Belesenheit und Scharfsinn den Arabern oder Aegyptiern die Erfindung des Bogens zuzuschreiben. Der 7te Abschnitt ist der zweckmäßigste, und giebt kurze, aber befriedigende Nachrichten von den Fortschritten, die die Kunst, die Violine, das Violoncell &c. zu spielen, machte, nach Merfennus, Wood, Gerbert, Hawkins u. s. w. mit einem saubern Blatte von Abbildungen von Lehern, Harfen und Saiteninstrumenten, die mit dem Bogen gespielt werden, mit den verschiedenen Ansätzen auf dem Griffbret des Violoncell u. s. w. So wie der Verf. von der einen Seite in dem historischen Theil des Werks weiter in das entfernteste Alterthum zurück geht, als nöthig war, so scheint

er von der andern in dem praktischen tiefer in die Lehre von den Schwingungen und die Philosophie der Töne hineinzugehn, als eine Elementaranweisung nöthig machte. Ein junger Anfänger, dessen Ohr nicht an die Abtheilungen der Tonleiter gewöhnt ist, der den Bogen noch nicht führen, und die Finger gehörig zu brauchen weiß, wird schwerlich Geduld haben, die gelehrten und mühsamen Vorschriften und Betrachtungen des Verfs. zu studiren und zu befolgen. Eine feste Hand, ein gutes natürliches Gehör, und fleißige Application werden den praktischen Tonkünstler, ohne die theoretischen Abstractionen, vielleicht schneller durch die ersten dornigten Pfade zum Gipfel der Vollkommenheit führen, als mit denselben. In der Musik scheint es, werde die Theorie vortheilhafter auf die Praxis, als die Praxis auf Theorie gebaut. Ein forschender Geist wird von selbst in die Ursachen einzubringen wünschen, so wie er mit den Wirkungen genauer bekannt wird und mehr Vergnügen an ihnen findet: auch dürften wohl nur die wenigsten großen Musiker der neuesten Zeiten ihre Studien mit philosophischen Subtilitäten angefangen haben. Rameau, Tartini, und einige wenige andere endigten ihre Laufbahn mit Speculation und mit dem brennenden Wunsch die Principien ihrer Kunst in ein System zu bringen, und sie demonstrabel zu machen: allein die theoretischen Werke dieser berühmten Meister wurden weit eher bey Seite gelegt, als ihre eignen praktischen Arbeiten . .

Vey dieser Anweisung des Verfs. kann man *Les principes ou l'application de violoncelle*, par tous les tons par *Lanzetti* und *La Methode pour le violoncelle* von *Tilliern* u. entbehren.

Prolusiones Juveniles praemiis academicis dignatae. Auctore *Joanne Tweddell* A. B. Trin. Coll. Cant. Soc. London. 1793. 248 p. 8. Der Verf. dieser poetischen und prosaischen Aufsätze ist ein Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, dessen reiferes Alter, nach solchen Blüten, die herrlichsten Früchte erwarten läßt. Die Sammlung besteht aus dreizehn Stücken, deren jedes in seiner Gattung vielen Werth hat. Eine griechische sapphische Ode mit der Ueberschrift *Baravia rediviva* — eine lateinische Ode über denselben Gegenstand — ein griechisches und lateinisches Epigramm *Quid novi* — eine lateinische Rede gegen *Lucius Sylla* — eine lateinische Lobrede auf *Loche* — eine englische Würdigung der Verdienste und Fehler *Heinrichs VII.* von England — ein lateinisch philosophischer Aufsatz: *Id unum, quod expedit hominibus, homines obligat* — eine griechische Ode — ein griechisches und lateinisches Epigramm *In ventriloquum* — eine Abhandlung in englischer Prose über die Frage: ob ein rohes oder cultivirtes Zeitalter der Ausbildung eines großen Dichters vorthellhafter sey? — eine englische Rede über den Charakter *Wilhelms III.* — ein lateinisches didaktisches Gedicht, und endlich eine lateinische

Abhandlung: Utrum magnum imperium cum
aequa omnium libertate constare possit? —

— Aus der Ode Nr. 8, die wir für die beste
von des Verf. poetischen Arbeiten halten, heben
wir folgende schöne Strophen aus:

Δις μάκαρ. μάκαρ, φίλος ἦν γε Μοῖσας,
Καὶ μάκαρ, θεῖα φίλος ἦν Ἐρωτι.
Εὐ γὰρ οἷο' Ἐρωτα φιλασμένον, τὸν
Μοῖσα φίλασεν,

Ταλὶνα πρὶν βεβηκὸς τὰ κομψὰ
Καρδίας ποικίλμαθ'. ἕμως σκίαζει
*Ὅψιν δ' βλοῖο μαλ' ἄμπελος γυῖ.
Ἐς θαλάμους γὰρ

Τάμερον πορθημένους νεκρῶν καλῆς σε,
Ποττὸν ὤδ' ἄν φάρμακον, ἔδ' ἄβα
Φίλτρον ἐμπέφυκα. Σὺ τ' ἴσθ', ὅς ἐκμήσῃ
Κόδι' γαίης

Θνατὸς ἦν — μὴ δ' ἴθι. τίαν τί μοῖραν
*Ἄν σκοποῖς; μαῖον σκοπόντι κέρδος.
*Ὀλβος ὅς ἀλλογχαν ἀνῶν, τίς εὐφραν
*Ἄν φρονέειν λη;

Folgendes Epigramm ist artig, obgleich im Gan-
zen die lateinischen Verse des Verf. seinen griechi-
schen weit nachstehen.

Quid novi?

Puella loquitur.

Sum tibi Bella: Viden'? Vetera et vulgaria temno;

Nec levis in laudes ars fuit illa meas.

Mos olim (et meminī) proprios pendere capillos;

Sunt falsi; Quaeris, qui sit, inepte? Novum est,

Mos

Mos olim (et fensi) propriam submittere clunem:

Qui potior clunis subere facta? Novum est,

Me soror alta humilem spectabat desuper hostem;

At lignum fulto subdere calce novum est.

Quid deceat, quid non, sic collige, Quae decet,
illa est

Res nova, quaeque nova est res, mihi crede;
deceat.

Midsummer Eve, or the Sowing of Hemp,
a Poem. 1793. 8. Dieses Gedicht ist, wie es
scheint, eine Nachahmung des Styls von Miltons
Comus, voller Anspielungen, voller Mythologie,
alter, und neuer, seltsam durch einander gemischt.
Der Verf. scheint sich nach italienischen Dichtern
gebildet zu haben: man findet bey ihm viel falsche
Gedanken, viel Illirergold, allein dabey verräth
er Anlagen, die mehr als einen gewöhnlichen
Versmacher erwarten lassen. Zur Probe heben
wir die Beschreibung der unglücklichen liebe Mer-
lins zur Dame vom See aus;

The false lady of the lake
Essay'd her charms against his spells,
And lur'd him to his sparry cells,
Fathoms deep, beneath the flood,
In sedgy groves the bower stood,
With orient pearl the floor was pav'd;
The light through crystal casements wav'd;
In column'd halls of lapis blue,
Strip'd with the turquoise paler hue;
On corals seats they softly rest,
Lin'd with the cygnet's downy breast;

The

The genial shell with mirth went round,
 Their heads with river-lilies crown'd:
 They revel'd till the silver moon
 Quiver'd through their liquid doom,
 Then his amber couch she spread,
 Where the sleep of death she shed;
 Son of Dämon, *) thou art caught,
 Altho' in hell thy skill was raught
 Duped like the simple vestal maid,
 Whom the lover fiend betray'd,
 To give thee birth on Barry's shore.
 Thy native rocks thou viewst no more;
 No more amidst the verdant glades
 Of Dinowares lofty shades
 Thy faithfull sprites shall hear thy call,
 Unpunish'd stands Carmarthen's wall etc. —

Dem Plan des Gedichts, von dem dieses ein
 ment ist, fehlt es an Einheit und Bestimm
 Wie es scheint, werden die Digressionen mehr
 resiren als die Haupthandlung.

*) »Merlin's mother was supposed to have
 »a nun, and the daughter of Demitie, k
 »South Wales, who accused a Dämon of
 »his Father. Carmarthen was his native
 »which he intended to have surrounded
 »wall of brags. His spirits were working
 »wall, beneath a rock in the island of Ba
 »Glamorganshire, when he went away
 »the lady of the lake; he ordered them t
 »tinue their work till he returned, and
 »hammers are still heard beating. — See
 »ser's Fairy Queen, and Hooles Noi
 »Ariosto.«

Neue Verlagsbücher.

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus. Ex recensione *Bruckii*. Indices et Commentarium adjecit *Fr. Jacobs*. Tom. I. et II.
8. maj. auf Schreibpap. 2 Thlr. 8 Gr.
Auf Druckpap. 1 Thlr. 16 Gr.

(Der 3te und 4te Theil erscheinen zur Michaelismesse.)

Beiträge zur Kenntniß, vorzüglich des Innern, von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines in England wohnenden Sachsen (Herrn Rüntner) gezogen, von dem Herausgeber. 8tes Stück. gr. 8. 9 Gr.

Eulers (Leonh.) Briefe an eine deutsche Fürstin, über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre. Nach der Ausgabe der Herren Condorcet und de la Croix aufs neue aus dem Franz. übers., und mit Anmerkungen, Zusätzen und neuen Briefen vermehrt von *Jr. Bries*. Mit Kupfern. 3ter und letzter Band. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

(Alle 3 Theile 4 Thlr. 8 Gr.)

Die Kunst zu lieben. Ein Lehrgedicht in drey Büchern. Mit 7 Bignetten gezeichnet von Schubert gestochen von Geyser. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Lebens.

Lebensbeschreibungen merkwürdiger Gelehrten
Künstler, besonders des berühmten Malers
cas Kranachs; nebst einigen Abhandlungen
deutsche Litteratur und Kunst, von J. Fr. K.
2 Theile. gr. 8. 1 Thlr. 12

Litterarische Denkwürdigkeiten auf das Jahr 1
herausgegeben von C. D. Beck. 1stes und
Quartal. gr. 8. 1 Thlr. 12

Maller's du Pan Betrachtungen über die Ratu
französischen Revolution, und die Ursachen
ihre Dauer verlängern. Aus dem Französi
übersezt von G. Schaz. Nebst einem An
aus Brissots letzter Schrift: Schreiben an
Committenten, und einigen andern Zusätze
14

Manso (J. E. F.) Versuche über einige Gegen
de aus der Mythologie der Griechen und R
(Venus, Amor, die Grazien, Hyänen, das Schick
gr. 8. 1 Thlr. 12

Mauvillon (J.) Geschichte Ferdinands,
1698 von Braunschweig-Lüneburg, obersten
fehls habers der alliirten Armee im siebenjäh
Kriege etc. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 4

— — Von der preussischen Monarchie
Friedrich II. 3ter Band: vom Handel und
Finanz-Angelegenheiten. Nebst einem An
ge über die verschiedenen Arten der Be
tung. gr. 8. 1 Thlr. 12

(Der 4te und letzte Band, von dem J
Hauptmann von Blankenburg bearb
erscheint zur Michaelmesse. Die ersten
größere Hälfte desselben wird auch unter
9

Titel: Schilderung der preussischen Armee unter Friedrich II., in einem besondern Abdruck, einzeln verkauft werden und ohngefähr 20 Gr. kosten.)

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste; oder: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen; von einer Gesellschaft von Gelehrten. 3ten Band. 1stes Stück. gr. 8. 16 Gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 16ten Bandes 2tes Stück. gr. 8. 9 Gr.

Themis und Comus; oder: Juristische Frucht- und Blumenlese von dem Varden Rhingulph. 8. 12 Gr.

Karl Rosen und Wilhelmine Wagner, eine deutsche Familien-Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert. 2 Theile. 8. Neval. 1 Thlr. 12 Gr.

Lettres amicales du Comte de Mirabeau, à M. Mauvillon à Brunsuic; écrites durant les années 1786—90. et précédées d'une Notice sur ses liaisons littéraires en Allemagne. Avec un Appendice de quelques lettres de M. le Marquis de Montalembert à M. le Comte de Mirabeau. 8. Hambourg. 2 Thlr.

La Constitution française corrigée selon Justice, Raison et Sagesse; sous la Direction de MM. Delessart, Montmorin, Barnave et de la Porte par M. Pellenc, ci-devant Secrétaire du Comte de Mirabeau. Avec Approbation de la Reine Marie-Ansoïette. Accompagnée des Reflexions sur le Système représentative par M. le Comte de Clermont-Tonnerre. 8. Hambourg. 8 Gr.

Don

Von der Michael - Messe 1793.

Allgemeine praktische Forstinaturgeschichte Deutschlands; ein Beytrag zur deutschen Forst- und Jagd- wissenschaft von S. L. Moser. 2 Bände. gr. 8,
2 Thle.

Köblers (J. Fr.) Beyträge zur Ergänzung der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte. 2ter Theil.
gr. 8. 18 Gr.

Des Herrn Malouet Briefe über die Revolution.
Aus dem Französischen übersetzt von J. Mauvil-
lon. gr. 8. 16 Gr.

Ankündigung.

Im Februar dieses Jahrs ist zu London bey Def-
fett erschienen: A View of Nature by R. F. Sul-
livan. 6 Vols. in 8vo. Von diesem lehrreichen und
interessanten Werke wird allhier im Verlage der
Dytischen Buchhandlung eine von Herrn D. und
Prof. Lebenstreit verfertigte deutsche Uebersetzung er-
scheinen.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freien Künste.

Drey und funfzigsten Bandes. Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1794.

01. 3. 1973



IX.

Ueber das Stillschweigen Herodots in Absicht auf Rom und Carthago.

Es ist bekannt, daß, als Herodot von Halcarnas seine Geschichte schrieb, zwei große Republiken der alten Welt, Carthago und Rom, nicht nur längst gegründet waren, sondern bereits eines ausgezeichneten Ruhmes genossen. Die erstere hatte durch zwei schwere Kriege, die sie mit den Eingebornen Africa's führte, sich von dem jährlichen Tribute, den sie ihnen zahlen mußte, befreit, ihr Gebieth auf dem festen Lande erweitert, durch ihre Flotte Sardinien und einen Theil Siciliens überwältigt, einen, obgleich unglücklichen Kampf mit Gelon, dem Könige des eben genannten Eylandes und Bundesgenossen des Perres, bestanden, und den Streit mit Cyrene, durch die Aufopferung des philanischen Brüderpaares, zu ihrem Vortheile entschieden. Die zweyte stand allerdings, in Absicht auf Macht, Ruf und Ansehen, unter der ersten, aber unbedeutend und klein war sie nicht. Schon hatte sie die königliche Gewalt abgeschafft, das Heer des drohenden Porsena zurückgeschlagen, Anctum,

die Hauptstadt der Volsker, und mehrere italienische Völker sich unterworfen, das Zwölftafelgesetz eingeführt und selbst die Aufmerksamkeit der Carthager, wie die mit ihnen geschlossenen Handelsverträge beweisen, auf sich gezogen. Man sollte vermuthen, daß sie beyde merkwürdig genug waren, um in dem Werke eines Schriftstellers, der, wie Herodot, in seinen Nachforschungen so unverdrossen ist und absichtlich auf Vollständigkeit hinarbeitet, eine Stelle zu finden. Indes hat er Carthago, obgleich mehrmals, doch nur immer im Vorübergehen, und Rom gar nicht erwähnt. Einige Vermuthungen über die Ursachen seines Stillschweigens, das auch andere Freunde dieses Geschichtschreibers *) befremdet hat, werden, wie ich hoffe, nicht unwillkommen seyn.

Wenn wir auf Rom, als die Griechenlands am nächsten liegende Stadt sehn und uns nach den Wegen erkundigen, auf denen Herodot Nachricht von ihr erhalten konnte, so bietet sich uns zuerst der Weg des Handels dar, — derselbe, den er, in Rücksicht anderer Städte und Länder, so vortreflich zu benutzen gewußt hat. Er konnte, während seines Aufenthaltes in Aegypten, cartthagische Kaufleute befragen und, vermittelst des Verkehrs, das, wie gedacht, damahls schon zwischen ihnen und den Römern obwaltete, von allen hinlänglich

*) Z. B. Herr Mannert in der Geographie der Griechen und Römer, S. 17 und 33.

länglich und vollständiger, als in hundert andern Fällen, belehrt werden. Auf die nämliche Weise gelangte er ja, wie er selbst sagt, nur aber durch griechische Handelsleute, zu der Kenntniß Indiens und zu allen den wahren und falschen Erzählungen, die er uns von den Scythen und den weiter gegen Nordenwohnenden Völkern mittheilt. Dieser Weg scheint allerdings, auf den ersten Anblick, der bequemste und nächste: aber bey einem kleinen Nachdenken bemerkt man bald, daß es für Herodot, die Schwierigkeiten der phöniciſchen Sprache nicht einmal gerechnet, zwey ganz verschiedene Dinge waren, sich mit griechischen und mit carthagischen Seefahrern vorthellhaft und zu seiner Belehrung zu unterhalten. Wenn man auch nicht aus andern Nachrichten wüßte, wie vorsichtig die Carthager über ihre Handels-Geheimnisse machten, und wie zurückhaltend die Furcht, ihren Gewinn einzubüßen, sie von jeher in der Mittheilung ihrer Entdeckungen an Fremde gemacht habe, so würde selbst schon der Vertrag, den sie mit den Römern schlossen, es unwidersprechlich beweisen. Sich vor ihnen, wenn sie einst ein handelndes Volk werden sollten, (denn damals waren sie es noch nicht,) schon im voraus zu sichern, das Verweilen in allen carthagischen Ländern und Inseln bestmöglichst zu verhüten und den künftigen Seefahrern in Zeiten Ziel und Gränzen zu setzen, — das waren die Punkte, welche die schlauen Abkömmlinge der Tyrer gleich in dem ersten Bündnisse feststellten, und bald nachher in dem zweyten wiederholten und noch näher und genauer

ten. *) Von einem Volke, das seine eignen ihm gewissen Besitzungen vor fremden Augen so sorgfältig zu verbergen sucht, läßt sich mit allem Rechte erwarten, daß es die Entdeckungen, deren Erhaltung allein von der Verschwiegenheit abhing, noch weit sorgfältiger werde verheimlicht und der Neugierde entzogen haben. Eine solche Entdeckung für die Carthager aber war offenbar Rom. Die Höflichkeit, mit der sie diesem jungen Staate zuvorkamen, der Antheil, den sie an seinen Siegen nahmen, die goldne Krone, die sie nach der Ueberwindung der Samniter durch Gesandten in den Tempel Jupiters niederlegen ließen, **) selbst die

*) Beide finden sich im zweyten Buche des Polybius E. 22 und 24. Das erste wurde bald nach Vertreibung der Könige 509 Jahre und das zweyte 348 Jahre v. Ehr. geschlossen. In dem letztern heißt es unter andern: jenseits des schönen Vorgebirges Mastia und Tarsejum dürfen die Römer keine Seeräuberey treiben, nicht handeln und keine Colonie anlegen. Auch in Sardinien und Libyen darf kein Römer, weder handeln, noch eine Niederlassung stiften, noch einlaufen, außer um Proviant einzunehmen und sein Schiff auszubessern. Verschlägt ihn der Sturm dahin, so ist er gehalten in fünf Tagen wieder abzufegeln.

**) Livius B. 7. E. 38.

die stete Erneuerung des Vertrages, *) alles dieß zeigt deutlich genug, daß sie die neue Bundesstadt, als einen für Handelsgeschäfte wichtigen Ort, zu schätzen wußten; aber es läßt auch zugleich vermuthen, daß Herodot von d e r Seite in seinen Nachforschungen manchen Widerstand finden mußte.

Einen zweyten Weg, auf welchem er zu einer nähern Kenntniß von Rom kommen konnte, eröffneten ihm die griechischen Colonien, die den untern Theil Italiens bewohnten und, wenn sie auch nicht durch so enge Bande, wie die asiatischen, an das Mutterland gefesselt waren, doch durch die olympischen Spiele, zu denen sie Wagen schickten, und mehr noch durch den zwischen ihnen und dem Peloponnes Statt findenden Verkehr, mit den eigentlichen Griechen zusammenhingen. Bey ihnen also konnte Herodot wenigstens Nachfrage halten, und sie selbst durch keine furchtsame Politik gehindert werden, ihn über alles aufrichtig zu belehren; bey ihnen also traten wenigstens keine von den Schwierigkeiten ein, die ihm bey den Carthagern entgegenstanden; durch sie also wurde es ihm wenigstens möglich gemacht, Rom kennen zu lernen. Unstreitig. Schade nur, daß Rom für die Griechen Unter-Italiens höchstwahrscheinlich bey weitem kein so

*) Zum dritten Male im Jahre v. Chr. 306 und zum vierten Male im Jahre 281. Livius B. 9. C. 43. und B. 13. C. 47. Einiges hieher gehörige findet sich in Heynens Opusc. Academ. Th. 3. S. 47. u. f.

bedeutender Ort war, wie für Carthago. Die Republik, die einst den Erdboden beherrschen sollte, fing freylich damals schon an, den Grund zu ihrer künftigen Größe zu legen und die kleinen Staaten in der Nachbarschaft zu verschlingen: allein mit den griechischen Städten selbst hatte sie gleichwohl noch nichts zu thun gehabt und sie ihren schweren Arm noch nicht fühlen lassen. Das Schicksal der Unterjochung hatte bisher nur die kleinern Völkerschaften, die um Rom herumlagen, getroffen, und auf diese sahen die, ohnehin bis zur Unbegreiflichkeit sichern und eingebildeten, Griechen mit einer Art von Verachtung herab. Sie waren mehrern der übermächtigten Nationen an innerer Kraft und Volksmenge, und allen an Cultur und Aufklärung überlegen. Um so weniger schienen ihnen also Rom und seine kriegerischen Heere furchtbar. Sie betrachteten das erste als einen Staat, der bis izt nur um deswillen so glücklich gewesen sey, weil er mit bloßen Barbaren gekämpft habe, und erblickten in den letztern Horden, deren Muth erst durch einen schlauern und gewandtern Feind, als ihre bisherigen Gegner gewesen waren, geprüft werden müsse. Zweifelte man an der Richtigkeit dieser Behauptung, so ermäge man nur, neben dem charakteristischen Stolze der Griechen, mit dem sie sich über alle Völker hinwegsetzten, den Leichtsin, der sie in der Folge ihrem eigenen Verderben entgegenführte. Auch nicht ein Bündniß finden wir in der ganzen Geschichte, das die italienischen Griechen gegen Roms anwachsende Macht geschlossen hätten, um

als diese bereits so groß war, daß sie ihnen mit Untergang und Vernichtung drohte, wie betrugen sich selbst dann noch mehrere Städte gegen Senat und Volk? Der Gedanke, Griechen könnten nur von Griechen bezwungen werden, schien einmahl in ihrer Seele eingewurzelt zu seyn und keinen andern auskommen zu lassen. Ueberdies fallen die Tage Herodots gerade mit dem persischen Kriege zusammen, durch dessen glücklichen Ausgang ganz Griechenland mit schwärmerischem Muthе erfüllt und das Vertrauen auf die Allgewalt seiner Waffen so unendlich gemehrt wurde. Ist es wohl unwahrscheinlich, daß dieser Geist auch auf die Bewohner Unter-Italiens wirkte, und die Thaten ihrer Brüder ihnen die Fortschritte Roms in einem verächtlichern Lichte zeigten und die Aufmerksamkeit von ihm abzogen.

Aber an diese Bemerkungen schließt sich noch eine besondere, die allein schon die aufgeworfene Frage beantwortet. So unläugbar Herodot, bey der Ausarbeitung seines Werkes, auf die geographischen Theile desselben ganz vorzügliche Rücksicht genommen und sich dadurch die Leser seiner und unsrer Zeit höchlich verpflichtet hat, so einleuchtend ist es gleichwohl, daß alle seine Nachrichten, die sich auf Länder- und Völkertunde beziehen, nur als Einschaltungen zu betrachten sind, und ihr Daseyn und ihre Stelle den jedesmaligen Veranlassungen, welche die Geschichte herbeiführte, verdanken. Seine Hauptvölker sind bekanntlich — Perser und Griechen. Man begreift also wohl, wie er Joniern und Scythen, Ibyern und Aegyptern begegnen

mußte: aber man kann sich unmöglich wundern, daß er einer Stadt nicht erwähnt, die in der Völkergeschichte eine noch unbedeutende Rolle spielte, mit Griechenland und andern auswärtigen Ländern überhaupt noch in keiner oder nur geringen Verbindung stand, und ganz außerhalb seinem geographischen Wege lag. Es ist wahr, er gedenkt einiger Völker, die noch entfernter wohnten, als die Römer, selbst italienischer, wie z. B. der Tyrhener und Veneter: allein, was er sagt, ist auch bloßes Hinweisen und Andeuten ihres Namens, ihrer Lage und ihres Verhältnisses und Vereins mit andern Nationen, — kurze Nachrichten, die weniger durch sich selbst, als durch die Folgerungen, die sie in Verbindung mit andern gewähren, lehrreich für uns werden. Selbst von den Tyrhenern, als einem eigenen selbstständigen Volke, — und sie waren zu seiner Zeit eines der merkwürdigsten in Italien, — weiß er nichts zu berichten. Was er erzählt, bezieht sich auf die Seeschlacht, die sie, in Vereinigung mit den Carthagern, den Phocäern lieferten, und folglich auf ein auswärtiges Unternehmen. Nimmt man dieses alles zusammen, und erwägt insbesondere, daß die Römer damals weder mit den Griechen, noch mit einem andern außeritalienischen Volke eine Fehde, die ihren Namen bekannt machen konnte, bestanden hatten, überlegt man ferner, daß der Faden der Geschichte, dem Herodot nachgeht, ihn weder auf eine nahe, noch auf eine entfernte Weise auf Rom leitete, fügt man endlich noch hinzu, daß das westliche und nördliche

Europa

Europa in jenen Zeiten überhaupt noch zu den Ländern gehörte, welche die Aufmerksamkeit der Forscher nur schwach auf sich zogen, und wirklich auch in den Werke unsers Geschichtschreibers gerade die vernachlässigsten Theile sind, so, dünkt mich, wird es ziemlich begreiflich, warum er der genannten Stadt nicht gedenkt, oder doch die wenigen Kenntnisse, die er vielleicht von ihr besaß, der Mittheilung und Aufzeichnung nicht werth achtete.

Ganz anders dagegen verhält es sich mit den Carthagern. Zwar erwähnt er ihrer an mehreren Orten seines Werkes. Er erzählt uns ihre den Phocäern gelieferte Seeschlacht und den Erfolg derselben, *) er berichtet uns den Anschlag, den Cambyfes wider sie gefaßt hatte, und warum er unausgeführt bleiben mußte, **) er gedenkt endlich und ziemlich weitläufig des Krieges, welchen sie, zur Zeit des zweiten persischen Einfalls in Griechenland, mit dem syrakusischen Könige Gelon führten. ***) Aber um so viel bestrebender ist es, daß er sich nirgends über die Gründung und innere Einrichtung dieses Staates, nirgends über dessen Macht und Verhältniß zu andern Völkern, nirgends über den Handel und die Colonien seiner Bewohner verbreitet. Er, der uns die ganze Küste von Aegypten

*) B. I. C. 166.

**) B. 3. C. 17, 19.

***) B. 7. C. 165 — 67.

gypten an bis zum Vorgebirge Solois (oder dem heutigen Bojador) beschreibt, der bey Cyrene so lange verweilt und über Libyen so ausführlich ist, der uns sogar in das Innere Africa's führt und von wilden und namenlosen Nationen unterhält, er, sollte man denken, müßte doch noch ungleich mehr Trieb und Verus in sich gefühlt haben, von einer Republik zu reden, die bereits zu einer solchen Größe gediehen war, daß sie über die Inseln des Mittelmeers herrschte und ihre Schiffe nach allen Weltgegenden ausfandte. Lassen sich auch von diesem, wie es scheint, absichtlichen Stillschweigen Gründe angeben, oder muß man darauf Verzicht thun? Ich glaube das erstere. Hier ist, was ich, bey meinem Nachdenken über diesen Gegenstand, aufgefunden zu haben glaube.

Es ist eine längst bekannte und oft wiederholte Klage, daß die Geschichte keines alten berühmten Staates dürftiger und mangelhafter ist, als die des carthagischen. Seine einheimischen Schriftsteller sind frühzeitig verloren gegangen, und die griechischen, den einzigen Diodor ausgenommen, treten erst da ein, wo Carthago's blühende Periode aufhört, oder mit andern Worten, wo es durch seine Kriege mit Rom und Syracus merkwürdig für sie zu werden anfängt. Ein Theil dieser Schuld fällt allerdings auf die Geschichtschreiber der Griechen selbst, die, unbekümmert um das Ausland, nur die Thaten ihrer Landsleute auf die Nachwelt zu bringen bedacht waren: aber ein andrer und nicht minder großer ist unstreitig in dem Venehmen der Ungriechen,

griechen, und vorzüglich der seefahrenden Nationen, dergleichen die Carthager waren, gegen Fremde, die Erkundigung einziehen wollten, zu suchen. Schwerlich hätte der neugierige und redselige Herodot, dem Griechen und Ungriechen gleich lieb waren, die Geschichte und Verfassung der Carthager vernachlässigt, wenn es ihm geglückt wäre, sich an Ort und Stelle selbst zu belehren, oder sichere Nachrichten zu erlangen. Aber so, scheint es, war Eprene das Ziel seiner Wallfahrt nach Westen, und zur Befriedigung seiner Wißbegierde ihm kein andres taugliches Mittel übrig. Unmöglich konnte ein Mann, wie Herodot, der, wenn es auf irgend eine Weise geschehen konnte, am liebsten mit eignen Augen sah, und überall einen unverkennbaren Eifer für Wahrheit und Vollständigkeit zeigt, sich über Carthago mit Schiffer-Berichten begnügen. Um in das Innere dieser mächtigen Republik einzudringen, — und darum mußte es ihm doch eigentlich zu thun seyn, — war es durchaus notwendig, daß er mit erfahrenen Männern, mit Priestern und Staatskundigen, sprach. Von Schiffen konnte er Nachrichten über Handel und Handelswege und über Kauf und Verkauf einziehen, — und Winke über diese Gegenstände finden sich auch wirklich in seinem Werke, — allein, was außer diesem geographischen Bezirke lag, mußte er offenbar von unterrichteten und glaubwürdigen Personen erwarten. Allein, ob er Männer der Art fand, und falls er sie fand, ob sie offen und freimüthig gegen ihn waren, dieses ist die Frage, und

ich denke, sie kann mit größerm Rechte verneint, als bejaht werden. Wenn die Carthager, wie ich oben bemerkt habe, schon in Ansehung ihrer auswärtigen Entdeckungen und ihres Verkehrs mit entfernten Gegenden, eine geheimnißvolle Zurückhaltung beobachteten, so dürfen wir wohl mit Gewißheit vermuthen, daß sie denselben Grundsätzen, in Absicht ihrer eigenen Staatsverfassung und innern Einrichtung, werden getreu geblieben seyn. Einem Staate, wie dem ihrigen, konnte dieß nicht schwer fallen, da schon die Sprache, die in seinen Grenzen geredet wurde, den um ihn herumwohnenden Völkern ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legte, in seine Geheimnisse einzudringen, und die politische Neugierde und Aufklärungssucht leider nicht zu den Fehlern der frühern Zeiten gezählt werden kann. Wenn also Herodot von Carthago schwieg, so kann man, glaube ich, nicht ohne Grund annehmen, daß es nur um deswillen geschah, weil er es für schicklicher und anständiger hielt, von einem der angesehensten Staaten jener Tage lieber gar nicht zu reden, als seine Leser mit einigen unbefriedigenden und unzuverlässigen Nachrichten zu täuschen.

Indeß kann ich nicht läugnen, daß ich Herodots Beschreibung von den östlich und südlich um Carthago herumwohnenden Völkern, und vorzüglich seine von der Insel Cyraunis und den westlichen Ländern eingestreuten Nachrichten, bey denen er die Carthager namentlich als Gewährsmänner anführt,

führt, *) nie lese, ohne daß sich mir die Vermuthung aufdrängt, er habe den carthagischen Staat hier, wo es so ganz eigentlich der Ort war von ihm zu sprechen, einzig und allein darum übergangen, um den Lauf der Geschichte nicht zu lange und durch eine neue Einschaltung zu unterbrechen, und in dem Verfolg seines Werks keine bequeme Gelegenheit das Versäumte nachzuholen gefunden. Es ist andern, Herodot ist, in Absicht der historischen Kunst und Zusammensetzung, gerade so gewissenhaft nicht. Mehr denn einmahl erlaubt er sich eine Nachricht in die andre einzunähen und den Leser, der am Ende der einen Untersuchung zu stehen glaubt, durch eine zweyte aufzuhalten. Wenn man jedoch das vierte Buch aufmerksam liest, so findet man bald, daß er, am Schlusse desselben, große Ursache hatte, endlich einmal einzulenken und den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen. Denn die ganze zweyte Hälfte der Melpomene ist den Cyrenäern und der geographischen Beschreibung Libyens und seiner Völkerschaften gewidmet, und die erste, die Erzählung des scythischen Kriegs des Darius, durch mehrere fremde Einschlebsel erweitert, oder vielmehr der Lauf der Begebenheiten völlig unterbrochen worden.

Nach so langen und mannigfaltigen Abschweifungen durfte sich Herodot kaum noch eine neue gestatten, ohne befürchten zu müssen, daß er seine Leser verwirren, und sich zu weit von seinem Gegenstande entfernen möchte. Und in der That scheint ihm

*) B. 4. C. 195.

ihm dieser Gedanke nicht bloß bey unsrer Stelle, sondern bey noch mehrern eingekommen zu seyn und seiner Feder Einhalt gethan zu haben. So erzählt er uns 3. B. ausdrücklich, daß er nach Tyrus geschifft sey, um den daselbst befindlichen Tempel des Hercules in Augenschein zu nehmen und Erfundigungen über ihn einzuziehen. Ist es wohl glaublich, daß er diesen Tempel zum einzigen Ziel seiner Reise gemacht und seinen Aufenthalt in Tyrus nicht zugleich zur Erforschung mehrerer Gegenstände benutzte? Ich denke, dieß ist, von einem Alterthumsfreunde, wie Herodot war, kaum zu vermuthen, und doch sagt er uns über diese damals so berühmte und herrliche Stadt kein Wort, — ein offener Beweis, daß er Bedenken trug, die höhern Gesetze der Deutlichkeit und der leichten Uebersicht der Tugend der Vollständigkeit aufzuopfern. Eben diese Vorstellung leitete ihn auch unstreitig, als er zum zweyten Mahle, bey der Erwähnung des Krieges der Carthager mit Gelon, auf ihre Republik, aber freylich mit einer abermahligen Vernachlässigung seines Hauptthema's, zurückkommen konnte.

Doch genug über eine historische Mikrologie, die vielleicht den meisten zu geringfügig scheint, um sie zum Vorwurfe einer Untersuchung zu wählen.

Manso.

X.

Johann Miltons verlornes Paradies, übersetzt von Samuel Gottlieb Burde. Berlin bey Bierweg. 1793. kl. 8. Erster Th. 237 S. Zweyter Th. 304 S.

Was der Engländer Hume, in Absicht der zur Hervorbringung eines schönen Werkes erforderlichen Bedingungen, an seinen Landsleuten zu bemerken glaubt, daß ihnen nämlich die Natur Einbildungskraft, Geist und Verstand, abgesondert betrachtet, im Ueberflusse verliehen, das Vermögen aber, welches die genannten Eigenschaften vereinige, den Geschmack, ihren Nachbarn, den Franzosen, in reicherm Maße zugewandt habe, das, dünkt uns, falle in keinem Werke ihrer schönen Litteratur so sehr auf, als in Miltons verlornem Paradiese, und hier vielleicht mehr noch den Deutschen, als den Engländern selbst. Es ist wahr, auch sie haben die aus der Geschmacklosigkeit entspringenden Fehler in Miltons Epopöe keinesweges übersehen. Mehrere Kunststrichter, unter denen ich allein den Zuschauer nennen will, sind dem Dichter von der Seite näher getreten, und auf seine Mängel und Unvollkommenheiten eben so aufmerksam gewesen, wie auf seine Vorzüge und Tugenden. Aber bekannt-

lich besitzen die Engländer gleichwohl kein vollendetes Gedicht, das sie, als Muster der heiligen Epöde, neben das miltonische stellen und zum Maaßstabe desselben gebrauchen könnten, und entbehren folglich eine belehrende Vergleichung über das, was das gebildete Genie zu erreichen vermögend ist. Uns Deutschen hingegen muß sich, bey der Lesung Miltons, der Gedanke an Klopstocks Messias auch wider unsern Willen aufbringen; und wie könnte diese Erinnerung dem erstern zum Vortheile gereichen? Diese Abwesenheit von Mängeln und das Daseyn von Schönheiten, was den Engländern in ihrem Dichter beydes nur als Möglichkeit vorschwebt, findet man in dem unsern wirklich. Alle Schöpfungen der Phantasie sind so groß und erhaben, aber keine abentheuerlich oder regellos, die Kenntnisse des Dichters so weitläufig und ausgebreitet, aber nirgends durch entfernte Gelehrsamkeit und unzeitigen Prunk entstellt, die Gemälde und Schilderungen so mannigfaltig und sinnlich, aber nie mit der Würde des Dichters in Widerspruch. Es kann viele verständige Leser geben, oder es giebt ihrer wirklich sehr viele, die keinen Geschmack an der Messiade gewinnen können: allein wenn man nach dem Grund ihres Mißbehagens forscht, so wird man fast immer finden, daß er in der Wahl des für die Poesie vielleicht zu geistigen, vielleicht mit unsern gereinigten moralischen Begriffen und dem bessern Religionsystem überhaupt unverträglichen Gegenstandes, keinesweges hingegen in der Behandlungsort des Dichters liegt. Diese letztere ist so
edel

del und sich überall so durchaus gleich, und den Ideen, die wir von der Gottheit hegen, so angemessen, daß sie, mit Kant zu reden, exemplarisch heißen, oder für jeden Dichter, der sich in der heiligen Epopöe versucht, die Regel abgeben kann.

So einleuchtend indeß, von der Seite genommen, die zwischen beyden Dichtern obwaltende Verschiedenheit und der Vorzug des Deutschen vor dem Engländer ist, so entschieden bleibt es gleichwohl für den unbefangenen Kunstrichter, der nicht durch jeden Verstoß wider die Urtheilskraft geärgert wird, sondern das Genie auch in seinen Fehlern und Verirrungen noch zu schätzen weiß, daß Miltons verlornes Paradies für das, was uns der Geschmack zu wünschen übrig läßt, durch gar mannigfaltige und wahrhaft große Schönheiten entschädigt. Der Plan verräth Kenntniß des Alterthums und Gefühl für Zusammenhang, die Episoden sind zweckmäßig vertheilt und glücklich herbengeführt, die einzelnen Handlungen greifen geschickt in einander und unterstützen sich wechselseitig, die Schilderungen gefallen durch Reichthum und Neuheit, die Sprache größtentheils durch Wahrheit, Stärke und Lebhaftigkeit. Mit Recht rühmt Addison überdiß die Richtigkeit und Bedeutsamkeit mehrerer Allegorien, die Zeichnung einzelner Charaktere und die Kunst in der Haltung derselben, den feinen poetischen Geist, der sich auch in der Darstellung nicht feyerlicher und schauderhafter Scenen, als die bekanntlich dem Genie unsers Dichters die angemessensten sind, offenbare, den wohlgetroffenen Ausdruck der Leidenschaften

schaften in den Reden, hauptsächlich der bösen Geister, die weise und glückliche Anwendung vieler aus der Schrift entlehnten Bilder und Gleichnisse, und andere ihm eigenthümliche Vorzüge und Tugenden. Schon die Hälfte der eben genannten, wäre hinreichend, einem jeden Dichter einen ehrenvollen Platz unter seinen Mitbuhlern zu erwerben, und ihn den Ausländern zu empfehlen; wie könnte Milton bey so vielen vereinigten übersehen, oder seine Werke der Uebertragung in fremde Sprachen unwerth erkannt worden seyn? Wirklich lesen ihn die meisten gebildeten Nationen in der ihrigen, aber einer größern Aufmerksamkeit hat ihn gleichwohl, so viel wir wissen, keine gewürdiget, als die Deutsche. Drey von unsern Dichtern haben sich bemüht, uns zu einer genauen Bekanntschaft mit ihm zu verhelfen, und diese drey gehören sämmtlich zu den von uns geschätztesten.

Der erste, Johann Jacob Bodmer, trat unstreitig mit seiner Arbeit gerade zur gelegensten Zeit *) hervor. Unsere Sprache und Poesie bedurften der Bekanntschaft mit einem so starken und männlichen Dichter, wie Milton war, um nicht, durch die ausschließende Nachahmung französischer Muster, die ihr angestammte Kraft und Energie ganz zu verlieren, und vielleicht auf immer fade und wässerig zu werden. Wer kein Fremdling in der Geschichte der vaterländischen Dichtkunst ist, weiß es nur zu gut, in welchem Zustande sich diese damals

*) Im Jahr 1732.

maßls befand. Wir hatten Keimer die Menge, aber nur wenige Dichter; wir waren reich an zierlichen Phrasen, aber desto dürstiger an Gedanken; wir sorgten für die Verständlichkeit und Klarheit des Ausdrucks, aber wir vergaßen darüber die ihm eben so nöthigen Eigenschaften, — Gedrängtheit und Kürze. Ueberdies standen an der Spitze der deutschen Kritik, Männer, von denen zu fürchten war, daß sie durch ihre Lehren und Beispiele die deutsche Sprache viel eher in ihrer Schwäche und Kindheit erhalten, als zu ihrer Ausbildung und Vervollkommenung wirken würden. Alles, was Gottsched und sein Anhang zu Tage förderte, athmete einen Geist, — den Geist der Weitschweifigkeit und der Nüchternheit, und doch waren sie alle viel zu sehr von der Vortreflichkeit ihrer Werke überzeugt und genossen einer viel zu ausgebreiteten Achtung, als daß von ihnen Hülfe für unsere Dichtkunst zu erwarten gewesen wäre. Unter solchen Umständen trat bekanntlich Bodmers Milton ans Licht; und wer begreift nicht von selbst, daß sein Einfluß bedeutend und seine Wirkung auffallend seyn mußte? Der Streit, der bald nachher den deutschen Parnass entzweyete und unter den schweizerischen und sächsischen Kunsttrichtern einen so lebhaften Kampf hervorbrachte, ging zum Theil von dem verlornen Paradiese aus, und diente unter andern auch mit dazu, das Genie und den Umfang unserer Sprache näher kennen zu lernen, und in das Wesen der Poesie selbst tiefer einzudringen. Eine Menge seiner Bemerkungen über die Natur des Heldengedichts,

über das Wunderbare und seine Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, über Bilder und Gleichnisse, über Wahl der Worte und Wortfügung, sind aus dem miltonischen Werke abgezogen und haben das Ihrige dazu beygetragen, den Geist der Kritik, dem unsere Litteratur so vorzüglich viel verdankt, unter uns zu beleben. Mit diesem Geiste zugleich aber erwachte ein anderer — der Geist der Nacheiferung, oder das Bestreben die Schönheiten des verlorenen Paradieses auch in deutschen Original-Works auszu-
drücken und zu erreichen. So erhielt durch mehrere glückliche Versuche unsere Poesie mehr Gedanken, unsere Sprache mehr Würde und unsere Prosodie mehr Wohlklang und Fülle.

Aber aus eben diesen wohlthätigen Veränderungen mußte sich in der Folge das Verlangen nach einer bessern Uebersetzung des verlorenen Paradieses von selbst entwickeln. Bodmers Arbeit, so viel Ehre sie ihm und seinem Lande und Zeitalter macht, war doch nichts weniger als vollkommen. Sie mißfiel, auch nachdem er sie zweymahl gefeilt hatte, *) durch harte und ungeschmeidige Wendungen, krankte theils an ungewöhnlichen, theils an veralteten und unpoetischen Worten und Redensarten, und war, was vielleicht bey keiner Uebersetzung eines Dichters seyn sollte, in Prosa verfertiget. Diese Gründe bestimmten endlich, acht und zwanzig Jahre nach

*) Die zweite verbesserte Auflage erschien 1741, die dritte abermahl neu überarbeitet 1754. Die letzte ist von 1780.

nach der ersten deutschen Ausgabe des verlornen Paradieses, den verstorbenen Zacharia sich einer neuen Verdeutschung desselben, und zwar im hexametrischen Sylbenmaße, zu unterziehen. Allein so sehr auch Zacharia der lieblich der Musen und eingeweiht in ihre Geheimnisse war, so urtheilten doch damahls schon die angesehensten Kunstrichter *), daß sein Versuch den Forderungen der Kritik durchaus nicht entspreche und urtheilten hierin sehr richtig. Unter allen seinen Gedichten ist, wiewohl er überhaupt etwas flüchtig zu arbeiten gewohnt war, keines so sorglos und nachlässig niedergeschrieben, wie das verlorne Paradies. Sein Ausdruck ist nicht einmal überall der bequemste, geschweige denn der gewählte, sein Periodenbau ohne Abwechselung und Verhältniß zu dem jedesmaligen Inhalte, und seine Hexameter eine wahre Quaal für das Ohr, — Ursache genug, warum die Bodmersche Uebersetzung immer mehr Verehrer gefunden hat, als die seinige.

Unsere Leser sehen, aus diesem kurzen Abrisse der Schicksale Miltons unter uns, von selbst ein, daß eine neue Uebersetzung seines Paradieses keinesweges unter die verdienstlosen und überflüssigen Arbeiten gehörte. Die Ähnlichkeit des Gegenstandes, den es behandelt, mit dem Gegenstande der Mes-

D 4

siade

*) Man sehe unter andern die Litteratur - Briefe, Th. 10. S. 327. und die Bibliothek d. sch. Wiss Th. 6. S. 311. vergl. Hrn. Eschenburgs Vorrede zu Zacharias hinterlassenen Werken. S. 23.

fiade und das daher für den Dilettanten wachsende Verlangen, den Eindruck, den beyde Gedichte machen, mit einander vergleichen zu können, das Erhabene und Gedankenreiche, das den Charakter Miltons bezeichnet, und den Deutschen in der Poesie gerade am meisten anzieht, die Menge einzelner trefflichen Stellen, die, bey allem Tadel, den das Ganze und die Anlage desselben trifft, so auszeichnend hervorstrahlen und den Beyfall aller Freunde des Schönen erwarten lassen, endlich die Harmonie der Verse selbst, wenn sie im Deutschen wieder gegeben werden könnte, machten es wahrscheinlich, daß ein abermaliger Versuch nicht kalt und undankbar aufgenommen werden dürfte. Es kam nur darauf an, daß der Dichter, der den Beruf in sich fühlte, sich dieser Arbeit zu unterziehen, auch wirklich mehr leistete, als seine Vorgänger, oder mit andern Worten, daß er, in der Kenntniß der englischen Sprache, einem Bodmer und Zacharia nichts nachstand, in allen übrigen aber sie zurückließ, daß er folglich den deutschen Ausdruck mehr in seiner Gewalt hatte, als jener, und größern Fleiß auf ihn wandte, als dieser, daß er den abwechselnden Ton des Gedichts besser zu treffen, und nicht zufrieden, den Sinn jeder einzelnen Stelle wahr und richtig zu fassen, auch den Charakter derselben auszudrücken vermochte, daß er die Mittel, deren sich Milton bedient hat, um seinen Perioden das Gepräge des Ernstes, Feyerlichen, Großen und Nachdrucksvollen zu geben, kannte und sie im Deutschen mit gleich wirksamen vertauschte, zuletzt, daß er die Mühe der Versification

cation nicht scheute, und der Natur ein für die Reize des Wohlklangs hinlänglich empfindliches Ohr verdankte. Herr Bürde, den unsere Leser unstreitig schon als einen glücklichen Dichter, in den leichten und gefälligen Gattungen der Poesie, kennen, hat sich durch die Uebersetzung des verlornen Paradieses in einer ihm bis ist noch fremden Sphäre versucht. Er hat uns, wie er in der Vorrede sagt, die Urschrift mit allen ihren charakteristischen Eigenheiten wiedergegeben oder wenigstens wiedergeben wollen, er hat in das Ganze Haltung und Hoheit des Tones zu bringen, und die minder schönen, wie die hervorstechenden Stellen mit demselben Fleiße zu bearbeiten sich bemüht, er hat endlich in Versen und zwar in der Versart Miltons selbst übersezt und ihn auch von der Seite sorgfältig studirt und zu erreichen versucht. Mit den Bedingungen, denen sich der Uebersetzer Miltons unterwerfen muß, war er also bekannt, auch hat er sich, wie man sieht, seine Arbeit nicht zu leicht machen wollen. Die Frage, die entsteht, ist daher einzig die: ob er, was er versprach, auch wirklich geleistet hat? Wir glauben nicht unbefangener verfahren zu können, als wenn wir unsern Lesern zuvörderst einige berühmte Stellen des miltonischen Gedichtes nach Herrn Bürdens und Zacharia's Verdeutschung mittheilen, und sodann unser Urtheil hinzufügen. Wir wählen zuerst den Anfang des dritten Gesangs, jene schönen Verse, in denen der Dichter so rührend und doch zugleich so männlich über seine Blindheit klagt. Sie lauten nach Herrn Bürde (Th. 1. S. 118.) also:

D 5

Hd

Heil dir, o heil'ges Licht, du Erstgeburt
 Des Himmels! oder, darf des Ewigen
 Gleichew'gen Strahl, ich, vorwurfsfrey, dich nennen,
 Weil Gott ein Licht ist und von Ewigkeit
 Im Lichte wohnt, im unzugänglichen! 5
 Er wohnt in dir, dem reinen Ausfluß reiner
 Und unerschaffner Wesenheit! — Doch, hörst
 Du lieber noch des Aethers reinen Strom
 Dich nennen; — wer zeigt deinen Urquell an?
 Eh' noch die Sonn', eh' noch der Himmel war, 10
 Warst du; und als des Schöpfers Stimme rief,
 Da hülltest du, gleich einem Mantel, ein
 Die neugeborne Welt, die, aus dem Schooß
 Der tiefen, finstern Wasser steigend, sich
 Dem ungeformten leeren Raum entwand. — 15
 Mit kühnem Schwung' eil ich, den Erygischen
 Gewässern nun entflohn, zu dir zurück.
 Zu lange muß' ich in den nächtlichen
 Gefilden mich verweilen, da mein Flug
 Durchs Aeufferste, dann durch den Mittelraum 20
 Der Finsterniß mich trug, und ich den Thron
 Des Chaos und das Reich der ew'gen Nacht
 In andern Tönen noch als Thrazien's
 Gepriesner Bard' auf seiner Leier sang.
 Dann sie, die Himmels Muse, lehrte mich 25
 Getrost hinabzugehn den dunklen Pfad,
 Und wiederum herauf ans Tageslicht
 Zu steigen, was nur schwer und selten glückt.
 Geborgen fehr' ich zwar zu dir zurück,
 Und fühl' in deiner Lebens' Fackel dich, 30
 Allherrscherinn! Du aber scheinst nicht mehr
 In diese Augen, die umsonst sich drehn
 Dein alldurchdringend Licht zu studen; ach,

Sie

Sie finden auch den schwächsten Schimmer nicht!
 So dick hat sie ein schwarzer Etau umwölkt. 35
 Doch hält mich dieß nicht ab zu wandeln, wo
 Der Mufen Chor sich zu versammeln pflegt:
 Am Silberquell, im kühlen Schattenhain,
 Auf den besonnenen Höh'n — voll Leidenschaft
 Für heiligen Gesang. Doch wähl' ich mir 40
 Am liebsten, Eien dich! dem stillen Thal,
 Die Blumenufer klarer Bäche, die
 Mit sanftem Murmeln den geweihten Fuß
 Dir nezen; dort irr' ich des Nachts umher.
 Auch den' ich oft an jenes Doppelpaar 45
 Dem mich mein Loos verähnlicht, — o möcht'
 Ich ihm nur auch an Ruhme ähnlich seyn! —
 Euch edlen Blinden: Thamyris, Homer,
 Tiresias und Phineus, hochberühmt
 Im Alterthum durch Kunst und Wissenschaft. — 50
 Dann legt mein Geist sich an Gedanken, — die
 Von selbst in Harmonie und Sylbenmaaß
 Sich fügen, — wie die wache Sängerin,
 Im schattigsten Gebüsch tief versteckt,
 Ihr nächtlich Lied voll süßer Schwermuth singt. 55
 So wechseln Jahr für Jahr, Lenz, Sommer, Herbst
 Und Winter ab; mir wechseln sie nicht mehr.
 Nicht Morgenroth noch Abenddämmerung glänzt
 Mich lieblich an, ich sehe nicht das Grün
 Des Frühlings, noch des Sommers Rosen Schmuck, 60
 Noch heerdenvolle Wiesen, ach! ich sehe
 Das göttliche Gesicht des Menschen nicht!
 Statt dessen hält ein nächtliches Gewölk
 Mich stets umringt, und schneidet mich so ganz
 Vom tröstlichen Verkehr mit Menschen ab. 65
 Das große Buch der schönen Wissenschaft, —

Es ist für mich ein unbeschriebnes Blatt!
 Die Werkstatt der Natur, die Herrlichkeit
 Der Schöpfung, — öd und leer! der Eine Weg,
 Auf dem der Geist mit Kenntniß sich bereichert, 70
 Ist ganz gesperrt! — So strahle dann in mich,
 Licht aus der Höl', um desto freyer ein!
 Erleuchte du mein Innres, jede Kraft
 Der Seele! pflanze da mir Augen hin
 Und treibe dort die Nebel alle weg, 75
 Daß ich durchschauen und verkünden möge,
 Was noch kein Auge sah, kein Ohr vernahm!

Zacharia hat diese Stelle (Th. 1. C. 99.) also
 gegeben :

Sey mir begrüßet, heiliges Licht! des schaffenden
 Himmels
 Erste Geburt; Mitewiger Strahl vom ewigen
 Strahle,
 Möcht' ich so dich untadelhaft nennen; indem Gott
 das Licht ist,
 Und nie anders, als nur in unzunahlichen Lichte
 Wohnte von Ewigkeit her; in dir also wohnte, du
 heller,
 Keiner Ausfluß des reinsten, des unerschaffenen
 Wesens.
 Oder hörst du lieber den lautern ätherischen Strom
 dich
 Nennen? Die Quelle, wer kennt sie? Noch vor der
 Sonn' und den Himmeln
 Warst du schon da, und umhülltest, auf Gottes all-
 mächtige Stimme,
 Wie ein Mantel, die Welt der dunkeln nächtlichen
 Wasser,
 Welche

Welche herauf stieg, da sie dem weitem unförmlichen
 Leeren
 Sich durch die Schöpfung entriß. Mit kühnern
 Schwingen besuch ich
 Iho dich wieder, seitdem ich den Etyglischen Tiefen
 entronnen,
 Obgleich lange genug in diesem finsternen Abgrund
 Zu verweilen gezwungen. Auf meinem verwegenen
 Fluge,
 Welcher mich durch die äußerst und mittlere Finsterniß
 forttrug,
 Sang ich mit andern Tönen, als Orpheus Leyer
 gesungen,
 Von der ewigen Nacht und dem Chaos. Die himm-
 lische Muse
 Unterrichtete mich, die dunkle Hinabfahrt zu wagen,
 Und mich wieder herauf zu schwingen; so schwer, und
 so selten
 Dieses Unternehmen auch ist. Gerettet, besuch' ich
 Iho dich wieder; und fühl' ich die herrschende Le-
 benslampe:
 Aber du besuchst mich nicht wieder; nicht wieder die
 Augen,
 Die vergeblich sich rollen, um deine durchbringende
 Strahlen
 Wiedertzufinden; sie finden sie nicht! nicht die schwä-
 chste Dämmerung
 Bricht zu ihnen hindurch; so hat ein verfinsternder
 Tropfen,
 Oder ein trübes Gewölk die helle Scheibe verhüllt.
 Dennoch hör' ich nicht auf, an lieblichen Dörtern zu
 wandeln,
 Welche die Musen bewohnen; an klaren rieselnden
 Quellen,

Obte

Ober im schattichten Hain, und auf dem sonnichten
 Hügel,
 Von der Lieb' entzündet zum heiligen Gesange. Be-
 sonders
 Komm ich, o Sion, zu dir in stillen nächtlichen
 Stunden,
 Zu den blumichten Bächen, die deine geweihten
 Wurzeln
 Waschen, und murmelnd über sie fließen. Indem
 ich nicht selten
 An den blinden Thamyris und blinden Mdonides
 denke,
 (Sie, die Bepden, im Schicksal mir gleich, o möcht'
 ich im Nachruhm
 Ihnen so gleich seyn!) und jene der alten Weissager,
 Phryneus
 Und Eirestas. Dann ernähren mich große Gedanken,
 Welche von selber harmonisch fließen; dem Vogel der
 Nacht gleich,
 Der in dicker Finsterniß sitzt, und unter der Decke
 Hoher Schatten sein nächtliches Lied ertönen läßt.
 Also
 Kehren die Jahreszeiten zurück, doch kehret der Tag
 nicht
 Mir zurück, noch die süße Herankunft des Morgens
 und Abends;
 Noch der Anblick der Frühlingsblume, der Rose des
 Sommers,
 Oder der Heerden; und nicht des Menschen göttliches
 Antlitz.
 Sondern statt dessen umringt mich ein immerwäh-
 rendes Dunkel,
 Dick als Wolken; ich bin vom holden Umgang der
 Menschen
 Abge-

Abgeschnitten; anstatt des Buchs der schönen Erkenntniß,
 Liegt nur ein weißes Blatt vor mir da; die herrlichen Werke
 In der Natur, sind für mich getilgt und ausgelöscht worden,
 Und die eine Pforte der Weisheit ist ganz mir verschlossen.
 Scheine du also, himmlisches Licht, in mir desto stärker,
 Und bestrale durch alle Kräfte die hellere Seele!
 Pflanze du Augen allda; zerstreue die finsternen Nebel,
 Die sie umhüllen; und weihe sie dir; damit ich, gereinigt,
 Dinge seh und erzähle, der Sterblichen Augen verhüllet!

Es wäre unsfreitig Beleidigung für den spätern Uebersetzer, wenn wir hier nichts weiter thun, als vergleichen wollten. Seine Arbeit, das sagt jedem sogleich sein Gefühl, erhebt sich so sehr über seines Vorgängers Versuch, daß dieser bey der Würdigung derselben, auf keine Weise, zum Maaßstabe dienen kann. Mit Vergnügen bemerkt man überall an Hrn. Bürdens Copie die Spur von den Fortschritten unserer Sprache, in Absicht auf Reichtum, Darstellung und poetische Ausbildung, und in ihm selbst das größere Talent zum Uebersetzer, und den wahren ausdauernden Fleiß. Seine Nachbildung schließt sich, wie man schon aus den ersten Versen sehen kann, inniger an die Urschrift an, als beyde frühere, und darf wirklich, im Ganzen genommen, zuverlässig genannt werden; sein Aus-
 druck

druck ist rein und sorgfältig, und giebt meistens auch die poetische Farbe des Originals wieder; seine Perioden sind, wie wir hernach zeigen werden, nicht durchaus tadellos, aber doch größtentheils wohlgeordnet; seine Versification leicht und richtig. Einiges, was wir in der angezogenen Stelle geändert wünschten, wollen wir hier anführen. Wenn wir es dabey ein wenig genau nehmen, so bitten wir den Verfasser zu erwägen, daß die jambische Versart, die er gewählt hat, mehrere Anforderungen an den Dichter zu thun erlaubt, als jede andere, und daß überhaupt der Kunstrichter dem Dichter seine Theilnahme durch nichts anders beweisen kann, als durch die genaue Anzeige dessen, was dem ausgestellten Werke noch zur Vollkommenheit fehlt. Im 2ten und 3ten Verse würden wir gesetzt haben:

oder darf ich vorwurfsfrey

Des Ewigen gleichem Strahl dich nennen.

Die Trennung der Person vom Zeitwort thut nie eine gute Wirkung und kann in Jamben fast immer vermieden werden. Im 5ten V. findet sich eine ähnliche Trennung des Beyworts vom Substantiv, die den Sinn etwas verändert und den Vers schleppend macht. Vielleicht besser:

In dem noch nie erreichten (unapproached) Lichte wohnt.

Im 8. würden wir das Du zum Verbum gezogen und gesagt haben:

oder hörst du

Den lautern Strom (rein ist so eben dagewesen)

Dich nennen. des Aethers lieber noch

Der

Der 12. nebst den sich anschließenden Versen konnte vielleicht durch folgende Wendung dem Englischen näher gebracht und die periodische Künde mehr befördert werden.

Da hülltest du die neugeborne Welt,
Die aus des Wassers finstern Schooß. dem leeren
Und ungeformtem Raume abgewonnen,
Emporstieg, wie mit einem Mantel ein.

Im 24. V. ist Bard' für Barde etwas hart und auf der Leyer singen nicht ganz richtig. Warum nicht:

Gepriesner Barde zu der Leyer sang.

Die folgenden Zeilen muß die Kritik um mehrerer Ursachen willen verwerfen. Einmahl wird lehren nicht mit zu, sondern schlechtweg mit dem Infinitiv verbunden, zweitens ist es glücklich schwer undeutsch, drittens schließt der Periode mit dem eingeschobenen Satz nicht gut. Wir schlagen vor:

Denn sie des Himmels Muse lehrte mich
Den dunkeln Pfad getrost hinunter wandeln,
Und wiederum herauf ans Tageslicht,
Was schwer und Wenigen vergönnt ist, steigen.

Im 39. V. mißfällt uns das prosaische
voll Leidenschaft
Für heiligen Gesang.

Besser dünkt uns:

so mächtig schlägt
Für heiligen Gesang mein Herz. Doch wähl ich
Am liebsten, Sion, nur dein stilles Thal,

LIII. B. 2. St.

9

und

Und deiner Blumenufer klare Bäche,
Die den geweihten Fuß sanft murrend die
Bereyten.

Auf solche Weise erhält zugleich die vierte Zeile ihr bindendes und, was Herr Bürde, unsers Bedünkens, zu oft ausläßt, und wodurch gleichwohl mancher Satz ein Erklärungsatz wird, der es nicht seyn soll. Der 56 und 57. V. müßten billig in Einen zusammengezogen seyn, und wie im Englischen lauten:

So wechselt Jahr für Jahr, doch nicht für mich.

Milton nennt ja, unmittelbar darauf, die Jahreszeiten einzeln. Warum sollen sie also doppelt erwähnt werden? Vom 66 — 71. V. scheint uns der Verf. das Original ohne Noth erweitert zu haben. Aber davon denken wir hernach noch besonders zu reden.

Als zweyte Probe geben wir, doch ohne Zacharias Uebersetzung mit einzurücken, die Stelle, in welcher Adam dem Engel Raphael sein erstes Erwachen ins Leben schildert. Sie steht Th. 2. S. 51.

Der Engel schwieg, und unser Vater sprach:
Erzählen wie sein Lebens - Ursprung war,
Schwer kann's der Mensch; wer weiß, wie er entstand?
Wer kannte sich im ersten Nu des Seyns?
Aus Sehnsucht, dich durch trauliches Gespräch 5
Noch längre Zeit hier aufzuhalten, wag'
Ich diesen kühnen Schritt. — Mir war's, ich sey
Aus tiefem Schlaf erwacht. Ich lag auf Moos
Und weichem Rasen hingestreckt, bethaut
Mit Balsam; doch bald trocknete die Wärme 10

Der

Der Sonne diese Feuchtigkeit. Und nun
 Wandt' ich erstaunt an Himmel meinen Blick,
 Betrachtete das heitre Blau der Luft.
 Bis innerer Trieb mir Regung gab. Ich sprang,
 Als wollt' ich in den Himm l springen, auf, 15
 Und stand auf meinen Füßen fest, und sah
 Rings um mich Berg und Thal und sonnichte
 Gefild' und Ströme, die mit murmelndem
 Geräusch vorüber eilten, und am Ufer
 Sah ich Geschöpfe sich bewegen, gehn 20
 Und laufen. Vögel zwitscherten im Laub
 Der Bäume; alles lächelte mich an.
 In Wohlgeruch und Wonne sanft berauscht,
 Zerstoß mein Herz. — Nun macht' ich an mir selbst
 Versuche, Glied für Glied betrachtend; bald 25
 Bewegt' ich mich, bald ging, bald lief ich schnell,
 Mit schmeidigen Gelenken, wie der Trieb
 Der innern Lebenskraft mich leitete.
 Allein woher, und wo ich war, und wer? —
 Das wußt' ich nicht. Jetzt macht' ich den Versuch 30
 Zu sprechen, und ich sprach. Die Zunge war
 Mir Augenblicks gehorsam; was ich sah
 Konnt' ich benennen: Sonne, rief ich aus,
 Du schönes Licht, und du, von ihrem Glanz'
 Erleuchtet, Erde, wie so schön bist du! 35
 Ihr Berg' und Thäler, ihr Gebüsch und Auen,
 Ihr Bäch' und Ströme, und ihr reizenden
 Geschöpfe, die ihr euch bewegt und lebt,
 Sagt, wenn ihr's saht, wie ward, wo kam ich her?
 Nicht von mir selbst! — So muß ich denn das Werk 40
 Von irgend einem Schöpfer seyn, der gut,
 Der überschwenglich gut und mächtig ist.
 O sagt, wie ich ihn kennen lernen, ihn

Verehren soll, durch den ich bin, von dem
 Ich Kraft, Bewegung, Leben, dieß Gefühl 45
 Von Seeligkeit, die ich nicht fassen kann,
 Empfang? — Indem ich dieß voll Sehnsucht rief,
 Und immer mehr mich von dem Ort entfernte,
 Wo ich zuerst geathmet hatt', und wo
 Zuerst das schöne Licht in meine Augen 50
 Gedrungen war, — als keine Stimme mir
 Dieß dunkle Räthsel löste, setzt' ich mich
 Gedankenvoll auf eine Bank von Moos
 Im Schatten hin. Hier überfiel zuerst
 Der süße Schlummer mich, bemächtigte, 55
 Mit leisem Druck und schmeichelnder Gewalt,
 Sich der betäubten Sinnen, ohne Schmerz,
 Wiewohl mir's war, als löse sich mein Seyn
 Ins erste Nichts seyn fühllos wieder auf. —
 Und sich, vor meinem Haupte stand ein Traum, 60
 Ein Lustgebild der innern Phantasie,
 Das schmeichelnd mich von meines Daseyns Dauer
 Belehrete. Eine göttliche Gestalt,
 So dünkte mir, erschien, und sprach: Steh' auf,
 O Adam! komm, nimm deine Wohnung ein! 65
 Du Erster Mensch, bestimmt zum ersten Vater
 Von Menschen ohne Zahl! Auf deinen Ruf
 Erschein' ich, um dich in den Wonnesitz,
 Den Garten, der für dich bereitet ist,
 Zu führen! — Sprach's, ergriff mich bey der Hand, 70
 Und hob mich auf. Und beyde schwebten wir
 Wie in der Luft, sanft gleitend ohne Schritt,
 Hoch über Land und Wasser hin. Zuletzt
 Erreichten wir ein waldiges Gebirg',
 Auf dessen Höh' ein ebner weiter Raum 75
 Umhegt und mit den schönsten Bäumen dicht

Pflanzet war, mit Säugen im Gebüsch
 Und Lauben, lieblicher, als alles, was
 Ich liebliches vorher auf Erden sah.
 Belastet jeder Baum mit edlen Früchten, 20
 So reizend für das Auge, daß ich sie
 Begierig pflück' und aß. Indem ich's that,
 Erwacht' ich, und vor meinen Blicken stand
 Das ganze Bild, das nach dem Leben mir
 Mein Traum gezeichnet hatte, wirklich da. — 25
 Schon wollt' ich wieder weiter gehn; als er,
 Der mich hieher geleitet, mir erschien,
 Nah unter Bäumen wandelnd. — Gegenwart
 Der Gottheit war's, — ich fühlte's, entzückt, doch auch
 Mit Schauer. Still anbetend warf ich mich 30
 Zu seinen Füßen hin. Er hob mich auf
 Und sprach mit Huld: Ich bin es, den du suchst, u. s. w.

Gewiß sehr richtig, schön und poetisch, und, nach
 unserm Gefühle, noch glücklicher, als die vor-
 ge Stelle, ausgedrückt. Einige kleine Erinnerungen
 wird uns der V. auch hier vergönnt.

Die vier ersten Verse machen in der Urschrift
 nur drey aus, und hätten, wie wir glauben, auch
 in der Nachbildung nicht verändert werden dürfen.

Der Engel schwieg und unser Vater sprach:
 Schwer ist's dem Menschen, wie er ward, zu sagen;
 Wer hat sich je, als er begann, belauscht?

Und eben so die drey folgenden:

Doch wag' ich es, um deiner Gegenwart
 Mich länger noch zu freu'n: Mir war's, u. s. w.

Die Wendung, die Hr. V. genommen hat, aus
 Sehnsucht wag' ich diesen kühnen Schritt, ist

ohnehin nicht die natürliche des Originals. Im 10ten Verse sind die Worte: *i found me laid in balmie sweat* gegeben: Ich lag bethaut vom Balsam. Wir fühlen die Schwierigkeit, die für unsere Sprache in dem *balmie sweat* liegt, vollkommen: allein wie die Stelle ist lauter, erweckt sie gleichwohl durchaus keinen, oder einen ganz falschen Begriff. Entweder muß die Idee künftig der Idee Miltons näher gebracht oder, was auch kein Verlust für den Leser ist, mit einer andern schicklichen vertauscht werden. Im 14. V. heißt es:

Ich sprang,

Als wollt' ich in den Himmel springen, auf.

Wohl ein wenig zu stark. Das Englische *As thitherward endeavouring* soll offenbar nichts anders, als die Bestimmung des Menschen aufrecht zu wandeln, ausdrücken. Vielleicht also:

Ich sprang,

77. Als müßt' ich aufrecht streben, rasch empor.

Im 24. V. scheint uns das: Nun macht' ich an mir selbst Versuche, so wenig, wie, das nachherige: Ist macht' ich den Versuch zu sprechen, poetisch genug. Ueberhaupt heißt wohl das *Myself i then perus'd* nicht mehr und nicht weniger, als nun überschaut' ich mich selbst. Der 42 — 46. V. erreicht das Original nicht völlig.

Tell me, how may i know him, how adore
From whom i have that thus i move and live
And feel that i am happier than i know.

ist offenbar weit einfacher und natürlicher, und eben
darum auch um vieles kräftiger, als das deutsche.
Vielleicht :

D lehrt mich ihn erkennen und verehren,
Ihn, dem ich's danke, daß ich leb' und athme,
U. d. seel'ger, als ich's fassen kann, mich fühle.

Im 82. B. wünschten wir die englische Partikel
whereat nicht durch das weitläufige indem ich's
that ausgedrückt, und im 86. die Glieder des Pe-
rioden etwa durch folgende Wendung mehr unter-
einander verbunden zu sehen.

Und weiter hätt' ich meinen Weg verfolgt,
Wär' er, mein Führer, fernher unter Bäumen
Mir nicht erschienen, eine göttliche
Gestalt. Ergriffen vom Gefühl der Banne
Und Ehrfurcht warf ich, still anbetend, mich
Zu seinen Füßen hin, u. s. w.

Wir glauben, unsre Leser werden ist im
Stande seyn, sich aus den ihnen vorgelegten Stel-
len einen hinlänglichen Begriff von Hrn. Wüldens
Manier und dem Geiste seiner Uebersetzung zu ma-
chen, und zugleich aus der beigefügten Kritik ein-
sehen, wie unbedeutend die Flecken sind, die hier
und da noch an dieser wohlgerathnen Arbeit haften.
Sollten wir, was an ihr zu tadeln ist, in allgemeine
Sätze zusammenfassen, so würden sich unsre Erin-
nerungen auf folgende einschränken.

Erstlich. Der Verf. scheint den poetischen
Ausdruck nicht immer so sorgfältig aufzusuchen, wie
er sollte, noch der Kürze so eifrig, wie der Engländer,

der, nachzustreben. Wir wissen zwar, und lassen es gern als Entschuldigung gelten, daß die vielen Participial-Constructionen und andere Vortheile, z. B. die häufige Zusammenziehung der Wörter in der englischen Sprache, dem Deutschen mannigfaltige und nicht stets zu besiegende Hindernisse, vorzüglich von Seiten des letzten Punktes, in den Weg legen; aber es hat uns doch gebeucht, als ob bey größerer Aufmerksamkeit und Anstrengung noch mehr zu leisten gewesen wäre. Belege zu beyden Behauptungen haben wir bereits gegeben; auch ist die zweyte schon dadurch hinlänglich erwiesen, daß die Anzahl der Verse im Deutschen um ein beträchtliches größer ist, als im Englischen, so wie die erste hauptsächlich durch die eingemischten Reden und Gespräche bestätigt wird. Hier nur noch einige Stellen. Th. I. S. 102.

Der (Zob) würde mich, (die Sünde)
Weil andrer Raub ihm mangelt, Augenblicks
Verschlingen, wüßte er nicht, daß er, sobald
Ich nicht mehr bin, auch nicht mehr ist.

Der letzte Vers besteht überdieß noch aus lauter einsylbigen Wörtern. S. 307.

Ihr, deren Amt es ist,
Thut eure Pflicht! berührt den Antrag Kurz;
Kurz aber laut, damit ihn jeder hört.

S. 311.

Sogleich

(Sieh, welchen Vorrug an Verstand und Kraft
Gott seinen Engeln beygelegt hat,) warf
Das ganze Heer die Waffen weg und lief.

Die

Die zweite Sorge, die wir unserm Dichter bey einer künftigen Auflage oder bey ähnlichen Arbeiten empfehlen zu müssen glauben, ist die für den Bau der periodischen Periode. Noch scheint er zu gleichgültig dagegen zu seyn, ob sie früher oder später abbreche, ob Einschaltungen und Zwischensätze sie mehr oder weniger aufhalten, ob, was im Englischen in einer Reihe fortläuft, im Deutschen getrennt und in mehrere Theile zerschnitten werden müsse, ob an der Ründung und Vollendung seiner Jamben das Band der Gedanken eben so viel Antheil habe, als die Gleichheit und Reinheit der Sylbensüße, endlich ob das kräftigste Wort auch immer an seiner rechten Stelle stehe. Doch von der Seite wird der Verf. seinem Gedichte schon sehr nachhelfen können, sobald er sich künftig nur in seinen Jamben des weiblichen Ausgangs mehr bedienen will, als welchen er, wir wissen selbst nicht warum, diesmal geflissentlich vermieden zu haben scheint.

Eine dritte Erinnerung, die aber freylich in jeder Rücksicht zu spät kömmt, betrifft die Wahl der Versart. Wir gestehen es gern, daß uns der Hexameter für diese ernsthafte feyerliche Gattung der Poesie der einzig brauchbare Vers in unserer Sprache zu seyn scheint. So sehr man seine Natur erkennt, wenn man ihn zur Darstellung leichter und einfacher Empfindungen oder scherzhafter und naiver Gedanken anwendet, (wiewohl wir willig einräumen, daß auch hier mannigfaltige Ausnahmen Statt finden können, und der Charakter

des Verses im Deutschen überhaupt noch nicht hinlänglich bestimmt und mit der Wirkung, die er im Lateinischen hervorbringt, verglichen ist;) so unlängbar dünkt es uns dagegen, daß er in allen seinen Bewegungen und in seinem gesammten Baue den Ausdruck des Erhabenen, Majestätischen und Ernsten begünstige, und der einförmige Sylbenfall des Jamben nicht vermögend sey; das Ohr in dem nämlichen Maße zu befriedigen. Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unlieb, den Lobgesang, den Adam und Eva im fünften Buche singen, in Hexametern, denen wir die nöthige Geschmeidigkeit und den erforderlichen Wohlklang zu ertheilen versucht haben; ausgedrückt zu finden. Ob unser Gefühl uns täuscht oder nicht, wird sich aus der Zusammenhaltung zweyer Uebersetzungen von einer Stelle am leichtesten ergeben. Bey Hrn. Burden lautet der genannte Lobgesang (Th. 1. S. 230.) also:

Almächtiger! Quell alles Guten! Dein
Ist diese herrliche Natur! der Bau
Des Weltalls deiner Hände Werk! so schön,
Und wunderbar! — Du selbst, wie wunderbar
Mußt du nicht seyn! Du Unausprechlicher,
Der höher ist als dieser Himmel, uns
Verborgen, oder dämmernd nur erblickt
In diesen deinen kleinsten Werken. Doch,
Auch sie verkündigen, wie göttlich groß,
Wie unbegrenzt an Güte und Macht du bist!
Verkündigt dann und preißt ihn würdiger,
Ihr Seraphim! ihr Söhne seines Lichts,
Die ihr ihn schaut, und Tage sonder Nacht,
Mit Liedern und lobpreisenden Gesängen,

Um

Um seinen Thron in Bonn' und Jubel steht.
 Preist ihr im Himmel Ihn! auf Erden preist
 Ein allgemeines Chor der Wesen Ihn
 Von Anbeginn! Jetzt! Künftig! Immerdar!

Du schönster Stern! der Du den Zug der Nacht
 Beschließt, wenn du nicht der Dämmerung
 Vielleicht mehr angehörst, — Verkündiger
 Des Tages! Du, der seinen Strahlenfranz
 Ums Rosenhaupt des jungen Morgens schlingt!
 Preis' Ihn in deiner Sphäre, wenn der Tag
 Die Welt begrüßt mit süßer früher Kühle.

O Sonne, Seel' und Auge dieser Welt!
 Erkenn' in Ihm, den, der dich leuchten hieß,
 Und jauchz' Ihm Preis auf deiner ew'gen Bahn,
 Wenn Du vom Meer emporsteigst, von der Höhe
 Des Mittags niederschaust, und wenn Du sinkst! —

Mond! der du bald der aufgegangnen Sonne
 Begegnest, bald mit den Gestirnen fluchst!
 Und ihr fünf andre Lichter, deren Gang,
 Ein deutungsvoller Tanz, von Harmonie
 Begleitet ist, — ertönt zum Lobe deß,
 Der aus der Finsterniß hervorrief Licht!

Ihr ältesten Geburten der Natur!
 Die in vier Kreisen stets sich regen, stets
 In neuer Form erscheinen, ihren Stoff
 Vermischen, und was lebt und weht ernähren!
 Ihr Elemente, bringt bey jeglicher
 Veränderung dem Schöpfer neues Lob!

Ihr Nebel, die ihr feucht im grauen Dunst,
 Hier von Gebirgen, dort aus Fluthen steigt,
 Steigt

Steigt Ihm zum Ruhme! steigt, bis euren Saum
 Der Sonne Strahl vergülbet, steigt empor
 Zum Ruhme deß' der dieses Weltall schuf,
 Wenn ihr als Wolken jehet das weite Blau
 Des Himmels zurt, und dann, das dürre Land
 Zu tränken, sanft in Tropfen niederfallt;
 Steigt oder fallt zu seiner Ehre nur!

Zu seiner Ehre brauf, o Sturm, daher!
 Ihr Lüfte, weht zu seinem Lobe sanft!
 Ihr Ebern, neigt die stolzen Wipfel Ihm!
 Von euch herab zum niedern Feldgewächs
 Beug' jede Pflanz' ihr Haupt, ihm huldigend!
 Ihr Quellen, ihr, die ihr so lieblich rauscht,
 Ihr Bäche, rauscht noch lieblicher sein Lob!
 Einstimmig preiß' Ihn alles was da lebt!
 Ihr Vögel, die ihr singend euch empor
 Zum Himmel schwingt, sein Lob sey euer Lied!!
 Die ihr die Gluth, die ihr das Feld durchstreicht,
 Die statlich ihr einhergeht, oder tief
 Im Staube kriecht, stimmt Ihm zu Ehren ein!
 Und zeuget mir, ob ich, früh oder spät,
 Sein Lob vergaß, ob Ihn nicht mein Gesang
 In jedem Hapn', in jedem Thale pries?
 Preis dir und Lob, du aller Welten Herr!
 Sey uns gewogen! Sieh, o Guter, uns
 Das Gute nur, und schlich in dieser Nacht
 Vielleicht in unser Herz sich etwas Böses;
 Zerstren's, wie jehet das Licht die Finsterniß!

Im hexametrischen Sylbenmaaß haben wir dies
 Ideen also ausgedrückt:

Dies

Dieß, Allmächtiger, dieß, sind deine preisenden
Werke;
Dein, du Vater des Glücks, dieß Weltgebäude, so
herrlich
Und so wunderbar schön. Wie wunderbar mußt Du
nicht selber,
Unausprechlicher, seyn, Du, der Du, thronend
im Himmel,
Dich des Sterblichen Augen entziehst, oder in dunkler
Mystischer Ferne Dich ihm in niedern Werken ent-
hüllest.

Aber auch sie verkünden, anbethungswürdiger
Schöpfer,
Deine göttliche Kraft und deine göttliche Milde,
Die kein Gedanke zu fassen vermag. O redet, ihr
Engel,
Söhne des Lichts! Ihr könnt es, ihr dient ihm, und
saget am Throne,
Den ein ewiger Tag umglänzt, ihm Jubelgesänge.

Ihr, im Himmel und ihr auf Erden, preist den
Erhabenen!
Preist ihn zuerst und zuletzt! Geschöpfe, preiset ihn
endlos!

Glänzendster unter den Sternen, du leuchtest im
nächtlichen Reizen,
Oder gehstest du mehr zur grauen Dämmerung,
schöner
Vorthe des nahenden Tags, du, der du die Schläfe
des jungen
Morgens so lieblich mit Strahlen betränkest, preist
ihn in deiner
Sphäre

Steigt Ihm zum Ruhme! steigt
 Der Sonne Strahl vergülde
 Zum Ruhme deß der diesseits
 Wenn ihr als Wolken je
 Des Himmels zert, u
 Zu tränken, sanft in
 Steigt oder fällt zu

Zu seiner Ehr
 Ihr Lüfte, we
 Ihr Ebern,
 Von euch k
 Zeug' jet
 Ihr Dr
 Ihr E
 Ein
 Ih: der übrigen fünf, am Himmel wandelnden,
 3
 2
 1
 4
 5
 6
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100
 101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525
 526
 527
 528
 529
 530
 531
 532
 533
 534
 535
 536
 537
 538
 539
 540
 541
 542
 543
 544
 545
 546
 547
 548
 549
 550
 551
 552
 553
 554
 555
 556
 557
 558
 559
 560
 561
 562
 563
 564
 565
 566
 567
 568
 569
 570
 571
 572
 573
 574
 575
 576
 577
 578
 579
 580
 581
 582
 583
 584
 585
 586
 587
 588
 589
 590
 591
 592
 593
 594
 595
 596
 597
 598
 599
 600
 601
 602
 603
 604
 605
 606
 607
 608
 609
 610
 611
 612
 613
 614
 615
 616
 617
 618
 619
 620
 621
 622
 623
 624
 625
 626
 627
 628
 629
 630
 631
 632
 633
 634
 635
 636
 637
 638
 639
 640
 641
 642
 643
 644
 645
 646
 647
 648
 649
 650
 651
 652
 653
 654
 655
 656
 657
 658
 659
 660
 661
 662
 663
 664
 665
 666
 667
 668
 669
 670
 671
 672
 673
 674
 675
 676
 677
 678
 679
 680
 681
 682
 683
 684
 685
 686
 687
 688
 689
 690
 691
 692
 693
 694
 695
 696
 697
 698
 699
 700
 701
 702
 703
 704
 705
 706
 707
 708
 709
 710
 711
 712
 713
 714
 715
 716
 717
 718
 719
 720
 721
 722
 723
 724
 725
 726
 727
 728
 729
 730
 731
 732
 733
 734
 735
 736
 737
 738
 739
 740
 741
 742
 743
 744
 745
 746
 747
 748
 749
 750
 751
 752
 753
 754
 755
 756
 757
 758
 759
 760
 761
 762
 763
 764
 765
 766
 767
 768
 769
 770
 771
 772
 773
 774
 775
 776
 777
 778
 779
 780
 781
 782
 783
 784
 785
 786
 787
 788
 789
 790
 791
 792
 793
 794
 795
 796
 797
 798
 799
 800
 801
 802
 803
 804
 805
 806
 807
 808
 809
 810
 811
 812
 813
 814
 815
 816
 817
 818
 819
 820
 821
 822
 823
 824
 825
 826
 827
 828
 829
 830
 831
 832
 833
 834
 835
 836
 837
 838
 839
 840
 841
 842
 843
 844
 845
 846
 847
 848
 849
 850
 851
 852
 853
 854
 855
 856
 857
 858
 859
 860
 861
 862
 863
 864
 865
 866
 867
 868
 869
 870
 871
 872
 873
 874
 875
 876
 877
 878
 879
 880
 881
 882
 883
 884
 885
 886
 887
 888
 889
 890
 891
 892
 893
 894
 895
 896
 897
 898
 899
 900
 901
 902
 903
 904
 905
 906
 907
 908
 909
 910
 911
 912
 913
 914
 915
 916
 917
 918
 919
 920
 921
 922
 923
 924
 925
 926
 927
 928
 929
 930
 931
 932
 933
 934
 935
 936
 937
 938
 939
 940
 941
 942
 943
 944
 945
 946
 947
 948
 949
 950
 951
 952
 953
 954
 955
 956
 957
 958
 959
 960
 961
 962
 963
 964
 965
 966
 967
 968
 969
 970
 971
 972
 973
 974
 975
 976
 977
 978
 979
 980
 981
 982
 983
 984
 985
 986
 987
 988
 989
 990
 991
 992
 993
 994
 995
 996
 997
 998
 999
 1000

Lust, und ihr alle mit ihr aus dem Schooße des
 Chaos geborne

Alte Kinder der Nacht, Elemente, die ihr euch rastlos
 In vier Kreisen bewegt, und, selber vielfach gestaltet,
 Alles bildet und nährt, singt unablässig den großen
 Schöpfer, singet sein Lob, in immer wechselnden
 Tönen!

Nebel und Dünste, die, bald aus dampfenden
 Seen geboren,

Bald

• Bergen erzeugt, sich erheben, graulich und
düster,
• hten Saum die leuchtende Sonne ver-
goldet,
• er der Welt empor! den Schöpfer
verherrlicht
mit Wolken bekleidet, oder
das dürre
• trischt, ihn, wenn ihr steigt
und fallet!

•, ihr Winde, sein Lob aus allen Enden der
Erde!
• aucht es ihm stürmisch und sanft! Auf beugt euch,
Wipfel der Cedern!
Senket, Pflanzen, das Haupt, zum Zeichen, daß
ihr ihm huldigt!

Quellen, rieselt, sein Lob! Verbreitet es laut,
ihr Gewässer!
• rauschet es, Gluthen, in denen melodische Töne sich
bilden!

Alles, was lebt, vermehre den Ruhm des Höch-
sten! — Ihr Vögel,
Die ihr euch singend zum Himmel hinauf schwingt,
traget auf euren
Fittigen, traget sein Lob empor in euren Gesängen!

Die ihr, gleitend im Meer, und auf dem Trock-
nen wandelnd,
Bald, voll Stolzes, das Haupt erhebt, bald niedrig
dahin kriecht,

Zeugt

Zeugt mir, ob ich, des Morgens und Abends, am
 Quell und am Hügel,
 Ob ich im Schatten des Hain's und im Thal empfin-
 dungslos schweige,
 Ober in meinem Gesange das Lob des Ewigen lehre!

Sey begrüßet, o Herr der Natur, und schenke,
 du Geber
 Alles Guten, auch uns, was Gut ist, und lasse das
 Böse,
 Das, in dem Schooße der Nacht geboren, und
 tückisch umschleicht,
 Laß es vor dir, wie die Schatten am Strahl der
 Sonne, verschwinden!

Noch können wir, aus Achtung für die Kunst,
 nicht unerinnert lassen, daß diese Uebersetzung mit
 einem Kupfer verunstaltet ist, das zwar in der Um-
 schrift für die Arbeit eines Chodowiecki und Volt
 ausgegeben wird, aber in der Erfindung und Aus-
 führung gleich schlecht ist. Billig sollten sich Kün-
 stler von solchem Rufe schämen, die Versuche ihrer
 Lehrlinge mit ihren Namen zu stempeln.

XI.

Albert der Wilde. Ein Gedicht in zwölf Gefängen, von *Friedrich August Müller*. Erster Band. Erster bis Sechster Gefang. 393 Seiten. Zweyter Band. Siebenter bis Zwölfter Gefang. 480 S. 8. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung.

Bahrscheinlich haben die meisten unsrer Leser Alfonso und Richard Edwenherz noch in guten Andenten. Der Verfasser dieser beyden Werke zeigte bey seiner ersten Erscheinung vor dem Publikum zwar weder große noch glänzende Talente, er doch manche schätzbare Eigenschaft, die zu seinen Vortheile einnahm; eine mit angenehmen Ideen genährte Einbildungskraft, einen nicht unbildeten Geschmack, ein empfindliches Ohr für Harmonie der Versification, und vorzüglich ein stilles Streben nach Natur und Einfachheit, das den meisten unserer jungen Dichter fremd zu seyn pflegt. Diese Eigenschaften waren vollkommen geschikt in Rücksicht auf seine künftige Ausbildung keine gemeinen Erwartungen rege zu machen. Wenn er auf einmal einmal betretenen Wege fortfuhr, das innere

LIII. B. 2. St. 2 Sei.

Heiligthum der Kunst auszuspähen, seinen durch die Beobachtung der Natur und die le geistreicher Schriftsteller aller Art zu nähren, nen Geschmack durch das unablässige Studium ser Muster auszubilden, so durfte Deutschland sen, in ihm einen Dichter zu erhalten, den es seinen Wielanden und Nicolays mit Ehren ne könnte.

Nach Verlauf der kurzen Zeit von drey J erscheint dieser nemliche Dichter von neuem vor Publikum, mit einem Werke, in welchem die sere Ausdehnung der Handlung, die Verwick der Begebenheiten und die Mannigfaltigkeit Scenen seinen Talenten ein weiteres Feld darz then schien. Wir können nicht leugnen, daß der Anblick dieses Werks, eines Gedichtes zwölf Gesängen und wenigstens funfzehn Stangen, mit keiner geringen Besorgniß für Ruhm seines Verfassers erfüllte. Sollte er im Vertrauen auf den erworbnen Beyfall, schnell nach neuen Lorbeern geeilt seyn? Soll in einem so kurzen Zeitraum Muße genug ge haben, neue Materialien einzusammeln und zu verarbeiten? Es ist mit dem Genie wie mit Erbreich. Auch der fruchtbarste Boden bedarf einiger Ruhe, um neue Kraft zu gewinnen, wenn er nicht nach jeder Aernte mit mühsamen bearbeitet wird, bringt er nur wildes Unkraut vor, zwischen dem sich etwa, hin und wieder, volle Aehre zeigt. Auch dem Genie darf nicht n zugemuthet werden, als es zu leisten vermag. ?

da zeigt sich das schöpferische Vermögen der Imagination in seiner vollen Kraft, wo sie einen reichen Stoff in dem Geiste niedergelegt findet. Diesen bildet sie nach ihrer Weise um, und indem sie ihn mit einer gewissen Vollkommenheit beseelt, welche ihn zum poetischen Stoff erhebt, gewinnt sie ein Recht des Eigenthums auf ihn, gleichsam als auf ihr eignes Geschöpf. Aber alle Anstrengung ist vergebens, wo dieser Saame fehlt, der in ihrem Schooße befruchtet werden soll. Was sie etwa dann noch hervorbringt, ist ohne innern Werth, und mit dem Stempel der Mühseligkeit und Dürftigkeit ausgeprägt. Leider ist dieses ein Umstand, den unsere jungen Dichter fast immer übersehn. Sie fühlen sich mit dem Wunsche etwas schönes zu machen beseelt, und die unruhige Thätigkeit, mit welcher dieser Wunsch sie erfüllt, gilt ihnen für Begeisterung. Nun machen sie sich kühn an die Arbeit, in der festen Ueberzeugung, daß es ihnen nicht mißglücken könne. Der Stoff, meynen sie, werde ihnen schon unter der Hand empornachsen. Aber bald ist der Vorrath eigner Ideen verarbeitet; und neuen zu sammeln, ist es während der Arbeit nicht mehr Zeit. Sie spinnen also den kleinen Flocken so weit aus, als nur immer möglich ist. Auch kommen sie, mit einer gewissen Fertigkeit zu reimen, vielleicht bald genug ans Ziel. Das Werk wird fertig, ohne daß ihr Geist etwas davon gewonnen hätte, und die Folge ist, daß, wie hoch sie auch immer das Verdienst der Mühe anschlagen mögen, das

undankbare Publikum ihre Arbeit mit Kaltfinn aufnimmt.

Bei aller Achtung, die wir Hrn. Müllers Talenten und seiner Bescheidenheit schuldig zu seyn glauben, können wir doch unmöglich verbergen, daß in diesem Gedichte die Erwartung keinesweges erfüllt wird, zu welcher das Publikum durch seine ersten Versuche berechtigt war. Nicht nur, daß es diese an Vollkommenheit nicht übertrifft, scheint es sogar, als sey der Verfasser in mehreren Stücken um ein merkliches rückwärts gegangen. Seine Einbildungskraft hat an Stärke und Reichthum so wenig gewonnen, daß man im Gegentheil sehr häufig die Anstrengung wahrzunehmen glaubt, mit welcher sie die ornamenta orationis aufgesucht hat. Bei einer Menge gesuchter Ausdrücke, geschraubter und unrichtiger Metaphern, stößt man verhältnißmäßig nur auf eine kleine Anzahl von Stellen, welche sich durch Lebhaftigkeit des Colorits, Neuheit und Stärke der Gedanken über das Gemeine erheben. Diese mühsamen Schönheiten sind bisweilen mit so auffallenden Trivialitäten, niedrigen Ausdrücken, beleidigenden Bildern gepaart, daß man hieraus auf eine Unsicherheit des Geschmacks zu schließen gezwungen ist, welche in den frühern Werken dieses Dichters bey weitem so auffallend nicht war. Irren wir nicht, so hat auch die Delicateffe seines moralischen Gefühls, in so weit sie aus der Darstellung der Sitten und Empfindungen erkannt werden kann, eher ab- als zugenommen. Nicht nur verstößt er in mehr als einer Situation gegen

egen die Gebote der Sittsamkeit, sondern auch da, wo er tugendhafte Neigungen schildern will, entblüpfen seinem Pinsel grelle und beleidigende Farben. In keinem Stücke indeß ist sein Zurückgehn der Kunst so auffallend sichtbar, als in der Versification. Vergeblich suchen wir in diesem Gedichte den harmonischen Fluß der Verse, welcher vielen Stellen des Alfonsos dem Ohre schmeichelt. Überall herrscht die unverkennbarste Nachlässigkeit. Es scheint, daß sich Herr M. eine gewisse Fertigkeit keine zu finden erworben und darüber den Gebrauch der Feile vergessen hat. Aber nicht die Mühsamkeit, mit welcher Verse geschrieben werden, sondern die, mit der sie geschrieben scheinen, giebt dem Gedichte Anspruch auf äußere Vollkommenheit. *Le seul moyen de faire des vers faciles est de les faire difficilement.*

Wir werden weiter unten Gelegenheit nehmen, von der Sprache in diesem Gedichte zu reden. Sie ist in vieler Rücksicht so fehlerhaft, daß wir ohne Uebertreibung behaupten können, in den ersten Versen vorzüglich, keine Strophe gefunden zu haben, welcher die Kritik, auch ohne eben eine überlebene Strenge zu zeigen, nicht eine oder mehrere Bergehungen zu rügen fände. Den Bemerkungen über das Detail aber wollen wir den Inhalt des Gedichts und eine kurze Beurtheilung der Handlung vorzuziehen lassen.

Erster Gesang. Graf Rudolf von Wetterstein hatte eines Tages seine Söhne im Walde beim Almörderischen Weide ermordet und einen Dolch

in ihrer Brust gefunden, der mit dem Namen seines Freundes Wilhelm bezeichnet war. Seinen Schmerz zu zerstreuen, zog er mit Kaiser Conrad nach dem Orient. Er erreicht seinen Zweck, und kehrt nach Hause zurück, wo er seine Gemahlinn und seine Tochter Cordella gelassen hatte. Nur diese findet er noch; denn ihre Mutter war kurz vor seiner Rückkehr an Gift gestorben. Nun wünscht der einsame Greiß, seine Tochter an einen wackern Mann verheyrathet zu sehn. Er macht sie aufmerksam auf Graf Adelbert den Wilden, dem er vieles verdankt. Doch läßt er ihr die Wahl frey, unter der Bedingung: daß sie keinen Feind seines Hauses wählt. Als er sich eines Abends mit ihr über diesen Gegenstand besprochen hat, meldet man ihm einen fremden Ritter in schwarzer Rüstung, auf dessen Schild man eine Wolkenhand erblickt

Bereit

Ihr Eisen in ein schwarzes Herz zu stoßen.
Das dunkle Bild umfließt, in großen
Und goldnen Zügen, dieß geheime Schreckenswort:
Sie trifft gewiß und straft den Mordhelmord.

Dieser Ritter giebt zu verstehn, daß der Mörder von Rudolfs Kindern auch gegen ihn eine schwere Schuld gewirkt habe; daß ihm eine fürchterliche Rache drohe; und zu gleicher Zeit, daß sich Rudolf in der Person seines Feindes irre. Nach diesen Aeußerungen, auf die indeß der Graf weit weniger achtet, als man erwarten sollte, erzählt der schwarze Ritter, wie sich Adelbert der Wilde bey dem Hof-

lager

lager des Kaisers ein neues Verdienst um Rudolf gemacht, indem er ihn gegen die verläumderische Anklage eines fremden Ritters vertheidigt, diesen besiegt und zum Widerruf gezwungen hat. Zweyter Gesang. Graf Rudolf hatte bey der Ankunft des schwarzen Ritters seine Tochter nach einem benachbarten Nonnenkloster geschickt, um daselbst ihre Andacht zu haben. Der Dichter benützt diesen Gang, um uns erfahren zu lassen, daß Cordelia den Sohn Wilhelms, Karl von Hoheneichen, liebt, daß ihr Vater diesen Karl um seiner Herkunft willen haßt, und daß ihn Gregor, der Abt des Klosters von St. Weit, in diesem Hasse bestärkt. Während Cordelia dieses ihrer Begleiterinn Berta vertraut, kömmt Graf Adelbert herangeritten. Er ist im Begriff, einen Besuch auf Wetterstein zu machen, und ergreift die Gelegenheit, Cordelia im Vorbeygehn sein Herz auf eine sehr feyerliche und dringende Art anzutragen. Während dieser Liebeserklärung vergißt er sich und den Anstand:

Die Wangen hoch geröthet,
Im Auge Durst nach Lust, von Leidenschaft
Die Musfeln angeschwellt, beraubt der edlern Kraft,
Die das Vergehn im Busen tödtet,
Ob es zu Thaten reißt, — umschlingt er, ohne Zucht
Und Niedersinn, die Reize keuscher Jugend
Mit kühnem Arm, und wehrt der frommen Jugend,
Die nicht mit Wollust kämpft, die Flucht.

Cordelia ist indeß so glücklich, sich aus dieser herzhaften Umarmung loszuwinden und ihr Liebhaber setzt seinen Weg niedergeschlagen fort. Er kömmt

Sphäre, beim kommenden Tag, in der kühlen Stunde
der Frühe.

Ehre mächtige Sonne, du Licht und Seele des
großen
Weltalls, ehre den Größern in ihm, und verbreite
auf deinem
Ewigen Pfade sein Lob, wenn du den Himmel er-
klimmest,
Und den Kreis des Mittags erreichst und wieder
hinab stufst.

Mond, der bald, beim Erwachen des Tags, der
Sonne begegnet,
Bald mit den festen sich nie bewegenden Sternen ent-
fliehet,
Und ihr übrigen fünf, am Himmel wandelnden,
Feuer,
Die ihr, nicht ohne Gesang, in mystischen Tänzen
euch drehet,
Auf, und verherrlicht den, der Licht aus Dunkel
hervorrief!

Luft, und ihr alle mit ihr, aus dem Schooße des
Chaos geborne
Alle Kinder der Nacht, Elemente, die ihr euch rastlos
In vier Kreisen bewegt, und, selber vielfach gestaltet,
Alles bildet und nährt, singt unablässig den großen
Schöpfer, singet sein Lob, in immer wechselnden
Tönen!

Nebel und Dünste, die, bald aus dampfenden
Seen geboren,

Bald

Bald in Bergen erzeugt, sich erheben, graulich und
düster,
Bis den wollichten Saum die leuchtende Sonne ver-
goldet,
Steigt dem Schöpfer der Welt empor! den Schöpfer
verherrlicht
Wenn ihr den Himmel mit Wolken bekleidet, oder
das dürre
Land mit Regen erfrischt, ihn, wenn ihr steigt
und fallt!

Haucht, ihr Winde, sein Lob aus allen Enden der
Erde!
Haucht es ihm stürmisch und sanft! Auf beugt euch,
Wipfel der Cedern!
Senket, Pflanzen, das Haupt, zum Zeichen, daß
ihr ihm huldigt!

Quellen, rieselt, sein Lob! Verbreitet es laut,
ihr Gewässer!
Rauschet es, Fluthen, in denen melodische Töne sich
bilden!

Alles, was lebt, vermehre den Ruhm des Höch-
sten! — Ihr Vögel,
Die ihr euch singend zum Himmel hinauf schwingt,
traget auf euren
Fittigen, traget sein Lob empor in euren Gesängen!

Die ihr, gleitend im Meer, und auf dem Trock-
nen wandelnd,
Bald, voll Stolzes, das Haupt erhebt, bald niedrig
dahin kriecht,

Zeugt

Sie schmiegt sich selbst dem kühnen Arm
 Des Jünglings fester an; ihr Athem weht ihn warm
 Und duftend an, wie junges Frühlingsleben,
 Und seine glühnden Lippen beben
 Auf ihrem Rosenmund, im Ersten Rausch der Lust,
 Und durch den Panzer fühlt sein pochend Herz das
 Streben

Und Wogen ihrer keuschen Brust.

Aus dieser Umarmung, der dritten in dem nemli-
 chen Abend, wird sie auf eine schreckliche Art ge-
 weckt. Karl, der sich, wie man sieht, etwas zu
 lange unterwegs aufgehalten hat, erscheint am
 Thore und meldet Cordeliens Entführung. Cor-
 delia hört seinen Namen.

Ein schwerer Seufzer bricht durch ihre blasse Lippe:
 O! Gott, mein Karl, ich bin verlohren! —

Aus diesen Worten, mit denen Cordelia wahr-
 scheinlich nichtrecht weiß, was sie sagen will, schließt
 doch Adelbert wenigstens so viel, daß der Ritter
 am Thore nicht von Cordelien gehaßt wird und

Mit Blicken voller Zorn, das Haar gesträubt und
 bleich,

Reißt er sich los von ihr, faßt Schild und Schwert
 und brüllt,

Daß seine Wuth die ganze Burg erfüllet.

So eilt er hinab, greift seinen Nebenbuhler an
 und beyde sechten geraume Zeit beym Fackelschein,
 bis Berta den Einfall hat, die Fackeln den Knap-
 pen aus der Hand zu reißen und sie auszulöschen.
 Adelbert reitet davon und Karl, der noch einmal
 einge-

eingelassen zu werden verlangt, wird als ein Ehrvergeßner und Mädchenräuber abgewiesen. Viertes Gesang. Unterdessen beschäftigt sich Gregor mit einem Plan, Karl von Hoheneichen ermorden zu lassen, und gewinnt durch eine geheimnißvolle Operation einen von Rudolfs Edelknaben, Weit, zu dieser That. Karl kehrt in die Bauernhütte zurück, die er seit der Achtung seines Vaters bewohnt, und findet hier den schwarzen Ritter, seinen Vater, der ihn mit der Geschichte seiner Abenteuer unterhält. Gregor hatte ihm seine Gemahlinn geraubt und ihn selbst gefangen genommen. Nachdem er ihn acht Jahre in dem dunkeln Kerker der Abtey hatte schmachten lassen, entließ er ihn unter der Bedingung, als Pilger nach Palästina zu ziehen und unter den Fahnen der Streiter Christi zu sechten. Ein neues Abenteuer bringt ihn zu Sidon in Gefangenschaft, in welcher er sieben Jahre bleibt. Hierauf erfüllt er seinen Eid, streitet für die Kirche, und erhält von dem Pabste, dem er den ganzen Zusammenhang von Gregors Vorseiten entdeckt, die Absolution, unter der Bedingung, die Thaten desselben nicht bekannt zu machen. Als er nach Deutschland zurückkömmt, erfährt er, daß seine Tochter Mathilde, die zugleich mit ihrer Mutter geraubt und von Wilhelm für todt gehalten worden war, noch lebt und von dem Abte zu allen Buhlerkünsten erzogen worden ist. Nach dieser Entdeckung hat er dem Bösewicht Rache geschworen. Für jetzt verläßt er seinen Sohn, um einen alten Freund, den Ritter Teobald (Theobald) aufzusuchen und ihn um

Bege

Beystand gegen den Abt zu bitten. Fünfter Gesang. Nachdem sich Graf Adelbert in derselben Nacht vergebens bemüht hat, seine Verzweiflung zu bekämpfen, entschließt er sich, den Tod unter einem fremden Himmel aufzusuchen und nach Palästina zu ziehn. Cordellen setzt er durch einen Schenkungsbrief in den Besitz aller seiner Güter. So verläßt er seine Heimath, nachdem er sich vorher mit Karl von Hoheneichen ausgesöhnt hat. Graf Rudolf hat indeß von seiner Tochter das Geständniß ihrer Liebe erhalten und sie im Zorn in das Rüstgewölbe hinabgestoßen. Karl erhält hievon Nachricht und beschließt von neuem den Grafen, es koste was es wolle, aus seinem Irrthum zu reißen, vorher aber sich mit Cordellen zu besprechen. Gegen Abend kömmt er als Pilger auf das Schloß und steigt durch ein Gitterfenster in das Rüstgewölbe hinab. Cordella wird vor Schrecken ohnmächtig. Umsonst bemüht sich Karl sie ins Leben zurückzurufen:

Er legt auf einen Stein das holde Mädchen nieder;
 Enthüllet ihre Brust und löst mit schwerer Hand
 Das jungfräuliche Nachtgewand:
 So kreist das Blut, so schlägt das Leben freyer,
 Und er verbirgt sein Aug in ihren keuschen Schleier:

Während dieser Situation naht sich Graf Rudolf dem Gefängnisse. Karl versucht zu entfliehn; der Strick, an welchem er sich herabgelassen hatte, zerreißt. Was bleibt ihm übrig? Noch ein Gedanke strahlt: o könnt' er sich verstecken! und glücklich

cher

her Weise erblickt er nun eine Fallthüre. Er öffnet sie und springt hinab. Cordelia hatte sich unterdeß wieder erhohlet. Ihr Vater hatte so eben Adelberts Schreiben und Schenkungsbrieferhalten; sein Zorn ist von neuem rege geworden; er ist im Begriff Cordellen zu fluchen; aber diese weiß ihn zu besänftigen, und da sie ihren Karl nirgends sieht, ruft sie aus

Ich liebe Graf Adelbert,

Ich lieb' ihn; Vater, gebt ihm meine Hand, — mein Herz!

Sie ermuntert ihn sogar, den fliehenden Grafen nachzureiten und ihn zu ihr zurückzubringen. Rudolf entfernt sich. Cordelia und Berta suchen nun den Ritter von Hoheneichen auf. Sie öffnen die Fallthüre, sie rufen; keine Antwort kommt zurück. Endlich steigen sie hinab und finden ihn todt auf den Stufen. Cordelia erblaßt; aber Berta, hohlet ihren Liebhaber, den Edelknaben Weit, herbei, um den Leichnam wegzuschaffen. Dieser erkennt den Eichenritter, und dankt dem Himmel, der ihn des aufgetragenen Mordes überhoben hat. Aber kaum fühlt der Todte die freye Luft, als er ins Leben zurückkehrt. Weit kann sich nun nicht entschließen, ihn zu ermorden, sondern eilt nach der Abtey, sich bey Gregor Raths zu erholen, dem er den ganzen Verlauf der Sache erzählt. Dieser entwirft sogleich einen Plan.

Cordellen noch heute zu besitzen

befiehlt

befiehlt dem Knappen, sich Karls sogleich zu bemächtigen, ihn in die Abtey zu bringen, und Cordellien zu melden, daß ihm ein unbekannter Ritter den Leichnam Karls abgenommen und zu begraben versprochen habe. Der Anschlag gelingt und Karl wird in das Gefängniß der Abtey gebracht. Sechster Ges. Zu derselben Zeit trifft den zweyten liebhaber Cordelliens ein gleiches Schicksal. Ein übermüthiger Ritter, Balduin, hatte ihn zum Zweytkampf gezwungen und er hatte seinen Gegner erlegt. Von Wunden entkräftet, kehrt er in der nächstgelegnen Burg ein, wo er freundlich aufgenommen, verbunden und gepflegt wird. In der Nacht aber wird er ergriffen, gefesselt und in ein tiefes Gefängniß gestürzt. Der Herr der Burg war nemlich des ermordeten Balduins Vater. In der folgenden Nacht schleicht sich Gregor, der den Graien Rudolf entfernt weiß, auf die Burg, bringt in Cordelliens Schlafkammer ein und giebt sich bey ihr für denselben Ritter aus, dem weit den Leichnam Karls überliefert habe. Er verspricht ihr Geheimniß zu verschweigen, wenn sie ihm die letzte Günst zugestehet.

Das Schlimmste, was erfolgt, macht das geweihte
Band

Der Ehe wieder gut. —

Run Engel! nimm mich auf an deiner Schwanen
Brust!

Cordelia entschlüpft unter Begünstigung der Dunkelheit aus ihrem Bette, und verbirgt sich in einem anstoßenden Zimmer. Gregor tappt umher und ergreift

ergreift die Jose. Diese wird zur Unzeit ohnmächtig.

Mit einem Schrey der Angst und ohne Leben sinkt
Sie selbst in des Verbrechers Arme,
Der sie, getäuscht, mit Satyrwuth umschlingt,
Und im Triumph zum Bett der Schande bringt.

Vergebens ruft der Dichter ihm zu, daß er auf einer Todten Schwelge; das Ungeheuer ist taub und büßt seine Lust. — In der Abtey wird zu derselben Zeit der Grund zu einer neuen Unthat gelegt. Die Verrätherin des Abtes, Uda, Wilhelms von Hoheneichen Tochter, beschließt die Abwesenheit des Abtes zu benutzen und unter Karls Schutz zu entfliehn. Die Schlüssel zum Gefängnisse befinden sich in ihrer Hand und sie macht sich in einem sittsamen Gewand auf den Weg. Siebenster Gesang. Uda erscheint dem gefangenen Ritter, dessen Liebe sie zu gewinnen sucht, als ein hülfreicher Engel. Sie täuscht ihn mit einem künstlichen Roman, in welchem sie ihm offenherzig sagt, daß sie ihn liebt, daß sie viel um ihn gelitten, daß Gregor sie aus einem Kloster geraubt hat und ihrer Tugend nachstrebe. Er habe ihr schon mit dem Tode gedroht, und um seine Rache desto sicherer zu reizen, wolle sie ihn, den Ritter, befreien, und im Gefängnisse zurückbleiben. Während dieser Gespräche verstreicht die Zeit und Uda verspricht in der folgenden Nacht wiederzukommen. Ihre Schönheit und ihre Erzählung haben einen tiefen Stachel in der Brust des Ritters zurückgelassen, der nach einem

lan-

langen — und zugleich etwas langweiligen —
Kämpfe mit sich selbst, Cordelien schon untreu zu
werden anfängt. In der folgenden Nacht erscheint
Uda von neuem in einem verführerischen Anzug

Ihr Kleid umdämmert nur

Was jeder Schritt, die leiseste Bewegung

In runder Fülle zeigt, bald lieblich schwellend bläht,

Und bald im Faltenwurf dem kühnen Blick verräth.

Man sähe selbst des Herzens kleinste Regung.

Noch ist es nicht Zeit zu fliehn; aber die nächsten
Tage wird der Abt auf Rudolfs Burg zubringen,
um Cordeliens Hochzeit mit Graf Adelbert zu feyern.
Diese hingeworfene Nachricht entscheidet Udas Sieg
in Karls Herzen, und als diese in der dritten Nacht
wiederkömmt und seine Ketten löst, gesteht er ihr
seine Liebe und eine feurige Umarmung versiegelt
ihren Bund

— Stumm genießen sie, verschlungen und um-
wunden,

Des Himmels Seeligkeit viel wonnige Secunden,

Bis Uda so beginnt: Mein Karl, nun bist du mein! —

Dein! girt der trunkne Mann: so wie du: süßes
Mädchen,

Durch diesen Kuß auf ewig mein!

Uns knüpft ein festes Band und bis die letzten
Sädchen

Von unsern Leben reißen, sey

Wie heut, uns dieser Kuß stets wonnereich und
neu.

Uda, um ihrer Sache noch mehr gewiß zu seyn,
fragt den Ritter: ob er ihr auch nie untreu werden
und

und sich dieser Kuß nie in einen Dolch verwandeln werde? nimmt ihm auch endlich einen Eid der Treue ab. Endlich verlassen sie die Abtey in Pilgerkleidung und nehmen ihren Weg gen Franken zum Ritter Theobald, wo Karl seinen Vater zu finden hofft. Achter Gesang. Vergeblich ist Graf Rudolf nach Abelbert umhergeritten; doch hofft er, daß er sich noch irgendwo in der umliegenden Gegend aufhalten soll. Er sendet also Boten aus, welche bekannt machen sollen, daß er zu einer bestimmten Zeit ein Turnier auf seiner Burg halten, und dem Sieger mit Schwert, Kolbe und Lanze seine Tochter zur Belohnung geben will. So hofft er den flüchtigen Grafen zurückzuziehen; wo nicht, so hat er doch seine Pflicht gethan und für seine Tochter gesorgt. — Abelbert hatte nun zwey Nächte und einen Tag auf einem eisernen Koste zugebracht, als Conradin, Balduins Bruder, ein edler Mann, seine Befreyung unternimmt. Die beyden Ritter knüpfen eine feste Freundschaft, und Conradin bringt den geretteten Abelbert zu dem Eremiten Bruno, (den wir schon aus dem zweyten Werke kennen,) um ihn da von seinen Wunden heilen zu lassen. Hier verläßt ihn der Dichter, um sich nach Cordelien umzusehn, die auf Bertas Kosten der Gefahr entgangen war. Sie beschließt den Schleier zu nehmen; verläßt ihre kranke Freundin und begiebt sich nach dem Kloster, wo sie selbst aufgenommen wird und um Bertas Aufnahme bittet. Die letztere erhält einen Besuch von dem Abte, der nun erfährt, daß er sich in der

Person gekrzt hatte. Indessen gilt ihm dieses gleichviel

— Heimlich jauchzt er: Gut, das Weilsen brach
ich doch,

Und auch die Rose blüht für meine Sehnsucht noch.

Ein neuer Plan wird geschmiedet, sie aus dem Kloster zu stehlen. Gegen Abend kommt ein Bote zu Cordellien, welcher einen Brief, angeblich von ihrem Vater, überbringt, durch den sie die Erlaubniß erhält, sich dem Klosterstande zu widmen. Doch soll sie noch einmal zu ihrem Vater zurückkehren. Cordelia, welche die Hand ihres Vaters wahrscheinlich nie gesehen hat, folgt der Einladung, steigt in den ihr zugeschiedten Wagen und wird — in die Abtey gebracht. Hier bemerkt sie erst, daß sie entführt sey, und das Zimmer, in das sie gebracht wird, mit wollüstigen Schilderungen angefüllt, setzt sie in große Bangigkeit. Ihr Verdacht fällt zuerst auf den unbekannten Ritter, von dem sie in der verfloßnen Nacht einen Besuch erhalten hatte, und ein Diener des Abts bestärkt sie in dieser Vermuthung. Die Nacht verstreicht ohne weiteres Abenteuer; und den andern Morgen erhält Cordelia einen Brief von ihrem Entführer, der sie wegen seiner raschen That um Verzeihung bittet. Sie wirft ihn mit Verachtung weg und der Ueberbringer droht

Du bist in dieser Wohnung,

Wo manche Spröde schon am Feuer der Liebe schmolz,
In meines Herrn Gewalt. Ich würde dich beklagen
Erfährst

Erführst auch du, was hier schon manche schöne
Mago

Erfahren hat: daß Lieb' und Mannthat alles wagt.

Neunter Gesang. Die Absicht Gregors, Cordeliens Gunst in der nächsten Nacht zu erzwingen, war durch Uda verhindert worden, die, um ihre Flucht zu bewerkstelligen, den Abt und seine vertrauten Mönche mit einem Schlastrunke zu Bette geschickt hatte. Beim Erwachen vernimmt er ihre Flucht. Seine Absicht ist, sie mit dem Ritter ungehindert ziehen zu lassen.

Der Mädchenräuber wird vor unsrer Rache flieh'n,
So wie wir seinen Zorn vielleicht geflohen hätten,
Und Uda hält ihn fest in ihren Zauberketten.

Sein Schirmvogt Celso, der Diener seiner Bosheiten, ist andrer Meinung, und begehrt den Flüchtlingen nachzusehen, weil er diese Gelegenheit benutzen zu können glaubt, sich Udas zu bemächtigen, in die er heimlich verliebt ist. Nun sollte man zwar glauben, daß er ihr auch heimlich nachreiten werde, aber er ist so gewissenhaft, es dem Abte vorher zu sagen. Auch sorgt das Schicksal überdieß, daß ihm sein Plan mißlingt. Die Flüchtigen kommen nemlich in einen Wald und werden von einem Gewitter überfallen. In der Ferne zeigt sich eine Jägerhütte und Uda, die einen Anschlag auf Karls Jugend gemacht hat, führt ihren Geliebten dahin.

Wo sie gesonnen ist, durch Wollust zu erkaufen,
Was, ohne Dank, ihr schon die Liebe gab.

Ihr Anschlag gelingt.

Noch schwimmt das frohe Paar in Meeren von Gefühlen,

Entzückt, berauscht, und fern vom Strand
Der ruh'gen Nächternheit; da muß des Jünglings
Hand

Bey losen, wollustvollen Spielen,
Von ungefähr ein Bild auf Udas Busen fühlen,

Er erkennt in diesem Bilde die Gestalt seiner Mutter, und enthüllt das Geheimniß, daß Uda seine Schwester ist. Das ganze Gewebe ihrer List wird entdeckt. Von Zorn und Verzweiflung hingerissen stößt er einen Dolch in ihre Brust und irrt hinaus in den Wald. Hier sieht er seinen Vater mit einer Schaar bewaffneter Männer vorüberziehen, ohne von ihm bemerkt zu werden. Ein Knappe kommt allein in einiger Entfernung nach; diesem sagt er, daß Wilhelms Tochter in der Jägerhütte ermordet liege. Um diese Zeit trifft der Schirmvogt Golo in der Hütte ein und findet die ermordete Uda. Ihm auf dem Fuße folgt Wilhelm nach, der in Golo den Bösewicht erkennt, durch welchen seine Gemahlinn und Tochter dem Abte zugeführt worden waren. In der Meinung, daß er der Mörder Udas sey, stößt er ihm sein Schwert in die Brust. Der Sterbende findet für gut anzuzeigen, daß sich Cordelia in der Abtey und jeden Augenblick in der Gefahr befindet, als ein Opfer der Lüste Gregors zu fallen. Die Ritter eilen davon und der an Leib und Seele kranke Karl kehrt in die Hütte zurück,

zurück, deren menschenfreundlicher Bewohner ihn verpflegt. — Hier verläßt ihn der Dichter und führt seine Leser auf Rudolfs Burg. Mit Erstaunen hatte der Graf Cordeliens Flucht in das Kloster gehört. Die kranke Berta erklärt ihm diesen Entschluß, indem sie ihm die Vorfälle der vorigen Tage, von Karls Besuche in der Küstammer an, im Zusammenhange erzählt. Während sie mit dieser Erzählung beschäftigt ist, tritt Welt herein, mit Blut und Wunden bedeckt. Der Abt hatte ihm einen entfernten Auftrag gegeben und ihm von Neuheimmördern aufauern lassen. Er schlug sich glücklich durch und erfährt von einem der sterbenden Mörder die schändlichen Absichten Gregors. Jetzt entdeckt sich auch, daß niemand als Gregor es war, dem Berta ihr Unglück verdankt, und daß Welt die Schuld dieses Unglücks trägt, weil er dem Abte einen geheimen Gang nach der Burg geöffnet hatte. Nach allen diesen Entdeckungen erscheint ein Bote des schwarzen Ritters mit der Nachricht, daß sich Cordelia in der Abtey befinde und daß Rudolf aufsitzen möge. Zehnter Gesang. Gregor erhält durch einen ihm zugethanen Knecht von Wetterstein Nachricht von den Bewegungen auf der Burg und daß man das Kloster mit Fehde überziehen wolle. Er macht sich auf diesen Angriff gefaßt, ermordet den Knecht und stellt sich der einbrechenden Ritterschaar mit der Monstranz in der Hand entgegen. Er beschuldigt den ermordeten Knecht aller der Vergehungen, um darentwillen man ihn zur Rede setzen will, giebt vor, Cordelien aus seinen Händen ge-

rettet zu haben, und spricht über ihren Vater, als einen Kirchenräuber, den Bann aus. Auf Cordeliens Bitten verwandelt er diesen Fluch in einen Befehl nach Palästina zu gehn, Cordellen in ein Kloster zu schicken und sein Vermögen der Kirche zu vermachen. In dem Augenblick, wo Rudolf sich durch einen Eid zu dieser Pönitzung verbindlich machen will, rückt der schwarze Ritter in die Abtey ein. Er kündigt dem Abte an, daß er ein Blutgericht über ihn halten wolle. Dieser reißt einem Knappen das Schwert aus der Scheide, den schwarzen Ritter heimtückisch zu ermorden. Der Streich mislingt und ein Schlag des Ritters streckt den Meuchelmörder zu Boden. Der Knecht, welchen Gregor ermordet zu haben glaubte, hatte sich schon vorher wieder erhohlet, und entdeckt noch einige von des Abtes Schandthaten. Durch seine Bekenntnisse wird Rudolf von der Unschuld Wilhelms von Hoheneichen und seines Sohnes überzeugt. Der schwarze Ritter erklärt nun, daß er dieser Wilhelm ist. Rudolf söhnt sich mit ihm aus. Ein Knappe, welchen Wilhelm ausgeschiedt hatte, Nachrichten von seinem Sohne einzuziehn, kömmt jetzt mit der Nachricht zurück, daß Karl der Mörder seiner Schwester gewesen sey. Der gebeugte Greiß faßt den Entschluß, sich der Welt zu entziehn; läßt seinem Sohne befehlen, sein Vergehn durch einen Zug nach Palästina abzubüßen, besteigt sein Roß und verschwindet

Und keiner hat ihn mehr dießseits der Gruft gesehn.

Fast

Fast so schnell wie der Vater verschwindet auch der Sohn aus der Handlung. Zeit empfängt den Ritterschlag und zieht, nachdem Berta den Schleyer genommen, nach Palästina. In Marseille findet er Karl als Pilger. Sie stiften einen Freundschaftsbund, setzen ihre Reise gemeinschaftlich fort und sterben, wie spätere Nachrichten sagten, als Streiter Christi in Asien. Cordelie ist indeß von ihrer Liebe zu Karl genesen und fängt an ernstlich an Abelbert zu denken

In ihrer Brust erwacht ein süßes banges Sehnen
Nach Abelbert, der fern, so wähnt sie, traurig irrt,
Dieß nährt sie, bis es wächst, und heimlich Liebe
wird.

Und immer trägt sie nun des Ritters theure Binde,
Und öfter weilt darauf ihr zärtlich trüber Blick :

»Bringt meine Seufzer ihm ihr holden Abendwinde,«
So flüstert dann ihr Mund, »und führt mir ihn
zurück.«

Elfter Gesang. Abelbert wurde während dieser Vorfälle in Brunos Hütte von seinen Wunden geheilt. geraume Zeit wartet er auf Conradins Wiederkehr. Dieser war als der Befreyer Abelberts entdeckt worden und seine wüthende Mutter hatte ihm eine gefährliche Wunde beigebracht. Nun ist er geheilt und kehrt zu seinem Freunde zurück. Nur eines bekümmert ihn, daß seine Krankheit ihn der erforderlichen Stärke beraubt hat, um sich auf einem bevorstehenden Turniere einzustellen. Abelbert verspricht ihm, sich an seiner Stelle zu

schlagen, und erfährt zu spät von seinem entzückten Freunde, daß von dem Turniere die Rede ist, bey welchem Rudolf seine Tochter dem Stärksten übergeben will. Conradin ist seit sechs Monaten in Cordelien verliebt und hofft sie durch den Arm seines Freundes zu gewinnen. Adelbert verbirgt seinem Freunde den Kampf, den ihm diese Nachricht und sein, unbesonnener Weise gethanes, Versprechen kostet. Die Zeit zum Turniere ist da, und die beyden Freunde treffen an dem bestimmten Orte ein, wo die Feyerlichkeit schon ihren Anfang genommen hatte. Drey Ausländer haben bis jetzt über die deutschen Ritter gesiegt. Conradin erscheint mit blendender Pracht und fürstlichen Geschenken an Rudolfs Hof. Auch Adelbert sieht, verkleidet und unter die Knapen gemischt, seine Geliebte, erfährt von einem Diener das Schicksal Karls und Cordeliens Liebe zu ihm selbst. Ein seltsames Gefühl bemächtigt sich bey dieser Erzählung des verkleideten Ritters:

Hier stürzt der kranke Mann in Meere von Luth
zücken;

Zusammenrauscht die Wonneschluth,

Verzehrend brennt der Wogen süße Gluth

Und droht sein Herz im Abgrund zu ersticken!

Zwölfter Gesang. Nach neuen innern Kämpfen bleibt Adelbert dennoch fest bey seinem Entschluß, an seines Freundes Stelle zu streiten, ihm Cordelien zu gewinnen und dann zu sterben. Er betritt den Kampfplatz in Conradins Rüstung, besiegt die drey fremden Ritter, welche bis dahin obgesiegt hatten,

hatten, vertauscht dann schnell mit seinem Freunde die Kleider und überläßt diesem den Dank. Conradin erfährt, mitten im Taumel seines Glücks, daß Adelbert ältere Ansprüche auf Cordelien hat, und daß ihn Cordelia liebt. Von Bewunderung gegen die Großmuth seines Freundes durchdrungen, eilt er in sein Zelt zurück und findet hier den Grafen, in dieses Nachdenken versunken, mit einem Dolch in der Hand. Er beschwört ihn, die Schranken noch einmal für ihn zu betreten. Adelbert verspricht es und Conradin eilt ohne weitere Erklärung davon. Jener rüstet sich, und findet auf dem Kampfsplatze einen grünen Ritter. Beym Lanzenbrechen wird der letztere besiegt, indem er absichtlich seine Lanze vor Adelbert vorbeylegt. Dieses Verfahren erbittert den Grafen. Er verlangt Erklärung, und der Fremdling behauptet, daß er nicht Conradin, nicht der sey, für den er sich ausbebe. Adelbert muß sich zu erkennen geben. Auch der fremde Ritter nimmt den Helm vom Haupte und steht als Conradin vor der erstaunten Versammlung. Das Räthsel wird durch Conradins Erzählung gelöst, welcher Cordelien entsagt, und sie seinem Freunde und Sieger zuführt.

Wohl schwerlich dürfte einem unserer Leser das Mangelhafte dieses Plans verborgen geblieben seyn. Auch ist der Verfasser nicht gegen dasselbe blind gewesen, sondern er gesteht aufrichtig, daß ihn das Bestreben durch eine künstliche Verschlingung mannigfaltiger Begebenheiten und der Theilnahme an dem Schicksale der darinne verflochtenen

Personen, so wie durch die allmähliche Entwicklung und Hinleitung der ganzen Aufmerksamkeit auf die Hauptperson, das Interesse der Leser zu erhöhen, in ein Labyrinth von Schwierigkeiten geführt habe, aus welchem er den Ausweg nicht so glücklich wie Theseus an Ariadnens Faden gefunden habe.

Es ist wohl nicht leicht zu verkennen, daß sich der Dichter durch eine ihm eigenthümliche Anlage der Handlung von der gemeinen Bahn der Romanschreiber entfernen wollte. Nachdem man nun schon so oft gesehen hatte, daß die unzähligen Hindernisse, welche sich dem Wunsche zweyer Liebenden entgegensetzten, dennoch besiegt und der Weg zu dem Brautbette auf eine geschickte oder ungeschickte Art gefunden wurde, hat Herr M. versucht, das zärtliche Paar wirklich zu trennen, seine Liebe zu vernichten und am Ende doch noch mit einer Hochzeit zu schließen. Aber war es auch wohl der Mühe werth, die gebahnte Straße zu verlassen, um sich in ein Labyrinth von Schwierigkeiten zu stürzen, aus dem der Dichter selbst gesteht, den Ausweg nicht sonderlich glücklich gefunden zu haben? Das was in einem Gedichte vorzüglich und anhaltend reizt, ist zuverlässig nicht die Neuheit der Begebenheit, sondern die Neuheit der Behandlung. Mögen wir doch immerhin zum voraus wissen, daß der Dichter Mittel finden wird, die Hindernisse zu besiegen und das zärtliche Paar seinem Ziele zuzuführen; wenn er uns nur durch die geschickte Anwendung dieser Mittel unterhält; wenn er die Schwierigkeiten

nur natürlich genug entstehen läßt und sie ohne Zwang zu heben weiß.

Wie aber auch immer der Dichter die Handlung anordnen mag, so ist so viel gewiß, daß er uns das Bestreben der handelnden Personen nach einem gewissen Ziele so stark als möglich zeigen muß, wenn er uns bewegen will, seiner Führung willig und mit Theilnahme zu folgen. Jedes neue Hinderniß, welches sich der Erreichung des Zieles entgegensetzt, muß jenes Bestreben verstärken; und der Widerstand muß die wirkende Kraft so lange erhöhen, bis sie die Oberhand behält. Mit Recht spielt daher die Liebe unter allen Leidenschaften, welche in dem pragmatischen Gedichte zur Wirksamkeit kommen können, die vornehmste Rolle. Sie erregt nicht nur einen dem Dichter überaus günstigen sympathetischen Antheil an den Personen, welche von ihr beseelt sind, sondern sie ist zu gleicher Zeit eine der gewaltsamsten und unbefiegllichsten Leidenschaften, weil sie sich auf ein Recht der Natur gründet, und sich schmeichelt, keiner andern Macht unterworfen zu seyn. Aber nur dann, wenn sie sich in einer ungewöhnlichen Stärke zeigt, wird sie in Gegenstand der Poesie. Da wo sie einmal erscheint, muß sie die Seele des Ganzen seyn. Nur zwey Wege darf das liebende Paar kennen, Erreichung des Ziels oder Vernichtung ihres dormaligen Daseyns.

In dem vor uns liegenden Gedichte sind Karl und Cordelie eine geraume Zeit hindurch die Helden der Handlung. Die Feindschaft des Grafen gegen
den

den Liebhaber und die von ihm unterstützten Bewerbungen Adelberts legen der Erfüllung ihrer Wünsche zwey wichtige Hindernisse in den Weg. Um das erste zu heben, bedurfte es nur einer Aufklärung in Wilhelms Schicksalen, welche schon im ersten Gesange angekündigt wird; die zweyte wird durch Adelberts freywillige Entsagung aus dem Wege geräumt. Hätte nun der Dichter diesen Adelbert nicht zum Helden der Handlung und zu dem beglückten Liebhaber Cordeliens machen wollen, nachdem Karl ihr begünstigter Liebhaber gewesen war, so hätte die Handlung einen ganz natürlichen Gang nehmen können, bey welchem der Leser doch wahrscheinlich mehr, als bey der ungewöhnlichen Entwicklung, gewonnen hätte. Denn um diese hervorzubringen, hat sich der Dichter genöthigt gesehen, den Hauptfaden der Handlung abzubrechen; ein neues Gewebe anzulegen, und zwey ganz verschiedene Auflösungen zu veranstalten. Nach allem Aufwande von Kräften, welchen die Liebe Karls und Cordeliens gekostet hat, läuft die ganze Thätigkeit in Rücksicht auf die letztere auf nichts hinaus. Mit leichter Mühe giebt sie ihre erste Liebe auf; verliebt sich in den vorher verschmähten Adelbert, und heyrathet ihn endlich, nachdem ihr die Gefahr, ihn zu verlieren, wieder eben so vielen Kummer kostet, als ihr kurz vordem die Liebe zu Karl gekostet hatte. Durch diese Anlage ist die Einheit und Wahrscheinlichkeit der Handlung auf das gröblichste verletzt. Die heftige Leidenschaft, von der wir Cordelien besetzt sahen, wird zu einem fabelhaften Ge-

Gebäude, welches der Dichter schneller umstürzt, als er es aufgeführt hatte. Vier Zeilen sind ihm genug, Karls Andenken aus ihrem Herzen wegzuschwemmen. Zu der Zeit, sagt er, als Karl sein Vaterland verließ

war auch Cordelia

Von einer Leidenschaft, die sie so tief verwundete,
Durch alles, was geschehn, und was sie täglich sah,
Doch mehr durch Frömmigkeit und Tugend schon
gesundet.

Dieses schnelle Genesen von einer so heftigen Liebe kündigt sich sogleich als ein Bedürfniß des Dichters an, der einen zweyten Liebhaber durch Cordeliens Hand zu beglücken hatte, und daher der Natur ihren Lauf nicht lassen durfte. Denn es ist offenbar, daß ihr, nach Karls Unfall, nichts als der Tod oder das Kloster übrig blieb, und daß sie eben so sehr für das Unglück ihres Liebhabers, als für die Vereitelung ihrer Hoffnungen zu büßen hatte. War es wohl der Mühe werth, so viele Kräfte aufzubieten, um ihre Wirkung so plötzlich verschwinden zu lassen? Wozu die Verwicklung von Begebenheiten, welche die Ausöhnung Rudolfs und Wilhelms bewirken, wenn diese Ausöhnung nicht dem Liebenden zu staten kommen soll, in Rücksicht auf welchen diese Handlung allein Interesse hat? Allein, so unglücklich ist die Anlage dieses Gedichts, daß, nachdem diese so mühsam vorbereitete Ausöhnung bewirkt ist, der Dichter nicht genug eilen kann, die Hauptpersonen bey Seite zu schaffen, und die, welche dem Tode entronnen sind, in entfernte Länder zu schicken,

schicken, oder auf eine andere Weise verschwinden zu lassen.

Nicht anders, als er gethan hat, hätte uns der Dichter das Betragen Cordelliens und ihrer Geliebten schildern müssen, wenn seine Absicht gewesen wäre, uns zu zeigen, wie man sich bey den großen Unfällen der Liebe vernünftig und gelassen bezeigen müsse. Denn daß Karl sein Unglück und seine Schande zu überleben vermag, ist eine Feigherzigkeit, welche ihm die Moral der Poesie niemals verzeihn wird, was auch immer ein wohlmeinender Moralist (X. 128 — 133.) zu seinem Lobe sagen mag. Und ganz gewiß würde dieselbe Berzweiflung, welche seinen Dolch gegen Udas Busen kehrte, ihn, nach dem Morde der Schwester, dem seinigen zugewandt haben, wenn nicht der Dichter seiner Zunge zur Aufklärung verschiedner Umstände noch einigemal bedurft hätte.

Udas Geschichte, welche einen so wichtigen Theil der ersten Handlung ausmacht, ist keineswegs so behandelt, daß sie die volle tragische Wirkung hervorbringen könnte, zu der sie so sehr geschickt war. Daß die Tochter Wilhelms und die Schwester Karls von Hoheneichen eine so gemeine Duhlerin ist, beleidigt unser Gefühl auf eine ganz unnütze Weise, und entzieht der Catastrophe einen Theil ihrer Kraft. Wenn der Dichter im sechsten Gesange (95. St.) sagt:

Einst liebte sie den Abt, er ward von ihr geehrt;
Doch ihre Liebe starb, durch edeln Haß zerstört.

Ein

Sie flucht ihm nun, dem frechen Missethäter;
Der grobe Wollüstling empört
Selbst die Gefallene —

so zeigt er sich auf einem so guten Wege, daß man nun gar nicht begreift, warum er ihn so plötzlich verläßt. Wie viel würde diese ganze Begebenheit an Interesse gewonnen haben, wenn der Abscheu, welchen Uda gegen ihre bisherige Lebensart zu empfinden anfang, wirksamer geworden wäre und ihr Wesen veredelt hätte. Es war darum eben nicht nöthig, eine Heldinn aus ihr zu machen, aber es war noch weit unnöthiger, ihren Handlungen bloß die Motive der Wollust unterzuschreiben. Möchte doch immerhin Karls Unschuld in ihren Armen ersterben; aber um dieses zu bewerkstelligen, sind die Umstände, in welche wir ihn und seine Begleiterinn gesetzt sehn, vollkommen hinreichend. Was kann der Dichter für eine Absicht haben, sie so zu erniedrigen, daß sie absichtlich nach diesem Ziele strebt? daß sie mitten in einem furchtbaren Ungewitter an nichts weiter denkt? und ihren Geliebten, mitten in einem Strom von Regen, aus keinem andern Grund als um die Jägerhütte führt, als um ihre Begierden zu befriedigen? Hätte der Dichter die Umstände wirken lassen, was sie konnten und mußten, so würden wir bei jedem Schritte gezittert haben, den die unglückliche, aber doch nicht verworfne Uda dem Laster von neuem entgegen thut; wir würden ihr unser Mitleiden so gerne geschenkt haben, wenn uns der Dichter nicht gezwungen hätte, sie in dem Inneren unsers Herzens zu verachten.

Aber

Aber diese Verachtung, könnte der Dichter antworten, war gerade mein Zweck. Je nichts-würdiger Uda erscheint, desto abscheulicher wird auch ihr Verführer Gregor dünken; und je tiefer Karl durch die Liebe zu einem solchen Geschöpfe sinkt, desto leichter wird es mir werden, die Liebe zu ihm aus Cordeliens Herzen auszurotten. Welche Kraft man aber auch immer Gründen dieser Art zugesiehn mag; so sehn wir doch nicht, daß sie zu einer vollkommenen Rechtfertigung hinreichend wären. An dem Gemälde Gregors hatte der Dichter der häßlichen Farben schon so viele verschwendet, daß es dieses Zusatz nicht bedurfte, um uns seine Abscheulichkeit fühlbar zu machen; und es leidet keinen Zweifel, daß Udas Verhältniß zu ihm um vieles interessanter geworden wäre, wenn sie sich, bey einem Reste von Tugend und moralischem Gefühle, seinen Umarmungen nur mit Widerwillen überlassen hätte. — Was aber das zweyte anbetrifft, so war Karls Untreue und das Unglück, welches ihn gerade in den Armen seiner Schwester treulos an Cordelien machte, allein schon genug, die Liebe zu ihm und die Ansprüche auf seine Hand in dem Herzen seiner ersten Geliebten zu einem Verbrechen zu machen. Auf jeden Fall hätte, dem Gange der Natur nach, eine nagende Reue in ihrem Gemüthe zurückbleiben müssen, etnem von dem Himmel selbst ausgezeichneten Verbrecher ihre Liebe geschenkt zu haben.

Wenn wir bey dieser Beschaffenheit des Gedichtes behaupten, daß es ihm an Interesse fehle, so wird dieses wohl niemanden Wunder nehmen.

In

In den ersten zehn Gesängen würde dasselbe auf Karl fallen, wenn ihm nicht Adelbert zur Seite stände, der, bey der fehlerhaften Anlage des Ganzen, frühzeitig und mit einem gewissen Glanze eingeführt werden mußte. Unsere Aufmerksamkeit ist daher zwischen beyden vollkommen getheilt und nur in den zwey letzten Gesängen fällt sie auf Adelbert allein. Cordelia, welche sich bald dem einen, bald dem andern zuneigt, und den letztern eben so zärtlich liebt, als sey der erstere nie für sie auf der Welt gewesen, zieht uns nur äußerst wenig an, weil wir es wahrscheinlich finden, daß sie sich allensfalls in jedes andere Schicksal ergeben haben würde.

Von den zahlreichen Unwahrscheinlichkeiten in dem Laufe der Handlung wollen wir nur einige auszeichnen. Der Abt, welcher in den zehn ersten Gesängen eine so wichtige Rolle spielt, ist bey aller seiner Verschlagenheit und Übung im Bösen das unvorsichtigste und inconsequenteste Geschöpf von der Welt. Dieses Ungeheuer, welches alle Weiber begehrt, und, um zu seinen Zwecke zu kommen, sich die fortgesetzten Bemühungen mehrerer Jahre nicht verdrüßen läßt; welchen kein Verbrechen zu groß dünkt, wenn die Befriedigung einer Lust oder die Sicherheit es zu fordern scheint; welcher endlich in der umliegenden Gegend für einen großen Heiligen gilt, man erfährt nicht warum und wodurch; hat seine innersten Gefinnungen einer Menge von Menschen anvertraut, so daß ihm bey jeder Gelegenheit ein Diener seiner Bosheit zu Gebote steht, und jeden Augenblick bald dieser bald jener ihn verräth.

der Wahrscheinlichkeit eben auch nicht sonderlich geschieht. An einem Abend und auf einem Spaziergange läuft Cordelia ihren drei Liebhabern der Reihe nach in die Hände, und kaum ist Wolbert fortgeschickt, so ist Karl bey der Hand. In einer Nacht werden diese beyden Ritter an verschiedenen Orten zu Gefangenen gemacht und fast um dieselbe Zeit, der eine durch einen zärtlichen Freund, der andere durch ein reizendes Mädchen befreyt.

Vieles wird durch ein unerwartetes Zusammentreffen der Personen bewirkt. Mehr als einmal werden unsre Leser in der Inhaltsanzeige bemerkt haben, wie klug der Dichter die Schritte der einen Person anzuhalten, der andern zu beschleunigen weiß.

Die Zeichnung der Charaktere kann dem Verf. keine große Mühe gekostet haben. Es fehlt ihnen eben so sehr an Mannigfaltigkeit als an Rührung und Wahrheit. Sie scheinen zum Theil nur Abstracta ihrer Art zu seyn, und aus der langen Kette von Menschen ähnlicher Gemüthsart hat der Dichter vorzüglich die äußersten Glieder gewählt. Um einen Gregor, eine Uda zu maßen, bedarf es nur einer geringen Kunst, und keiner weitem Menschenkenntniß, als soviel man aus Büchern lernen kann. Cordelia, bey welcher die starken Farben nicht anzubringen waren, ist ein flaches Gemälde von unbedeutender Zeichnung. Sie ist eines der uninteressanten Geschöpfe, welche keiner anhaltenden und tiefen Empfindungen fähig sind, die man eben so schnell gewinnt als verliert. Daß der Dichter ei-

nen Charakter dieser Art zum Mittelpunkte seines Gedichtes gemacht hat, könnte man ihm zum doppelten Fehler anrechnen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, ihn in diesem Lichte erscheinen zu lassen. In den Charakteren von Adelbert und Karl, von Wilhelm und Rudolf, haben wir keinen Zug gefunden, der sie von der Ritterschaar auszeichnete, welche seit geraumer Zeit in unsern Romanen und Schauspielen spukt.

Die Charaktere des Ritterthums, so wie unsere Schriftsteller es darzustellen pflegen, zerfallen überhaupt in zwey Klassen; in die Klasse der Uebermüthigen, Treulosen und Prahlhasen, und in die der Tapfern und Großmüthigen. Die Individuen beyder werden der Regel nach auf die äußersten Grenzen ihrer Art gesetzt; denn je stärker und überwiegender jene Eigenschaften sind, desto leichter wird ihre Darstellung. So wie die Charaktere, so gerathen auch gemeiniglich die Leidenschaften. Je greller und härter die Farben sind, desto besser meynen die Dichter den Geist der Ritterwelt getroffen zu haben. Zorn wird bey ihnen zur Wuth, Verdruß zur Verzweiflung; Sinnlichkeit zur groben Wollust; Mißgunst zum Neid. Das Maas der Schönheit entfällt ihren Händen bey dem Bestreben nach Energie. Sie wollen Kraft zeigen und versündigen sich an der Wahrheit.

Herr Müller hat in seinen vorigen, hin und wieder auch in dem gegenwärtigen Gedichte gezeigt, daß er den Gebrauch der Mittelfarben kennt; aber an den meisten Stellen ist er, sich selbst vielleicht unde-

der Wahrscheinlichkeit eben auch nicht sonderlich geschieht. An einem Abend und auf einem Spaziergange läuft Cordelia ihren drey Liebhabern der Reihe nach in die Hände, und kaum ist Adelbert fortgeschickt, so ist Karl bey der Hand. In einer Nacht werden diese beyden Ritter an verschiedenen Orten zu Gefangenen gemacht und fast um dieselbe Zeit, der eine durch einen zärtlichen Freund, der andere durch ein reizendes Mädchen befreyt.

Vieles wird durch ein unerwartetes Zusammentreffen der Personen bewirkt. Mehr als einmal werden unsre Leser in der Inhaltsanzeige bemerkt haben, wie klug der Dichter die Schritte der einen Person aufzuhalten, der andern zu beschleunigen weiß.

Die Zeichnung der Charaktere kann dem Verf. keine große Mühe gekostet haben. Es fehlt ihnen eben so sehr an Mannigfaltigkeit als an Ründung und Wahrheit. Sie scheinen zum Theil nur Abstracta ihrer Art zu seyn, und aus der langen Kette von Menschen ähnlicher Gemüthsart hat der Dichter vorzüglich die äußersten Glieder gewählt. Um einen Gregor, eine Uda zu mahlen, bedarf es nur einer geringen Kunst, und keiner weitem Menschenkenntniß, als soviel man aus Büchern lernen kann. Cordelia, bey welcher die starken Farben nicht anzubringen waren, ist ein flaches Gemälde von unbedeutender Zeichnung. Sie ist eines der uninteressanten Geschöpfe, welche keiner anhaltenden und tiefen Empfindungen fähig sind, die man eben so schnell gewinnt als verliert. Daß der Dichter et-

nen

nen Charakter dieser Art zum Mittelpunkte seines Gedichtes gemacht hat, könnte man ihm zum doppelten Fehler anrechnen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, ihn in diesem Lichte erscheinen zu lassen. In den Charakteren von Adelbert und Karl, von Wilhelm und Rudolf, haben wir keinen Zug gefunden, der sie von der Ritterschaar auszeichnete, welche seit geraumer Zeit in unsern Romanen und Schauspielen spukt.

Die Charaktere des Ritterthums, so wie unsere Schriftsteller es darzustellen pflegen, zerfallen überhaupt in zwey Klassen; in die Klasse der Uebermüthigen, Treulosen und Prahlhasten, und in die der Tapfern und Großmüthigen. Die Individuen beyder werden der Regel nach auf die äußersten Grenzen ihrer Art gesetzt; denn je stärker und überwiegender jene Eigenschaften sind, desto leichter wird ihre Darstellung. So wie die Charaktere, so gerathen auch gemeiniglich die Leidenschaften. Je greller und härter die Farben sind, desto besser meynen die Dichter den Geist der Ritterwelt getroffen zu haben. Zorn wird bey ihnen zur Wuth, Verdruß zur Verzweiflung; Sinnlichkeit zur groben Wollust; Mißgunst zum Neid. Das Maas der Schönheit entfällt ihren Händen bey dem Bestreben nach Energie. Sie wollen Kraft zeigen und versündigen sich an der Wahrheit.

Herr Müller hat in seinen vorigen, hin und wieder auch in dem gegenwärtigen Gedichte gezeigt, daß er den Gebrauch der Mittelfarben kennt; aber an den meisten Stellen ist er, sich selbst vielleicht unde-

mußt, dem Hange der Bequemlichkeit gefolgt. Er hat nicht nur die Bösen in Ungeheuer verwandelt, sondern selbst die edeln Menschen seines Werks, durch eine fehlerhafte Mahleren der Leidenschaften, verunstaltet. Jedes Misgeschick, jeder Widerstand setzt die tapfersten Männer in Wuth; sie brüllen; sie zerrauen ihr Haar; sie setzen sich in allem rasenden Thieren gleich. Hier ist ein Gemälde des Zorns, wie er sich bei einem Greise zeigt: (I. 64. 65, St.)

Er fährt vom Sessel auf, schlägt mit geballter Faust
Den Tisch, daß umgestürzt der Wein am Boden
braust;

Und höher pocht sein Herz, in immer schnellern Schlä-
gen,

Saß hörbar durch die Brust; wie Schwefel brennt
sein Blut;

In dicken Thränen stürzt die Wuth
Aus seinem Aug'; er fühlt des Alters Unvermögen
Zur Löwenkraft erhöht, und faßt
Den goldnen Kelch, und drückt, wie morsche Blätter,
Ihn zolltief in den Tisch. —

Verdammte Lüge! brüllt er endlich wüthend; Knappen
Mein Schwert und meinen Schild! —

Den Zorn eines Jünglings schildert er im dritten
Gesang, 137. St.

Mit Blicken voller Zorn, das Haar gekräußt und
bleich,

Reißt er sich los von ihr, faßt Schild und Schwert
und brüllet,

Daß seine Wuth die ganze Burg erfüllet. —

„Ich will euch rächen, Graf, ich will ihn nieder-
 schlagen,
 Daß eure Burg von seinem Gasse bebt,
 Und sein versprochenes Blut hoch an den Zinnen klebt.“
 — — Mit lautem Ungestüm
 Bricht er, wie rasend, ohn' Erbarmen
 Zum Saal hinaus. —

Keine von allen Leidenschaften aber ist, wie es uns scheint, dem Verfasser in der Darstellung weniger geglückt, als diejenige, welche in dem ganzen Gedichte herrscht und die ganze Handlung beseelen soll. Da, wo sie bloße Sinnenlust seyn soll, ist sie mit so empörenden Farben gemahlt, daß der Schönheitsinn vor dem Gemählde zurückbebt. Wir haben schon oben einige Stellen dieser Art ausgezeichnet. Aber so grell auch das Colorit in diesen ist, so können sie doch noch für züchtig gelten, neben einer andern, die wir hier bloß andeuten dürfen. (III. 57.) Was auch immer ein Dichter zur Vertheidigung solcher Darstellungen sagen mag, so bleibt doch soviel ausgemacht, daß bey gewissen Gegenständen die Stimme des moralischen Gefühls so laut wird, daß die Stimme des Geschmacksurtheils sich nicht gegen dieselbe erheben mag. — leider haben unserm Dichter auch bey dem Ausdruck der edlern und ehrbaren Liebe die sanften Farben bisweilen gefehlt. Oft stößt man da, wo die Sprache eines unschuldigen und reinen Herzens erwartet würde, auf Bilder der Ueppigkeit; und fast überall wird der Antheil, welchen die Sinnen an der Liebe haben, zum Nachtheil der edlern Neigungen, all-

zukunft herausgehoben. Die Umarmung Cordellens, welche Adelbert in dem Walde wagt, ist unter den sie begleitenden Umständen unschicklich und weder edel noch wahrscheinlich. In dem einen Augenblick die tiefste Demuth gegen ein Mädchen zeigen, (Du fliehst? o! fliehe nicht! ich winde dich knieend deinen Tritten nach, Und halte dich und tilge meine Schmach) von deren Liebe man nicht das mindeste erwartet, und in dem andern sie mit Durst nach Lust in den Augen, mit hochrothen Wangen und Muskeln, die vom Verlangen schwelken, in die Arme zu nehmen, reimt sich kaum untereinander, am allerwenigsten aber mit dem Charakter eines fein fühlenden Mannes zusammen. — Als Cordelia zu ihrem Vater zurückgebracht wird und ihm in die Arme sinkt, ruft der entzückte Dichter aus:

Beglückt, wer an sein Herz solch' eine Tochter drückt,
Und dreyimal selig ist der Mann,
Den sie durch ihre Hand und durch ihr Herz beglückt,
Der sich an ihrer Brust zum Gotte schwelgen kann.

Im Traume glaubt Adelbert Cordellien von Karl umarmt zu sehn:

O Himmel! was er nun in stummer Angst erblickt:
Karl ist's, um dessen Hals sich ihre Arme schmiegen,
Und beyde glitzen laut vor schwelgendem Vergnügen.

So gerne wir dem Verfasser auf sein Wort glauben wollen, wenn er versichert, daß die schlüpfrigen Stellen seines Gedichtes nicht die loci laetiores

res desselben seyn sollen, und daß er weit entfernt gewesen sey, sie mit vorzüglicher Liebe zu bearbeiten, so wird er uns doch schwerlich überzeugen, daß in manchen Schilderungen alles so unumgänglich nothwendig gewesen sey. Vielleicht ohne es zu wissen, ist er bisweilen dem geheimen Zuge des Reizes gefolgt. So hätte z. B. die Beschreibung des Zimmers in der Abtey, in welches Corbella gebracht wird, für den Zweck des Dichters weit weniger umständlich zu seyn gebraucht. In folgender Stelle ist doch gewiß weniger Darstellung dessen was war, als gefällige Erklärung des Dichters:

Man glaubt das Bett der Wollust selbst zu sehn,
Wo seidne Küssen sich der Luft entgegenblähn,
Ihr widerstreben und die rasche Freude schaukeln.
Wo süße Träum' und lose Fantasien
Im röthlich dunkeln Schein der Stoffgardinen
gaukeln.

An dieser, so wie an vielen Stellen des vor uns liegenden Gedichtes, hat sich uns das Gefühl aufgedrängt, wie sehr es gewonnen haben würde, wenn sich der Verfasser die Mühe gegeben hätte, es kürzer zu machen. Ein großer, ja vielleicht der größte Fehler desselben ist eine ermüdende Weiterschweifigkeit. Daß man eine Auswahl unter seinen Gedanken treffen, daß man nur die wichtigern herausheben und alles übergehen müsse, was sich jedermann selbst sagen, jedermann hinzudenken kann, daran scheint er fast nicht gedacht zu haben.

Außerdem würde sein Gedicht um ein gutes Drittheil zusammengeschmolzen seyn. Denn fürwahr, wir kennen kaum ein Gedicht dieser Art, in welchem der unbedeutenden Reden so viel wären, und in welchem jede Person jeden ihrer Gedanken so umständlich ausspönnne. Was kann trivialer seyn, als die Betrachtungen, welche Cordelia im dritten Gesange (67 — 76.) anstellt! Betrachtungen, aus denen man gar nichts neues über ihren Gemüthszustand lernt, und die man demnach ohne allen Nachtheil überschlagen kann. Denn wer wird Verse lesen mögen, wie folgende sind:

— Wie sehr beflag ich dich!

Nein, du bist ohne Schuld, dein Herz ist rein geblieben!

Denn, was du thatest, ach! geschah es nicht durch mich?

Hab' ich dir nicht den ersten Brief geschrieben,
Und zur Verzweiflung dich getrieben?

In dem nemlichen Gesange ist die weitläufige Beschreibung Cordeliens (90 — 95.) zwecklos. Daß Cordelia ihrem Liebhaber sehr schön erscheint, sagt er uns in den folgenden Versen umständlich genug; und die Empfindungen, welche dieser äußert, sind ein weit besserer Spiegel ihrer Lebenswürdigkeit, als die vorangeschickte Beschreibung derselben. In der Rede Rudolfs an Cordelien, welche gleich darauf folgt, ist, die Nachricht von Abelberts edler That ausgenommen, nichts enthalten, was er ihr nicht schon im ersten Gesange allzu weiterschweifig und umständlich an

an das Herz gelegt hatte, Daran hätte der Verf. seine Leser immer erinnern können, statt dem alten Grafen Trivialitäten, wie diese, sagen zu lassen:

Ich fordre nichts, was dich betrüben könnte!
Nur daß mich nicht der Tod von einer Waise trennte;
Nur dich an einen edeln Mann
Bermählt zu sehn, der dein Beschützer wäre,
In dessen Armen ich dich glücklich wissen kann;
Nur daß ich hoffen darf, zu mein und deiner Ehre,
Du werdest Mutter seyn, nicht unfruchtbar verblühen,
Und, als ein deutsches Weib, für Deutschland
Bürger ziehn.

Fast nie öfnet eine Person den Mund, ohne sich in Ströme von Worten zu ergießen, wie ungünstig auch immer die Umstände seyn mögen. Selten ist es mit einer Stange abgethan. Eben so wenig kennt der Dichter selbst ein Ziel in der Entwicklung und Ausdehnung seiner Ideen. Er hält sich bey den kleinsten Umständen wie bey den größten auf, und giebt durch seine Umständlichkeit selbst den unbedeutendsten Dingen eine zwecklose Wichtigkeit. Wenn er z. B. (III. 2.) der Abtey zum erstenmahl Erwähnung thut, so setzt er ganz richtig die fromme Bestimmung dieses Gebäudes mit der Nachlosigkeit ihres Bewohners in Contrast; es war aber vollkommen hinreichend an folgender Beschreibung:

— Wie schauerlich entfalten

Sich in der braunen Luft die gothischen Gestalten
Der heiligen Abtey! Da scheint die Frömmigkeit
Zu wohnen, die sich ganz dem Dienste Gottes weihet.

Was

Was er in der nächsten Stanze hinzusetzt:

Die hohe Klosterwand, voll schattiger Gewölbe;
 Um moosbewachsenen Thurm das gelbe,
 Bestrahlte Doppelkreuz; die Nacht
 Der Linden um den Dohm mit seinen schwarzen Farn-
 stern,
 Und dort der Kirchhof, wie von schwebenden Ge-
 spenstern,
 Mit Mählern ernst bedeckt. —

ist um desto mehr zwecklose Malheren, je weniger diese Züge Eigenthümlichkeit haben. — An einer andern Stelle erzählt er, daß sich Karl in seiner Einsamkeit mit der Laute beschäftigt habe; beschreibt die Wirkung, die sie auf sein Herz hervorzubringen pflegte; nennt seinen Lehrer in der Tonkunst; und nimmt endlich Gelegenheit, den Werth derselben im Allgemeinen zu preisen. Wer sollte nun nicht glauben, daß Karls Laute in der Handlung selbst eine bedeutende Rolle spielen werde? Aber nichts weniger. Er nimmt sie hier in die Hand, um sie auf immer wegzulegen. Und gleichwohl beschäftigt dieser gelegentlich angebrachte Zug in der Lebensgeschichte eines der Helden den Dichter drey Stangen hindurch, in denen wir nur zwey zweckmäßige Zeilen finden:

Einſt Freundin ſeiner Luſt, nun ſeiner Quaal Ver-
traute,
Und wenn die Liebe klagt, tönt ſie Cordelia.

Dieser Geist einer ermüdenden Weitschweifigkeit hat seine narcotische Kraft über das ganze Gedicht

nicht verbreitet. Die endlosen Reden und Beschreibungen ersticken das Interesse der Handlung, und zwar meistens ohne den Leser durch ein ihnen eigenthümliches Interesse anzuziehn. An mehreren Stellen scheint nichts als die Weitschweifigkeit den Dichter in Ungereimtheiten geführt zu haben. In der langen Rede, welche Adelbert an Cordellen hält, als er ihr im Walde begegnet, sagt er unter andern :

— Seit mein Fuß aus diesen Gluren wich,
Fühl' ich im Herzen eine Wunde,
Von der ich nur durch einen Trank gesunde;
Und diesen Trank, den wohl ein Gott erfand,
Mag ich allein aus eurer schönen Hand.

O! zaudert nicht, mir diesen Trank zu mischen,
Aus Blumen, die ein liebend Herz erzeugt!
Seht, wie mein Auge bricht, mein mattes Haupt
sich neigt:
Er wird, wie Gottes Hauch, den welken Geist er-
frischen. —

War es wohl möglich, diese Allegorie mehr zu dehnen und auf eine geschmacklosere Weise auszuführen? Da unter dem Tranke, der die Wunde des Herzens heilen soll, wohl nichts anders, als die Liebe verstanden werden kann, so ist es die erste Ungereimtheit zu sagen, daß er wahrscheinlich von einem Gotte erfunden seyn möge. Indem aber der Ritter Cordellen auf seine brechenden Augen und sein mattes Haupt aufmerksam macht, bringe er eine zweyte Ungereimtheit zu schulden, weil er
einen

einen metaphorischen Trank gegen eine wirkliche Krankheit begehrt. Es ist endlich eine dritte Ungereimtheit, daß er von seinem weisen Geiste spricht und einen aus Blumen des Herzens gemischten Trank von Cordeliens Händen begehrt.

Es ist gar nichts seltenes in diesem Gedichte auf ähnliche Stellen zu stoßen, welche ihre Entstehung theils einer überaus großen Nachlässigkeit, theils einem sichtbaren Bestreben nach Neuheit und Energie zu verdanken haben. Der Verfasser fällt eins um das andre in den Bombast und in die Trivialität. Denn Bombast ist es, wenn er sagt: (1 — 10.) „Das schlug ihn schrecklicher als tausend Donner nieder“, da es an der Wirkung eines Donnerschlags vollkommen genug ist. Es ist Phöbus, wenn Rudolf zu seiner erröthenden Tochter sagt: (1. 30.)

Wie deiner Wangen Lilien Schnee
Im Feuer ungerötheter Röthe
Geschmolzen ist!

(Schneeweiße Wangen, deren Schnee von der Röthe schmilzt! kann man den Nonsens höher treiben?) — Es ist üppiger Ueberfluß, wenn es (1. 16.) heißt:

Die göttliche Religion
Und süße Vaterlust an seines Kindes Herzen
Zerstreuten endlich seinen Gram,
Den, wenn er dann und wann auf Eulensfüßeln kam,
Und seiner Ruh den Kelch des Trübsinns reichete,
Cordeliass Gesang am glücklichsten verschluckte.

Man

Man lasse den unterstrichenen Vers aus, in welchem die Personificationen unnützerweise gehäuft werden, und das Bild wird gewinnen. — Es ist endlich Nonsens, wenn der Dichter von dem verliebten Adelbert sagt: (II. 17.)

Sein Auge funkt schön, den mächtigen Gefühlen
In seiner Brust kann kaum der Harnisch wider-
stehn.

Ganz unverständlich ist uns folgende Stelle: (X. 40.)

Die Knechte starren, sinken
Auf's Angesicht, und ihre Locken trinken
Die Thränenfluth der Quaal, die sie entgeißelt hat.

Ein gewisser Ton der Trivialität ist über einen großen Theil dieses Gedichtes verbreitet. Sie entspringt aus dem Mangel an Auswahl, und den unzähligen Glückversen, mit denen die Stanzas ausgefüllt sind. Die Partickeln ganz, nun, auch, u. a. müssen ebenfalls überall zu Lückenbüßern dienen. Dabei fehlt es auch nicht an Prosaismen und faden Ausdrücken, als: (IV. 67.) besonders, als ich merkte — Weßhalb ich meinen Arm mit einem Dolch verstärkte. — Elender Mensch! — Schlechter Mensch! — Der arme Mann! — Sein Auge floß vor Wuth. — Sein Auge fand Behagen An ihrer reizenden Gestalt. — (VI. 14.) Der Generritter schlingt den Zorn in seine Brust hinab. — Balduin, den Stolz und Wuth be nagen. — Zwar stemmte Conrad sich dagegen u. s. w. Der höchste

höchste Grad der Trivialität ist wohl in folgender Strophe: (II. 2.)

— O! daß mein Herz nicht brach!

»Denk, Lieber, denk, ich soll mir einen Satten
wählen.«

Und das, rief Berta froh, kann meine Freundin
quälen?

»Es tödtet mich,« versetzt das Fräulein, lehnt sich bloß
Und stumm an Bertas Brust und seufzt nach einer
Pause:

»Nur wähle nie den Feind von meinem Hause!
So sprach mein Vater ja! o Mädchen fühlst du das?«

Einige Beispiele unverträglicher, oder un-
schicklicher Metaphern und Bilder wollen wir hier
ohne bengefügtes Urtheil zusammenstellen:

I. 35. Da schmilzt sein rascher Zorn in sanften Mit-
leidstriebe

Und wird ein Keim von jener edeln Liebe,
Die Leidende saugt an einander zieht.

I. 76. — o dann

Ruß Gott ihm wieder seyn, sein Herz der Hoffnung
lauschen,

Und segnend in sein Ohr den Quell der Hoffnung
rauschen.

II. 16. Indem sein Auge Trost aus tausend Reizen
schlärfst.

II. 85. Wo — die Klostermauern mich, wie einen Geist,
bewahren.

III. 6. Da reitet mit verhängtem Zügel,
herr Solo, Schirmvogt zu St. Welt,
Von fernher durch die Nacht, als stöh er vor der
Zeit.

V. 3. Und schwarz sein Streitroß, wie mit schwarzem
Tusch begossen.

VI. 90. Allein der Abt entriß dem treuen Mutterherzen
Das anmuthsvolle Kind; die Knospe war zu schön,
Um nicht in ihr, nach zwanzig Sonnenwenden,
Mit höherm Reiz geziert, die Rose blühen zu sehn.
Von diesem Reiz gelockt — o schändliches Verbre-
chen! —

Bestloß er, sie zur Blume zu erziehn,
Und würde sie dereinst in voller Schönheit blühen,
Berauscht von ihrem Dufte, sie frevelhaft zu
brechen.

VIII. 7. Schon dämmert in der Nacht der Leiden,
Die seine Seel umstarrt, ein Strahl von Hoffnung
auf.

12. Denn er bemerkte, daß des Jünglings Falken-
blick

Zu tief in seinen Busen tauchte.

25. Conradin fragt seinen neuen Freund
(Adelbert) nach seinem Namen. Adelbert antwortet:

Nur Schuldner, Schuldner nennet ihn;
Bis wir das Rechnungsbuch des Danks geschlossen
haben,

Dann mögt' ihr Adelbert auf dessen (?) Denkmal
graben!!

34. Der Morgen, welcher schon, von Strahlen rings
umgläht,

Den Sonnenweg mit Himmelsrosen bahnte.

124. Hohläugig, blaß, wie Kreide.

Zu den verunglückten Versuchen unsers Dich-
ters, seine Sprache zu heben und ihr einen gewissen
Anstrich der Neuheit zu geben, rechnen wir eine

Menge zusammengesetzter Wörter, welche nicht nur durch den Ueberfluß, mit welchem sie angebracht sind, fehlerhaft werden, sondern auch, für sich betrachtet, bald unanalogisch gebildet, bald, ganz gegen die Absicht des Dichters, von komischer Wirkung sind. Zu der letztern Klasse gehören die Benennungen eines Höllengeners und Kloster-teufels, womit der Dichter den Abt belegt; so wie, wenn es von einem Verliebten heißt, daß ihn eine Umarmung seiner Geliebten glücklicher mache, als wenn

Der Ruhm von Cäsars Schlachten

Ihm tönte, Völker ihn zum Kronenträger machten.

Gegen die Analogie gebildet ist das Wort Moder-nacht, von der Dunkelheit eines Gefängnisses, eine Geißelhöhle, wahrscheinlich von einem zu Martern bestimmten Ort; die Feenarmen eines Mäd-chens u. a. m. — Kraftlose Zusammenfügungen, in denen die erste Hälfte des Worts eine nothwendi-ge, oder gleichgültige Eigenschaft des Substan-tivs ausdrückt, sind folgende: Der Aergste Heil-versuch. — Der Eisensporn. — Seegelschif-fe. — Ein Schlummertüssen. — Ein Ker-zentisch. — Als ein Beispiel der Anhäufung solcher zusammengesetzten Worte bietet sich uns VII. 62. an:

Er schlang den kühnen Arm

Um ihren Nymphenleib, und sprach so feurig
warm (?)

So liebevoll, daß sie vor Hoffnungswonne glüht.

Wie

Wir können hier endlich auch die Sprachfehler und die vernachlässigten Verse nicht übergehen, die der Verf. in diesem Werke weit öfterer als in einem seiner vorhergehenden zu Schulden gebracht hat. Die erstern lassen sich auf zwei Hauptklassen bringen: Fehler gegen die Eigenthümlichkeit der Wörter, und Fehler gegen die grammatische Richtigkeit, vornehmlich in dem Gebrauche der Temporum. — Oft hat nicht die Bedeutung, welche ihm in den Worten gegeben wird: ein Eichenbusch, oft wird vermischt mit braunen Felsenstücken, wo hier und da richtig gewesen wäre. — Ich will euch vor Gott die reine Wahrheit geben, statt bekennen, gestehn. — Wahr und treu bekennen ist undeutsch. — Einen anschwärzen wird, als gemeiner Ausdruck, von Verläumdern und heimlichen Anklägern gebraucht. Es ist also unrichtig, wenn es (I. 95.) heißt: den Grafen öffentlich des Meineids anzuschwärzen. Eben so fehlerhaft ist das folgende:

Die Hälfte seiner Macht

War für sein Blut mir eidlich zgedacht.

wo es offenbar ist, daß zugesagt das richtige Wort gewesen wäre. Ein vergeßner Augenblick (III. 71.) heißt nicht ein solcher in dem man sich vergift, sondern einer, den man vergessen hat. In den Worten (III. 78.)

Auf ihren Wangen bleicht die schnell bestürzte Lust.

Die Stirnen drohn, von edelm Zorn umnachtet,

Und jeder zeigt, wie sehr er diese That verachtet.

Statt bleicht wäre erbleicht das richtige Wort. Aber die Lust kann eben so wenig erbleichen, als sie bestürzt werden kann. Verachtet ist endlich gar nicht der Ausdruck des Gefühls, welches sich mit der drohenden Stirn und dem Zorn auf derselben verträgt. — Von dem fehlerhaften Gebrauch und der Verbindung unrichtiger Zeiten, die sich Herr M. erlaubt, wollen wir nur einige Beispiele geben. IV. 64.

So sanft, so reizend blaß, daß er mein Herz gewann,
Sobald wir uns erblickt (hatten) statt: erblickten.

65.

Das Schrecken, welches ich in seinem Blick gelesen
(statt las)

Wenn ich am späten Abend, nicht
Vermuthet, in sein Zimmer trat.

66.

— Daß wir nach achtzig Tagen

— Nach Limiso's Port verschlagen worden sind.

statt wurden, wegen des Vorhergehenden: Indessen
waren Meer und Wind so günstig.

VI. 47. Er fühlt sich neubelebt, so wie die Palme frisch
Und grüner blüht, wenn sich die Sonne senkte (senkt)
Und jene kühler Thau von Abendwolken tränkte.
(eränkt)

Es bleibt uns noch übrig, die Beschuldigung
einer vernachlässigten Versification mit Beispielen
zu belegen. Eine große Menge Verse haben den
Abschnitt an einer unrichtigen Stelle. Er fällt häu-
fig nach der Präposition, wodurch es bisweilen das
Ansehen

Ansehn gewinnt, als ob es dem Verse gänzlich an einem Abschnitt fehle. Z. B.

IV. 65. Vermuthet |in|| sein Zimmer trat, erweckte —
Derselbe Fall ist es, wenn der Abschnitt nach dem Artikel fällt.

I. 69. Als wär' ein Engel |des|| Gerichts von Gott zur
Erde.

Im folgenden Verse

III. 32. Den theuern Namen, Karl. Stets reicher
quoll.

fällt der natürliche Abschnitt nach Karl, wodurch die zweite Hälfte des Verses zu kurz wird. Der Dichter hat ihn also in die Mitte eines Wortes (Na||men) gesetzt! Nicht viel besser ist der Vers:

III. 51. So fest und doch ||so scheu| mit halb zurück.

Sehr oft hat sich der Dichter die Erlaubniß genommen, einen Vers mit der Präposition zu schließen, und den folgenden mit dem Substantiv anzufangen:

II. 49. — er fällt dem Alten um
Den Hals.

94. — ihr würdet schauern vor
Dem schwarzen Bild.

V. 16. Die süße Ruhe gießt sich auf
Die müde Welt.

VII. 13. Und wenn ich euch, gerettet, sicher vor
Dem Tode weiß.

129. — und so gesichert vor
Berrathe.

VIII. 102. — Latonens Tochter von
Der fremden Luft berückt.

Eine ähnliche Nachlässigkeit ist in folgenden und mehreren Versen:

V. 40. — Das theure Fräulein so
Voll Kummers.

VI. 48. — nicht ahnend welch'
Ein neues Misgeschick. —

Wenn wir uns in dieser Kritik ausschließend mit Bemerkung von Fehlern beschäftigt haben, so ist dieses weder aus einer strafbaren Parteylichkeit, noch aus einem unglücklichen Hange, das Fehlerhafte lieber als das Schöne zu bemerken, geschehn, sondern theils darum, weil des auffallend Fehlerhaften in diesem Gedichte leider mehr, als des ausgezeichnet Schönen, theils, weil wir es für nützlich hielten, einen Mann, der sich dem Publikum in seinen ersten Produkten auf einer so vortheilhaften Seite gezeigt hatte, vor den Abwegen zu warnen, auf die er sich zu verlieren scheint. Auch dieses Werk enthält manche schöne Stanze, manche glückliche Scene, wohin wir vorzüglich die Beschreibung des Gauckelspiels in der Abten, im Anfange des vierten Gesangs, und in dem zehnten Gesange die Darstellung von der Kraft des Aberglaubens rechnen, — Stellen, die zur Genüge beweisen, daß der Funke des Genies, welcher in der Brust des Verfassers schlummert, nur neuer Nahrung und einer sorgfältigen Pflege bedarf. So wie das Gedicht jetzt ist, bleibt es dem Leser das Gefühl von Suerheit und Dürftigkeit. Einen dauernden Eindruck wird es auf keine Weise zurücklassen, noch weniger

wird

wird man mit Vergnügen zu der Lectüre desselben zurückkehren wollen, wenn man es einmal zu Ende gebracht hat. Dieses würde, bey dem großen Mangel an triftigen Gedanken und aller Philosophie, auch dann der Fall seyn, wenn die Geschichte um vieles anziehender wäre. Zu dem Mangel an Interesse aber gesellt sich eine unerträgliche Weitschweifigkeit in der Ausführung, eine incorrecte Sprache und nachlässige Verse. Alle diese Fehler wird der Verfasser in einem künftigen Werke zu vermeiden wissen, wenn er sich, statt in dem Umgange mit den Mäusen nur genießen zu wollen, die Mühe nicht verdrießen läßt, von ihnen zu lernen und die schwerste aller Künste mit dem Ernste zu studieren, ohne den man, bey vielen Talenten, nie über die Stufe der Mittelmäßigkeit hinauskömmt. Vor allen Dingen aber wollen wir ihm die Regeln eines vortreflichen Kunststrichers an das Herz legen:

— Ne vous piquez point d'une folle vitesse.

Hâtez - vous lentement. —

Vingt - fois sur le métier remettez votre ouvrage.

Polissez - le sans cesse, et le repolissez,

Ajoutez quelquefois et souvent effacez.

XII.

Die Kunst zu lieben. Ein Lehrgedicht in drey Büchern. Berlin 1794. 8. 240 S.

Bei dem ersten Ausblühn der deutschen Poesie schien sich keine Gattung so viel versprechen zu dürfen, als die didactische. Die glücklichen Versuche eines Haller und Hagedorn berechtigten zu den größten Erwartungen, wenn nur die Sprache etwas geschmeidiger gemacht, und der Geschmack an einer gewissen populären Philosophie allgemeiner geworden wäre. Beides ist geschehn; aber noch sind jene Erwartungen nicht erfüllt. Noch sind die Meisterstücke nicht erschienen, durch die sich der deutsche Genius auch in dieser Gattung mit dem Ausländischen messen könnte; und die Gedichte vom zweyten und dritten Rang, sind, unbilliger Weise, fast eben so bald vergessen worden, als sie erschienen waren. Die Werke eines Birhof, eines der vorzüglichsten Denker unter unsern Dichtern, sind fast nur noch den Literatoren bekannt; und Dusch, dessen Lehrgedichte zu den vorzüglichsten in unsrer Sprache gerechnet werden können, ist allzu frühzeitig und unverdienter Weise in Verachtung gesunken. An wem liegt hier die Schuld? an den Dichtern oder an dem Publikum?

Dhne

Ohne uns auf die Erörterung dieser Frage einzulassen, wollen wir uns nur einige hieher gehörige Bemerkungen erlauben. Bey welchem der größte Theil der deutschen Lesewelt theilt sich in zwey Klassen. Die eine liest nur in der Absicht, sich zu unterrichten, die andre will nur belustigt und unterhalten seyn. Der einen wie der andern ist mit einem Lehrgedichte wenig gedient. Die Glieder der ersten sind nur allzuhäufige Verächter einer Form, die, wie es ihnen scheint, die Frivolität der Einbildungskraft nährt und mit Gründlichkeit unverträglich ist; die der andern finden jeden Roman ihrem Zwecke angemessener, als ein Gedicht, das, bey aller Angemessenheit für die Imagination, doch zuletzt eine Kraft der Seele in Thätigkeit setzt, die sie so herzlich gerne in Ruhe lassen. Die Schönheit der Form selbst ist den meisten von ihnen gleichgültig. Sie halten sich einzig und allein an die Materie, und diese soll rührend oder belustigend seyn. Es ist ihnen um eine Selbesbewegung zu thun, und so hat ein Werk des Genies und ein Reitsperd für sie ohngefähr einerley Zweck und einerley Werth.

Warum hat man aber auch dieser Gattung den Namen des Lehrgedichts gegeben? Lernen erweckt die Vorstellung der mit dem Lernen verbundenen Mühe, und obgleich durch die Form der Darstellung diese Mühe selbst verbannt wird, so sollte doch auch die Vorstellung derselben bey einem auf den Genuß des Vergnügens berechneten Werke wegefallen. In der That scheint der Dichter eine ihm

fremde Rolle zu spielen, wenn er als Lehrer auftritt; und wenn er sie auch noch so gut spielt, so wird ihm doch leicht die Ankündigung eines Zweckes nachtheilig seyn, der niemals der nächste Zweck der Künste ist.

Aber auch bey dem wird sie ihm nachtheilig seyn, der die Mühe des Lernens nicht scheut. Es wird ihm Unterricht versprochen; er ist bereit, ihn anzunehmen; aber bald findet er, wenn er nicht sehr unwissend ist, daß man ihm einen Vorrath bekannter Wahrheiten, nur in einer andern Form und unter einer andern Hülle, als unter der sie ihm bisher gezeigt worden waren, vorträgt; und sein Vergnügen wird vielleicht durch den Umstand vermindert werden, daß man ihn mehr erwarten ließ, als er erfüllt findet. Mit einem Wort, die Philosophie wird in jeder Gattung der Poesie mehr Glück machen, als in derjenigen, welcher sie sich zu ihrem eigenthümlichen Besitze gewidmet zu haben scheint.

Ohne Zweifel wird also der didactische Dichter sein Ziel um desto sicherer erreichen; je besser er seine Absicht zu verbergen weiß, je mehr er sich als Dichter zeigt, je lebhafter seine Einbildungskraft bey dem fruchtbaren und unterhaltenden Spiele mit Begriffen und Ideen scheint. Gerne folgen dann die Leser seiner spielenden Muse und finden sich am Ende mit mancher tröstigen Wahrheit, mancher brauchbaren Bemerkung bereichert, auf die sie bey dem Spiele gar nicht gerechnet hatten. Denn indem sie nur ihre Einbildungskraft mit anmuthigen, oder rührenden, oder erhabnen Bildern beschäftigt glaubten, hat ihr Verstand auf eine mühelose und
angen

barste Stoff für das Lehrgedicht seyn. Wenn jene das Gemüth auch ohne gesuchten Schmuck erheben und begeistern, so bieten diese, durch den ihnen bewohnenden Reiz, den Schmuck der begeisterten Sprache von selbst dar.

Ein Stoff der leßtern Art ist derjenige, welcher in dem vor uns liegenden Gedichte bearbeitet ist. Bey ihm genießt der Dichter den Vortheil eines vorläufigen Interesse in dem Herzen seiner Leser, deren Erfahrungen oder Ahnungen er zu ordnen und für die Einbildungskraft zu bereiten unternimmt. Die Spiele der Liebe ermüden; aber einen geistreichen Denker über die reizendste aller Leidenschaften philosophiren zu hören, wird man nicht leicht satt. Er gewinne nur die Einkimmung unserer Einbildungskraft; er erwecke die Erinnerung genossener oder geträumter Freuden; er veredle unsre Gefühle; er ordne unsere Ideen und setze sie in ein helleres Licht, als wir selbst zu thun im Stande waren; mit einem Worte, er geselle der Göttinn der Liebe die Göttinn der Weisheit und die Grazien bey, und er wird sicher auf den Beyfall und die Theilnahme seiner Leser rechnen können.

Der ungenannte Verfasser der Kunst zu lieben, über welche wir uns gegenwärtig mit unsern Lesern zu unterhalten gedenken, hat diese Forderungen fast insgesammt auf eine so ausgezeichnet glückliche Weise erfüllt, daß sein Werk nicht nur auf einen ehrenvollen Platz neben den Werken seiner berühmten Vorgänger, eines Ovid und Bernard, kühnlich Anspruch machen darf, sondern daß er diese selbst in
mehr

Kein Schmuck der Sprache aber wird diesen Mangel ersetzen können. Ja wenn er einmal wahrgenommen worden ist, werden die erborgten Zierrathen den Frost nur vermehren; indem sie mit dem Scheine der Begeisterung täuschen sollen, ohne doch diese Täuschung vollenden zu können.

Manchem didactischen Dichter hat denn nun freylich die Wahl seines Stoffes eine wahre Begeisterung unmöglich gemacht. Ueber eigentlich wissenschaftliche Gegenstände werden wir uns immer lieber in trockner Prosa unterrichten lassen, als in der geschmücktesten Poesie. Die Musen mögen es dem Ricander verzeihn, daß er ihre Harmonien zu dem Vortrage einer Semiotick und Therapie gemißbraucht hat; und er selbst mag seine Erhaltung der Wißbegierde der Nachwelt danken, die in seinen dunkeln und harten Versen die Spuren der Kenntnisse des Alterthums auffucht. Und vielleicht hat selbst Virgil für sein von der Einsalt des Landlebens allzu entferntes Volk nicht glücklich genug gewählt; und vielleicht war auch er, bey aller Begeisterung, die er mit zu demselben brachte, doch bisweilen genöthigt, seine Zuflucht zu rhetorischen Künsten zu nehmen. Ohne Zweifel aber werden jene allgemein wichtigen Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit jedes vernünftigen Wesens fesseln, die Betrachtung der Gottheit, der Welt, der Bestimmung des Menschen, der Tugend und des Lasters, und zunächst nach diesen, diejenigen Begriffe, welche durch ihre Beziehung auf unsere Neigungen der Sinnlichkeit schmeicheln, der schicklichste und brauchbarste

barste Stoff für das Lehrgedicht seyn. Wenn jene das Gemüth auch ohne gesuchten Schmuck erheben und begeistern, so bieten diese, durch den ihnen bewohnenden Reiz, den Schmuck der begeisterten Sprache von selbst dar.

Ein Stoff der letztern Art ist derjenige, welcher in dem vor uns liegenden Gedichte bearbeitet ist. Bey ihm genießt der Dichter den Vortheil eines vorläufigen Interesse in dem Herzen seiner Leser, deren Erfahrungen oder Ahnungen er zu ordnen und für die Einbildungskraft zu bereiten unternimmt. Die Spiele der Liebe ermüden; aber einen geistreichen Denker über die reizendste aller Leidenschaften philosophiren zu hören, wird man nicht leicht satt. Er gewinne nur die Einkimmung unserer Einbildungskraft; er erwecke die Erinnerung genossener oder geträumter Freuden; er veredle unsre Gefühle; er ordne unsere Ideen und setze sie in ein helleres Licht, als wir selbst zu thun im Stande waren; mit einem Worte, er gefelle der Göttinn der Liebe die Göttinn der Weisheit und die Grazien bey, und er wird sicher auf den Beyfall und die Theilnahme seiner Leser rechnen können.

Der ungenannte Verfasser der Kunst zu lieben, über welche wir uns gegenwärtig mit unsern Lesern zu unterhalten gedenken, hat diese Forderungen fast insgesammt auf eine so ausgezeichnet glückliche Weise erfüllt, daß sein Werk nicht nur auf einen ehrenvollen Platz neben den Werken seiner berühmten Vorgänger, eines Ovid und Bernard, kühnlich Anspruch machen darf, sondern daß er diese selbst in
mehr

mehr als einem Stücke zu übertreffen scheint. Zunächst hat er sich an den ersten angeschlossen. Ihm ist er zum Theil in der Anordnung seines Wertes gefolgt; von ihm hat er manche glückliche Bemerkung entlehnt: aber er hat das Eigenthum dieses seines Vorgängers so vollkommen zu dem seinigen zu machen gewußt, daß jener es ohne Ungerechtigkeit nicht von ihm würde zurückfordern können. Aber weder Ovid noch Bernard haben ihren Gegenstand in dem Umfange behandelt, als hier von unserm Dichter geschehn ist. Der letztere insbesondre scheint nur einige Bemerkungen aus einem größern Vorrath ausgehoben und bearbeitet zu haben; daher sein Gedicht schwerlich für ein poetisches Ganze gelten dürfte. Weder die Abtheilung in drei Bücher, noch die Anordnung der Gedanken hat einen zureichenden Grund. Man weiß nicht recht, warum es nicht noch länger oder nicht noch kürzer ist.

Der erste und zweyte Gesang dieser neuen Kunst zu lieben, ist dem Unterrichte der Jünglinge gewidmet. So wie Ovid, führt er sie zuerst an die Orte, wo sie sich eine Geliebte wählen und die erste Bekanntschaft knüpfen können. Ist diese gemacht, so muß der Plan zu der Eroberung ihres Herzens angelegt und eifrig verfolgt werden; wobei es vorzüglich auf Gedult, Beharrlichkeit und Fügung in die Launen der Schöne ankommt. Das Verständniß der Leidenschaft darf nicht über-eilt, es muß nach den Umständen des Orts und der Zeit geschickt eingeleitet werden. Muth und Ausdauer

bauer führen endlich dem erwünschten Ziele zu, und der Jüngling sieht sich in dem Besitze seiner Geliebten, die ihm nichts mehr zu versagen vermag.

Aber der errungene Sieg ist nicht das letzte Ziel in dieser Kunst; die Eroberung soll behauptet werden, und diese Absicht erlaubt keinen Stillstand. Der Liebhaber vermeide vorzüglich die beiden Extreme des Mißtrauens und der Sorglosigkeit. Vor allen Dingen lerne er genau auf den Charakter seiner Geliebten merken, und richte sein Betragen den gemachten Bemerkungen gemäß ein. Er sey gegen seine Rivalen auf der Hut und verabsäume nie von den Mitteln Gebrauch zu machen, die ihm zuerst die Gunst seiner Geliebten gewannen.

In dem dritten Gesange wendet sich der Dichter an das weibliche Geschlecht. Er lehrt es, seine natürlichen Reize durch Puß zu erhöhen, und die Mängel in denselben mit Geschicklichkeit und Klugheit zu decken. Aber neben der Ausbildung ihres Körpers dürfen sie die Ausbildung ihres Geistes nicht vernachlässigen, und, ohne nach Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Kenntnissen zu streben, müssen sie sich angenehme Talente zu erwerben suchen. In ihrem Betragen gegen die Jünglinge, welche sich um ihre Gunst bemühen, empfiehlt ihnen der Dichter wachsame Klugheit, und die größte Vorsicht in der Wahl eines Liebhabers. Auch dann, wenn sie sich entschieden haben, müssen sie die Ungewißheit über ihre Gesinnungen zu erhalten und ihre letzte Erklärung so weit als möglich hinauszuschieben suchen. Ist aber auch diese

gethan,

gethan, so führe sie doch den Liebhaber nur langsam zum Genuß. In dem Augenblicke des Genußes selbst vergesse sie sich nicht. Das sicherste Mittel, einen Liebhaber immer zärtlich, immer verliebt zu erhalten, ist eine kluge Mäßigung in dem Zaumel der Liebe, so wie eine unbedingte Hingebung das sicherste Mittel ist, seiner bald los zu werden. Die Aufzählung einiger Mittel, einem dauernden Umgang immer neue Reize zu verschaffen, machen den Schluß des Gedichts, dessen letzte Stangen wir hier hersetzen, um unsre Leser für die Trockenheit dieser Inhaltsanzeige zu entschädigen:

Und ist herab, ihr Schwäne, die Cythere
Zu Führern auf dem Weg durch ihr Gebiet mir gab!
Hier, sie gebent es, sey der Reise Ziel! Ich ehre
Der Göttinn Wink und nehm' euch Joch und Zü-
gel ab.

In reinem Glanz sah ich, was sie so nah zu schauen
Nur Wenigen vergönnt, sah ihres Paphos Auen,
Und drang, allein und unbewacht,
In ihrer Hayne Schoos und ihrer Erötten Nacht.

Dank dir, Idalia und deinen Charitinnen!
Dein ist es, Göttliche, wenn Wahrheit und Natur,
Mit Anmuth und Geschmack, den Blumen deiner
Flur,
In Einem Strauß vereint, die Herzen mir gewinnen.
Dir dank ich's, wenn im Buch der Zeiten, durch
mein Lieb

Verewigt, neben Osz und Bernard und Ovid,
Mein Nahme künftig prangt, und Deutschlands
holde Schönen
Mit ihrem Lobe mich und meine Laute krönen.

Du aber, der an Reiz allein Aglaja gleicht,
 Werth, den Gesang, der einst mit dir begann, zu
 enden,

Wie glücklich, würde mir von deinen schönen
 Händen

Der erste Myrtenkranz gereicht!

O wenn mein Saitenspiel mit Recht, dir zu gefallen,
 Sich rühmen darf, so komm, du lieblichste von
 allen,

Der es erklang! Dein harret ein Herz von Liebe warm.

Komm, süßes Köschchen, komm, und schlüpf in mei-
 nen Arm!

Wir haben unsern Lesern den Weg vorgezeich-
 net, welchen unser Dichter wandelt und mit den
 schönsten Blumen der Dichtkunst bestreut. Er
 hat seinem Ausdrucke eine Schönheit und Anmuth
 gegeben, er hat in der Wahl der Bilder und ihrer
 Vertheilung eine Feinheit und Richtigkeit des Ge-
 schmacks gezeigt, daß wir kein Bedenken tragen,
 ihn hierinne mit Deutschlands ersten Dichtern,
 den Wielanden und Gortern, zu vergleichen.
 Gedanken und Ausdruck scheinen sich zusammen er-
 zeugt und vollendet zu haben; so groß ist die Ange-
 messenheit des letztern, so genau schließt er sich an
 den Gedanken an. Kein geringes Verdienst in
 einer Dichtungsart, in welcher Ueppigkeit und
 Trockenheit dem schmalen Pfade des Schönen und
 Wahren von beyden Seiten so nahe liegen, und
 zu einer Zeit, wo Richtigkeit und Angemessenheit
 so oft dem falschen Glanze eines manierirten Colo-
 rits nachgesetzt wird.

In der Verbindung der einzelnen Theile dieses Werkes zeigt der Verfasser einen glücklichen Reichtum von Wendungen und Uebergängen. Nur selten hat die Verbindung der mannigfaltigen Materien ein zu methodisches Ansehn, wie es zum Beispiel in einem Theile des zweyten Gesanges (St. 6. 28. 45. 46. 57.) der Fall ist. Nichts, was den lebrenden Ton erheitern kann, hat der Dichter unbenutzt gelassen. Anspielungen, Beschreibungen, Erzählungen unterbrechen den Vortrag und geben ihm eine unterhaltende Mannigfaltigkeit. Vorzüglich hat sich seine Einbildungskraft in den eingeschalteten Epsoden blühend und fruchtbar gezeigt.

Doch ohne uns länger bey einem allgemeinen Lobe aufzuhalten, welches die Leser gemeinlich eben so wenig unterhält, als es den Künstler befriedigt, wollen wir einige Stellen zur Probe ausheben und mit unsern Bemerkungen begleiten.

In einem Gedichte dieses Inhalts, in welchem, dem Plane des Verfassers und der Beschaffenheit der Materie zufolge, manche Situationen in Augenschein genommen werden mußten, welche sich den Blicken der Neugierde zu entziehen pflegen, werden die Freunde der Sittlichkeit dem Dichter die Delicateffe Dank wissen, mit welcher er Scenen dieser Art bearbeitet hat. Nicht Eine Stelle haben wir bemerkt, so häufig auch die Veranlassung gewesen wäre, die Figuren üppiger zu gruppiren und die Farben wärmer zu halten, in welcher dem Anstande und der Sittsamkeit auch nur im mindesten zu nahe getreten wäre.

Eine Stelle, in welcher der Dichter den Schönen in der bedenklichen Lage der letzten Gunstbezeugung einige Vorsichtsregeln empfiehlt, verdient in dieser Rücksicht als musterhaft ausgezeichnet zu werden :

Wir sind am Ziel. Es schlingt man eure Lilien-
glieder

Der Jüngling seinen Arm und winket zum Genuß.
Schon ruhet Mund auf Mund, schon rauschet Kuß
auf Kuß.

Und um den Torus wallt der seidne Vorhang
nieder. —

O Amathusia, o du, zu deren Thron,
Inbrünstiger, durch mich die Heere junger Frauen
Und junger Mädchen sehn, du gönnst dem Dich-
ter schon.

In der Gardinen Nacht ein wenig einzuschauen.

So spanne denn, mein Lieb, die Seegel wieder
auf,

Und laß, im Sonnenstrahl, die stolzen Wimpel
wehen ! —

Im Meer der Liebe giebt's, auch nach vollbrachtem
Lauf,

Für euch, ihr Schönen, noch Gefahren zu bestehen.
Gar manches Schiff, das sich, im längst gewünsch-
ten Port,

Vor der Gewalt der Winde sicher glaubte,
Ergriff bey Nacht der Sturm und raubte
Ihm Tau und Mast und trug's auf neuen Wellen
fort! —

wahre und durch sich selbst dauerhafte Liebe fließt, als nicht vorhanden betrachtet worden. So wie seinem Vorgänger, Ovid, ist sie ihm nur eine Unterhaltung für müßige Leute, eine Art von Gesellschaftsspiel, dessen Regeln man lernen muß, wenn man darinne gewinnen will. Doch behält bey dem Spiele wenigstens das Glück seinen Einfluß noch; aber die Liebe wird da, wo beyde Theile hinlänglich unterrichtet sind, zu einem stillschweigenden Vertrage, sich gegenseitig zu täuschen und gegenseitig unwissend zu stellen. War es wohl nöthig, diesen Gegenstand blos von der Seite der Klugheit zu fassen? und wären die Klugheitsregeln nicht besser als die Begleiterinnen einer edlern Weisheit, welche in der Liebe gar wohl statt finden, ausgeführt werden?

Nachdem der Dichter freylich einmal diesen Weg eingeschlagen und die Klugheit zur einzigen Führerin auf demselben erkohren hatte, durfte er auf die Morakität der empfohlenen Mittel weiter keine Rücksicht nehmen, ohne in eine Inconsequenz zu verfallen, die man gerade einem Dichter am wenigsten verzeihen dürfte. Indessen müssen wir bekennen, daß diese Behandlungsart das einzige ist, was uns in diesem vollendeten Werke misfallen hat; und daß die schönste Sprache und die reizendste Versification nicht im Stande gewesen ist, das unangenehme Gefühl zu ersticken, welches besonders gewisse Vorschriften in uns erregt haben. Wenn er zum Beispiel von dem Einflusse der Zosen auf die günstige Wendung eines Liebeshandels spricht,
und

und der Mittel, ihre Gunst zu gewinnen, erwähnt,
warnt er gegen ein allzuvertrautes Einverständnis,
und setzt endlich hinzu:

Geschieh's indeß, — wer bürgt vor Amors Rache-
ren? —

Daß einer Irth Reiz euch euer Herz entwendet;
D so beginnt nicht nur, so endet,
Und zwingt sie durch die Schuld, euch ewig tren-
zu seyn.

Diese Regel, als Vorschrift eines absichtlichen Ver-
fahrens — denn daß die Sinnlichkeit der Liebe ei-
nen Streich spielte und dem Liebhaber die Zofe statt
der Gebieterinn unterschöbe, könnte wohl noch ent-
schuldigt werden — scheint uns zu unmoralisch, als
daß sie selbst in einem Gedichte entschuldigt werden
könnte. Wir zweifeln zwar an ihrer Richtigkeit
nicht, wofür allenfalls schon das Ansehn Ovids, von
dem sie entlehnt ist, bürgen kann; aber wir wer-
den uns nie bereuen können, die Zweckmäßigkeit in
der Kunst der Gesetzmäßigkeit, die Schönheit der
Tugend vorzuziehn.

Der höchste Genuß bey dem Anblicke eines
Werkes der Kunst findet ohne Zweifel nur da statt,
wo sich die Schönheit zu der Weisheit gesellt; rein
wird er indeß auch dann noch seyn, wenn jene der
Weisheit nur nicht den Weg vertritt. Es ist der
Kunst unverwehrt, den Neigungen zu schmeicheln,
so wie einem jeden, den Neigungen bis an die Gren-
zen der Pflicht zu folgen, recht und erlaubt ist.
Ueberschreitet sie aber diese Grenzen, so bleibt ihr
U 4 gegen

gegen die Einwendungen des moralischen Gefühls kein andrer Schutz, als die Berufung auf die Macht der Leidenschaft, welche in einem jeden fühlenden Herzen einen nachsichtsvollen Vertheidiger findet. Der hinreißenden, zärtlichen Leidenschaft wird alles verziehen; der kalten Klugheit nichts. Denn jene bezwingt und überwältigt den guten Willen; diese bringt den bösen Willen hervor. Und wenn in dem Kampfe der Leidenschaft mit der Pflicht die erstere obsiegt, so gewinnt sie, wenigstens in ästhetischer Rücksicht, eine gewisse Wichtigkeit, welche der überlistenden, hinterhältigen Klugheit abgeht.

Wir müßten uns daher sehr irren, oder dieses Gedicht würde an Interesse gewonnen haben, wenn es, um auch nur einen niedrigen Gesichtspunkt anzugeben, mehr eine Kunst zu genießen, als eine Kunst durch Klugheit zu erobern, (welches in den mehresten Fällen mit verführen einerley ist) geworden wäre. Die Philosophie des Genusses, wenn sie anders consequent genug ist, kann ihr fröhliches Geschäft betreiben, ohne die höhern Sphären der Moral zu berühren und in ihrem Gange zu hindern. Ein unschuldiger Reiz ist ihr beigegeben, der ihr zu jedem Herzen Eingang verschafft, und sie zu einem gefälligen Stoffe für die Dichtkunst eignet. In dieser Rücksicht setzen wir Bernards Gedicht über die Werke Ovids und unsers Ungenannten, so sehr es ihnen vielleicht in diesem oder jenem andern Punkte nachstehen mag. In ihm herrscht vorzüglich jene Philosophie des Vergnügens; und die Leidenschaft wird von der Klugheit begleitet,

um

um den flüchtigen Genuß aufzuhalten, zu verlängern und zu erhöhen. —

An die Stelle, welche uns zu dieser Digression Veranlassung gegeben hat, schließt sich eine der schönsten Episoden dieses Gedichtes an, in welcher sich Tristigkeit des Sinnes mit dem Reize der Darstellung und der edelsten Sprache paart. Der Dichter hat einer bekannten Fabel — denn wem ist wohl die Liebe Amor's und Psyche's unbekannt? — eine neue, nach seinem Zwecke eingerichtete Wendung gegeben. Wenn Psyche's Unglück in der Fabel des Apulejus aus der Neugierde entspringt, mit welcher sie den geheimnißvollen Gott kennen zu lernen sucht, so wird hier das Ende der zärtlichsten Liebe durch die Unvorsichtigkeit bewirkt, mit welcher Psyche ihre eignen Reize dem begierigen Amor enthüllt. Auch auf diese Weise behält die Fabel eine sinnreiche Deutung, und das einzige nachtheilige bey derselben dürfte der Umstand seyn, daß unser Dichter sie nicht erfunden hat. Man verstehe uns recht. Die Fabel hat so gut wie die Geschichte eine gewisse Glaubwürdigkeit; und die willführliche Verletzung der einmal hergebrachten Tradition, bringt eine Art von Unlust hervor. Auf der andern Seite gewährt uns eine geschickte Anwendung derselben, so wie sie ist und ohne sichtbare Veränderung, Vergnügen und Lust. Dasjenige, was diese Empfindungen in uns erweckt, ist nicht etwa eine thörichte Liebe zu dem Alten und Hergebrachten — denn in der Regel schenken wir dem Neuen in der Kunst den meisten Beyfall — sondern die

sachen dieser Erscheinungen liegen in dem Wesen der Kunst selbst. Das Spiel der belebten Einbildungskraft soll, in der Bearbeitung ihres Stoffes, vollkommen frey erscheinen, jede Vorstellung eines Zwanges soll ausgeschlossen seyn, wenn es uns die Idee der Schönheit zuführen soll. Unabsichtlich soll sich der Stoff unter den Begriff geordnet zu haben scheinen; keine Nachhülfe, um ihn dem Zwecke anzupassen, soll sichtbar seyn. Darum scheint uns also der Gebrauch der Mythologie und Geschichte in der Dichtkunst schön, wenn sich die Fabel oder die Begebenheit den Ideen freywillig anschmiegt, nicht aber ihnen angebogen wird. Dieses aber gilt von einem jeden Stoff, welcher nicht unmittelbar aus der Einbildungskraft hervorgegangen ist, und über welchen sie demnach kein anderes Recht hat, als ihn ihren eigenthümlichen Produkten zuzuordnen. Was von der Beobachtung des Costume, was von der Schonung der hergebrachten Vorstellungen in der Dichtkunst gelehrt wird, gründet sich auf diese Prinzipien und bekömmt nur durch die Zurückführung auf dieselben seine strenge Bündigkeit.

Aber diesen Umstand abgerechnet, welcher nur bey denen in Anschlag kömmt, denen die genannte Fabel schon vorher aus einer andern Quelle bekannt war, wird man dieselbe hier nicht ohne großes Vergnügen und Interesse lesen können. Mit welcher Wahrheit und Anmuth ist nicht die Zudringlichkeit des Liebesgottes in Psyche's Armen geschildert:

Wie

Wie wand er sich in Psyche's Rosenarmen
Und seufzte: »Dulde mich! die Nacht schwebt noch
umher.«

Und blieb er unerhört: »Erbarmen, ach, Erbar-
men!

Auf meinen Augen liegt des Schlummers Hand zu
schwer.«

Und unterhohln er drauf: »Laß deiner ewig süßen
Verschloßnen Reize, laß, geliebte Huldgöttinn,
In ihrer Fülle mich nur einmal sie genießen!«
Vergebens: Psyche gab sich nie entschleiert hin,

Mit welchen reizenden Farben ist Psyche's letzter
Kampf und der Sieg ihres Geliebten gemahlt;

Schon hängt Entherens Sohn mit wollusttrunknen
Augen,

Uneingedenk daß er, des Tages Blick zu scheun,
Der Hirtinn selbst gebot, an ihrem Reiz; — schon
saugen

In Psyche's Rosenmund sich seine Lippen ein;
Schon löstet er die himmelblauen Bänder,
In denen auf und ab der schönste Busen schweift;
Schon hat er unvermerkt die seidenen Gewänder
Von Arm und Schulter losgestreift.

Umsonst, daß wider ihn zu kämpfen Psyche waget;
Die kleine Hand bekriegt den süßen Feind nur
schwach.

Umsonst, daß sie entbrennt und über Unrecht klaget;
Zur Bitte wird ihr Zorn und ihr Verboth ein Ach!
Wie klang in ihrer Brust, seit um die Liljenglieder
Des Lieblings Arm sich schlang, sein Flehen lauter
wieder;

316 • Die Kunst zu lieben

So stark und innig, dünkte sie,
Ergriff der Sehnsucht Schmerz den kleinen Flattrer
nie.

Versuch' es nicht, mein Lieb, in seelenvollen Bil-
dern,

(Zu leicht verirrt sich hier ein feuriger Gesang.)
Versuch' es nicht, den Preis, den Amor sich errang,
Den Schönen, deren Ohr neugierig lauscht, zu
schildern.

Sie wissen's ohne dich und du verlierst vielleicht
Sprich, dich genügt bier schon, er kostete die
Fülle

Von Seeligkeiten aus und sah igt, ohne Hülle,
Ein Kleinod, dem am Werth auf Erden keines
gleich.

Mit nicht wenigern Reizen des anmuthigsten Colo-
rits und der reinsten Harmonie ist die Erzählung
von der Liebe des Bacchus und Cytherens im er-
sten, Bellegarde's und Gabrielens im zweyten Ge-
fange ausgestattet. Unsere Leser werden es uns
gewiß Dank wissen, wenn wir der Versuchung
eine Stelle aus dieser letzten Episode abzuschreiben,
nicht widerstehn:

Wie oft lag Bellegarde in Gabrielens Schoos
Und rief, von Lust berauscht; »Hier laß uns ewig
leben!

Die Günst der Himmlischen kann uns kein beßres
Loos,

Als Jorrs holde Flur und ihren Frieden geben.

O wohl mir, daß Dein Blick von Liebe zu mir
spricht!

Durch

Durch ihn verschönert sich dieß Thal und diese Wiese
Und dieser Schattenquell zum frohen Paradiese,
Und ruft mir alles zu: So reich ist Heinrich nicht!

Swar, — kämpft' ich meinem Freund zur Seite,
in den grünen

Gefilden, wo von Blut gemehrt, die Seine rauscht,
Leicht würd' ich einen Kranz von Lorbeern mir ver-
dienen;

Was aber hält' ich dann durch Wunden einge-
täuscht?

Swar — kennt' er, Schönste, dich, er legte seine
Kronen,

Ein Herz, wie deines, zu belohnen,

Dir gern zu Füßen hin; doch wöge solch' ein Kauf
Das Glück in Jorns Flur und ihre Freuden auf?

Hier lacht uns alles zu, und kost und scherzt
von Liebe;

Hier rauscht sie durch das Laub und rieselt in dem
Bach;

Hier fühlt das Lamm bereits die Regung zarter
Triebe;

Hier seufzt der Nachball nichts, als süße Löne
nach;

Hier eilt der Hirt nicht erst durch Leiden zum Ver-
gnügen

Hier wird der Hirtinn Glück durch keinen Zwang
getrübt;

Sie weiß von Härte nichts, er nichts von theuern
Siegen;

Wer sich verwundet fühlt, gesteht's und wird
geliebt.

so ist der Aufruf des Dichters, ihr Ohr seinen Lehren und dem Rufe der Natur zu öffnen, eben so unnütz als grausam. Die Armen! sie hören diesen Ruf nur allzu gut, und es bedarf keines Dichters, der ihnen die Reize des verbotnen Genusses noch süßer schildere und ihre gehemmten Begierden noch heftiger entflamme. Unserer Meinung nach hätte sich der Dichter vielmehr an diejenigen wenden sollen, die bisher nur dem blinden Triebe des Instinktes folgten, und sich, durch eine allzu Kunstlose Art zu genießen, um die Hälfte des Genusses betrogen, nicht weniger auch an die, welche der Mangel der Kenntniß des weiblichen Herzens und der Wege zu demselben in ihren Eroberungsversuchen unglücklich machte; endlich, und vielleicht ganz vorzüglich an diejenigen, die zum erstenmal das unsichre Meer der Liebe beschiffen, und eines Compasses auf demselben bedürfen, der sie die richtige Straße zu den erwünschten Ufern führt.

Nach der Vollendung dieser Anrede fühlt sich unser Dichter von einem geheimnißvollen, überirdischen Feuer hingerissen:

Wie wird mir? welches Feuer walt

Durch mein Gebein? wie klopft mit ungestümen
Schlägen,

Dem werdenden Gesang mein junges Herzentgegen?

Wer reißt mit dieser Allgewalt

Mich an die Leier hin? wem dank ich das Entzücken,

Das plötzlich mich ergreift? wer zeigt den trunkenen
Blicken,

Am

Am fernen Ziel den längst gewünschten Preis, —
In meines Röschens Hand der Liebe Myrtenreis?

Ich kenn', ich kenne dich, o schönste der Göttinnen,
Holdselige, aus Paphos Hain u. s. w.

Dieser Ausbruch der Begeisterung, von welcher man keinen zureichenden Grund sieht, will uns, an dieser Stelle, nicht recht gefallen. Er scheint uns fremd in einem Werke von diesem Inhalt und Ton; und wir sind geneigt zu glauben, daß die satyrische Ader, welche sich durch das ganze Gedicht schlingt, eine Verspottung der poetischen Begeisterung weit eher würde gerechtfertigt haben. Für die Art der lehren, welche der Dichter vorträgt, würde es ein günstiges Vorurtheil erregt haben, wenn er ohne die zweydeutige Macht einer Gottheit zu Hülfe zu nehmen, ein unerschütterliches Vertrauen auf die ihn leitende Klugheit und seine Kenntniß des weiblichen Herzens gezeigt hätte. Aber wir haben noch einen andern und, wie uns dünkt, einleuchtendern Grund, mit dieser poetischen Tirade unzufrieden zu seyn. Schon in der ersten Strophe war der Dichter seiner Sache gewiß. Er kannte die Geheimnisse der Liebe in ihrem Innersten; er versprach in der zweyten sie zu lehren und erst in der dritten fühlt er sich zur Leher hingerissen. Ist dieses nicht gegen die Ordnung der Empfindungen? Wenn der Ausdruck der Begeisterung nicht eine bloße Tirade seyn soll, so muß sie etwas bewirken, was ohne dieselbe nicht hervorgebracht werden konnte; sie muß den Dichter zum Gesang antreiben,

das heißt, sie muß ihm die Heiligthümer der Materie aufschließen, die er zu ergründen beabsichtigt. Die Begeisterung muß den Vorsatz, nicht der Vorfaß die Begeisterung erwecken; und wenn ja die Göttinn der Liebe ihre Hand im Spiele haben sollte, so war es besser, nach dem hergebrachten Gebrauche der Dichter mit einer Anrufung zu beginnen, und sie um ihre Führung durch ihr Gebiet zu bitten. Ihre Sache war es dann, dem Dichter die Erhöhung seines Gebetes durch ein stärkeres und innigeres Gefühl seiner Kraft, und einen feurigern Wunsch, in die Schranken zu treten, fühlbar zu machen.

Zunächst stoßen wir auf eine Beschreibung der Dörfer, an denen der Jüngling Gelegenheit zu wählen findet. Auch Ovid fängt seinen Unterricht mit diesem Punkte an; aber uns scheint es, als hätte der neuere Dichter — denn die Gelegenheiten Frauenzimmer zu sehn und frey zu sprechen, haben sich seit Ovids Zeiten um ein Großes vermehrt — diesen Gegenstand flüchtiger berühren, oder mit der ausführlichen Beschreibung einen wichtigern Zweck verbinden müssen. In der That hält sich Bernard kaum einige zwanzig Zeilen hindurch bey diesem Punkte auf. Hätte unser Dichter überall, so wie er bey der Erwähnung des Theaters gethan hat, gezeigt, wie der Jüngling das Zusammen treffen mit dem weiblichen Geschlechte benützen müsse, so würden wir gegen seine größere Umständlichkeit nichts zu erinnern haben.

Eine vortreflich erzählte und in jeder Rücksicht wohlgerathene Episode scheint uns in diesem Theile des Gedichtes nicht ganz an ihrer Stelle zu stehn. Der Dichter hatte den Jüngling in die Kirchen geführt, — in die heiligen Hallen

Wo man verstohlen liebt und in Gedanken küßt,
Und, durch die Hoffnung zu gefallen,
Die Langeweile sich versüßt.

Die Bemerkung, daß die Andacht ein Mittel der Eroberung werden könne, erinnert ihn an die Geschichte der Magdalena, die an dem heiligen Maximinus alle Künste der ausgesuchtesten Coquetterie vergeblich verschwendet hatte, und ihn endlich durch den Schein der Heiligkeit in ihr Netz zog. Wäre hier von den Künsten der Weiber die Rede, so dürfte diese Episode durchaus untadelhaft seyn; da es aber der Dichter mit den Männern zu thun hat, und diese siegen lehren will, so hätte vielleicht die ganze Erzählung, welche viel zu schön ist, als daß wir sie entbehren möchten, dem dritten Gesange eingeschaltet werden sollen.

Wir wollen nicht entscheiden, ob nicht vielleicht dasselbe von einer andern Episode am Ende dieses Gesanges gilt. Der Dichter hat seine Leser gelehrt, wie sie zu dem Besitze ihrer Geliebten gelangen können. Nicht zu schnell soll der Jüngling dem letzten Genuße entgegen eilen. Weiß er nur, daß das Herz der Geliebten für ihn schlägt, so harre er getrost auf einen günstigen Augenblick, in welchem sie ihn vielleicht selbst zum Genuß in ihre Arme

einladen wird. Dieses Glück ward dem jungen Bacchus zu Theil. Lange hatte er vergebens um Cytherens Gunst geseufzt; seine Vorzüge waren ihren Augen unbemerkt geblieben; denn sie liebte noch den Gott des Kriegs mit jugendlicher Zärtlichkeit. Endlich entsagt der verschmähte Bacchus seiner Liebe zu ihr und schenkt einer ihrer Grazien, Aglajen, seine Gunst. Jetzt zieht Mars nach Thrazien in den Krieg und Venus bezieht sich nach den Hainen von Golgos. Bacchus sucht seine Aglaja in diesen Hainen auf. Venus begegnet ihm; sie findet ihn in diesem Augenblicke liebenswürdig; sie eilt ihm mit ihrer Gunst entgegen; er bleibt kalt; endlich gelingt es ihr, ihn zu überraschen und in seinen Armen die glücklichen Augenblicke ihrer ersten Liebe wieder zu finden.

Diese reizende Episode, dünkt uns, thut doch nicht recht dar, was sie darthun soll. Der Liebhaber soll den günstigen Augenblick erwarten und benützen. Hier aber wird eine ausgegebne Liebe erneuert; eine willkührliche Fügung der Umstände öfnet Cytherens Augen für die Verdienste des Bacchus und sie erobert ihn, durch alle die Mittel, welche sie auch dann hätte aufbieten müssen, wenn er sie nie vorher geliebt hätte. Der Aufwand der Kunst ist also auch hier nicht auf Seiten des Mannes, von dem wir erwarteten, daß er die Abwesenheit des Mars benützen, und die Göttinn, durch ein wenig verstellte Sprödigkeit, in die Nothwendigkeit setzen würde, ihm auf halben Wege entgegen zu kommen und seinen Triumph zu verdoppeln. —

Was

Was den Inhalt der Vorschriften anbetrifft, so hat uns das dritte Buch die meiste Befriedigung gewährt, vielleicht weil wir in den beiden ersten Gesängen mehr neues erwarteten, als wir billiger Weise hätten erwarten sollen, weil die Erfahrung über dasjenige, was uns Männern an den Weibern gefällt, bestimmteren Unterricht ertheilt, als über das, was die Herzen der Weiber gewinnt. Die Mittel, das weibliche Herz zu bestricken, scheinen uns nicht ganz vollständig und nicht immer bestimmt genug angegeben. Ein fester und glücklicher Körperbau ist zwar allerdings eine wichtige Empfehlung an die weibliche Sinnlichkeit; aber sie ist doch nur unbedeutend in Vergleichung mit den moralischen Zwangsmitteln, welche ein jeder in seine Gewalt bekommen kann. Diese sind demnach von einem allgemeineren Gebrauch und einem sicherern Erfolg. Hier aber wird nur ein einziges derselben empfohlen. Nur Demuth, heißt es,

Nur Demuth führt zum Ziel; — nur Ehrfurcht für
die Laune,

Die niemals aus dem Kreis der Schönheit sich
verliert,

Gewinnt die Zärtlichkeit der Herzen uns und rührt,
Mit magischer Gewalt, die Blonde wie die Braune:
Wer sich nach Rosen sehnt, scheut ihre Dornen
nicht;

Und wer um Liebe steht, trägt ihre Last und übet
Die Tugend der Gedult, liebt, was sein Mädchen
liebet,

Und nennt Gehorsam seine Pflicht.

Erhebt, verehrt, beglückt das Mädchen, dessen
Wangen,

Im zauberischen Reiz der ersten Jugend prangen;
Doch sagt ihr, daß ihr euch mit Stolz zu waffnen
wißt,

Wenn sie, ob ihrem Werth, den eurigen vergißt.

Uns dünkt, daß sie mit größerm Rechte in den ersten
Gesang aufgeführt worden wäre.

Etwas weiter hin erteilt der Dichter Unterricht
über die Benutzung gewisser Situationen. Hier können wir
folgender Strophe unsern Beyfall nicht schenken:

Lies ihr aus Gerstenbergs schalkhaften Ländeleyn,
Wie süß die Liebe lohnt, und wie ein Mäulchen
schmeckt,

Wie man in Paphos eilt, des Lebens sich zu freuen,
Und Arm in Arm den Hain durchstreift und Amors
neckt.

Entzündet sich ihr Blick und kleiden ihre Wangen,
Indeß du liegst dich in mildes Rosenlicht,

So drück' ihr sanft die Hand und kammle dein
Verlangen,

Dich bisset Amors Mutter nicht.

Hier mißfällt uns nicht nur der Ausdruck im zweiten
und letzten Verse, wo der Zusammenhang fordert — in diesem Augenblick begünstigt dich
Amors Mutter, sondern die Vorschrift selbst scheint uns nicht recht zweckmäßig zu seyn. Uns
dünkt eine Lectüre, wie die hier vorgeschlagene, wird
jede Empfindung eher, als die Empfindung der
Sehnsucht erwecken, von welcher sich allein ein
glück-

glücklicher Sieg erwarten läßt, ſo wie die Lectüre, des Januarius und der Maja, welche in der vorhergehenden Stanze empfohlen wird, vielleicht eher dazu dienen dürfte, das weibliche Herz mit Vorſicht zu waſnen, und es mit der geheimnißvollen Ahndung zu erfüllen, von welcher Morick ſehr richtig bemerkt, daß ſie jedem Geſtändniſſe, jedem Eroberungsverſuche der Männer voran eile. In jedem Falle möchte die Abſicht des Vorleſers zu deutlich in die Augen fallen, um ihm einen günſtigen Erfolg zu verſchaffen, oder dem Weibe zu verſtatten, auch nur die Rolle der Unwiſſenden und Ueberrachten zu ſpielen. Dieſes erinnert uns an eine andre Stelle in demſelben Gefange. Der Dichter hat den Jüngling in das Theater geführt. Er rath ihm, hier ſeine Zeit nicht zu verlieren, ſondern die Eindrücke zu beobachten, welche die Vorſtellungen auf das Gemüth der anweſenden Schönen machen. Hier heißt es unter andern:

Die Schöne, glaubet mir, die ſich der Großmuth
freuet,

Die Bruder Morig ehrt und übt,
In Coras Lüſternheit Natur und Einfalt liebt,
Und willig das Vergehn Eulaliens vergeiſhet,
Die Schöne, die gerührt für die Verführte ſpricht,
Der Wildenhain die Hand zum Brautaltar ver-
ſaget,

Bekennet, daß ſie nie für Beſtas Fahnen ſicht,
Und eine ſüße Schuld ſich zu erlauben waget,

Schwerlich iſt dieſe Bemerkung tief genug geſchöpft, und wir fürchten, der Jüngling wird ſel-

ten Gelegenheit haben, von ihr Gebrauch zu machen. Der Weiber, welche Eulaliens Vertheidigung übernehmen und die bizarre Großmuth eines Bruders Morig lobenswürdig fänden, dürfte es nur sehr wenige geben; und wir wollen alles wetten, daß diese den Angriffen der Männer gerade die meisten Schwierigkeiten entgegen setzen würden. Desto häufiger sind die Tadelrinnen weiblicher Schwachheiten, die Vertheidigerinnen der strengen Tugend, die Rigoristinnen, die entweder nie eine Versuchung zu bekämpfen hatten, oder auch die, welche — Penelopen simulante et Bacchanalia vivunt; und der Dichter hätte seine Schüler lehren sollen, die wahre Meinung der Weiber nicht in dem Sinne ihrer Worte, sondern in ihren Geberden, in dem Tone ihrer Stimme und dem Ausdrucke ihrer Blicke zu suchen. Von dieser Seite giebt auch die strengste Sittenrichterin, wenn sie nicht zu gleicher Zeit wirklich eine Tugendheldin ist, gewisse Blößen, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, und seine Hoffnungen dann am meisten beleben, wenn die ausdrücklichen Worte dieselben am meisten niederschlagen scheinen.

Ohne diese Bemerkungen weiter zu verfolgen, die vielleicht in der Kritik eines Gedichtes überflüssig scheinen können, wollen wir nur noch einige Stellen berühren, in welchen uns der Ausdruck nicht die volle Klarheit, Bestimmtheit und Würde zu haben schien, die bey weitem in dem größten Theil dieses Werkes den Ausdruck unsers Dichters charakterisirt.

terisirt. Nur selten, aber doch bisweilen, fällt er in einen etwas rhetorischen Ton. 3. B.

Lockt, Schönen, euch indeß kein falscher Hang zur
Pracht,

So seht ihr oft und gern euch in der Unschuld Tracht,
Weiß, glaubet mir, erhöht die Rosen, wo sie
Wähen,

Und zwingt die Liljen nie, beschämt zurückzu-
fliehen.

Weiß ringet nicht nach Sieg und kommt doch auch
ans Ziel;

Weiß scheint so wenig nur zu sagen und sagt viel;

Weiß ging die Tyrrerin, die Jupiter entführte,

Und Ceres Tochter weiß, als sie den Pluto rührte.

Dieselbe Wiederholung des nämlichen Begriffs giebt dem Ausdrucke eine gewisse komische Wichtigkeit. Die schwarze Farbe wird in der nächsten Stanze auf eine ähnliche Weise empfohlen, und diese Symmetrie verstärkt jene Wirkung, gegen die Absicht des Dichters. Auch die willkürlich erfundenen mythologischen Züge haben einen rhetorischen Anstrich. Dieselbe Wirkung bringt die Wiederholung von einerley Wendung in zwey auf einander folgenden Stenzen. 1. Gesang. 8 und 9 hervor :

Es sey, daß sich dein Herz der dämmernden Ge-
fühle

Der aus der Kindheit Traum erwachten Jugend-
freut,

Es sey, daß du die List und schlaunversteckten Spiele

Dein

Der reifern Schönheit liebst, es sey, daß dich die
Kunst

Der schon Vermählten reizt u. s. w.

Und gleich darauf:

Es sey, daß zum Olymp der Kasse schnellen Lauf
Diana lenkt, es sey, daß Phöbus Fackel lodert.

Unrichtige Ausdrücke haben wir, für den Umfang des Ganzen, äußerst wenige in diesem Gedichte bemerkt; doch auch diese wenigen wünschten wir von einem so vollendeten Werke entfernt. Ein unrichtiger Ausdruck ist es ohne Zweifel, was im 1. Gesang 12. St. einen sehr mißfälligen Gedanken herbeigeführt hat:

O Labyrinth voll Lust! Unglücklich wessen Augen
Den Glanz, der dich erfüllt, nicht lüßtern in sich
saugen!

Unglücklich, wer in dir nur Flur und Tempe sah,
Und kalt, in diesem Meer von Feuer,
Den heimlich süßen Drang, der Schönheit legten

Schleyer
zu heben, nicht empfand. Ihm hat Aglaja,
Ihm, an des Lebens ersten Morgen,
Der Freude Genius sein Angesicht verborgen.

Wenn wir hier anders den Dichter recht verstehen,
so würden wir vielmehr so geschlossen haben, daß
wer bey dem Anblick einer Versammlung schöner
Weiber nur jenen heimlichen Drang empfindet,
den letzten Schleyer der Schönheit zu heben,
weder von dem Genius der wahren Freude, noch
vielen weniger aber von den Grazien angelächelt wor-
den.

den! In der vorhergehenden Stange vermiffen wir die Richtigkeit und das nöthige Verhältniß der Gedanken :

Arm gegen diesen Hain ift der gepriefne Saal,
Wo, wie Homer uns fingt, die fel'gen Götter le-
ben,

Wie wohl zu jedem Mittagsmahl
Die holden Damen fich zu hundertem erheben,
Und Mufen, Grazien und Nymphen, deren Zahl
Kein Dichter noch errieeth, dort auf und nieder-
fchweben,

Und Zevs, den doch fo leicht die Menge nicht
verwirrt,

Sich gröblich oft auf Veflas Brufte verirrt,

Hier ift der Befchreibung des verfammelten Götter-
chors ein viel zu großer Platz eingeräumt; und die
legten Zeilen enthalten, wenn wir uns nicht sehr
irren, einen falſchen Gedanken. Zevs verirrt ſich
oft auf Veflas Brufte — wegen der Menge von
Götterbuben, die er um ſich fieht, ohne Zweifel.
Und hoffentlich nur — mit den Augen. Aber
dann ift die Sache unmöglich. Auch bey der Ver-
wirrung der größten Menge, ſcheint doch das Al-
ter alt und die Jugend jung. Ja wenn von dem
trunknen Jupiter die Rede wäre!

An folgender Stelle:

Die Mädchen find geprüft, die Königin erföhren;
Jetzt wafnet euch mit Muth und mit Beharrlich-
keit!

Dwar wehrt zehn Jahre lang, wie Troja's alte
Thürme

334 Die Kunst zu lieben

Sich keine mehr; oft siegt Gott Amor ohne Stürmt,
Doch öfter siegt allein die Zeit.

würden wir bey einem andern Dichter vielleicht
nicht angestoßen seyn; bey dem unsrigen ist sie außer
dem Tone.

Die schwächste Stanze im ganzen Werke ist
vielleicht diese:

Sah't ihr die Donaustadt noch in Theresens Tagen,
So hör'tet ihr darob die Männer sicher klagen.
Im Frieden schmiegte sich der unbeweibte Held
Dem jnnigen Weibchen an, und zog er nach Tro-
pheen

Hinaus ins kriegerische Feld,

So sah man den Abbe' gepuht am Nachttisch
stehen.

Was auch der Männer List und immer wacher Blick
Verwehrte, kaum entging der zehnte dem Geschick.

Die Zeilen:

Für uns und unser Glück und unsern Zeitvertreib
Schließt eine Welt sich auf; nicht also für das Weib.

geben nicht den Sinn, welchen der Dichter beab-
sichtigte. Es ist nicht von einem einzelnen Falle
die Rede, welcher die Freuden und den Ideen-
kreis des Mannes hätte erweitern können; sondern
von einem bleibenden Zustande, in welchem sich
die beyden Geschlechter befinden. Der Dichter
will sagen: Nicht in einem Gegenstande braucht
der Mann sein Glück und sein Vergnügen zu suchen.
Ihm stehen eine Menge Wege offen, die dem Weibe
zu betreten verboten sind. Alle Fähigkeiten, die

es besitzen mag, alles Feuer seines Geistes, giebt ihm keine andern Ansprüche, als auf die Herrschaft in dem Hause, oder in dem Herzen seines Liebhabers.

Nicht ganz richtig ist das, was von dem Nutzen der Freundschaft in der Liebe gesagt wird:

Durch sie nur, Liebende, durch sie

Weckt ihr des Argwohns Zweifel nie.

Wo das entgegengesetzte Bild stehen sollte: Durch sie wiegt ihr die Zweifel des Argwohns ein. —

Wenn es weiter hin von dem Verdruß der Weiber bey der Untreue ihrer Männer heißt:

Geruhig diesen Schmerz im Innern zu verschließen,

Ist ein Verdienst, das wenig Schönen rührt.

so fühlt man leicht, daß rührt, nicht das richtige, wenigstens nicht das deutlichste Wort ist. Auch von Verdienst kann hier eigentlich die Rede nicht seyn.

Wahrscheinlich werden unsern meisten Lesern diese Kritiken sehr mikroskopisch scheinen. Aber so ist es; bey vollendeten Werken wird die Kritik zur Mikroskopie. Wir glauben mit gutem Gewissen unserm Vaterlande zu einem gebührenden Glück wünschen zu können, das in Rücksicht auf mannigfaltige Schönheiten des Inhalts, Reinheit des Geschmacks, Vollendung der Sprache und edler Harmonie der Versification den besten Werken der Poesie in unserer Sprache an die Seite gesetzt werden darf.

XIII.

Englische Litteratur.

Juvenile Poems. By *Henry Kett*. M. A. Fellow of Trinity College, Oxford 1793. London, Rivingtons 54. p. 8. Die Jugend des Verf. ist es nicht allein, was diese Gedichte der Aufmerksamkeit und Auszeichnung werth macht. Durchaus verräth der Dichter jenes zarte und tiefe Gefühl, das die Seele der Poesie ist, und jenen feinen und gelauterten Geschmack, der seinen Werken die letzte Politur giebt. Ohne sich von der Einsalt der Natur zu entfernen, ist sein Ausdruck gewählt und zierlich, und sein Versbau wohlklingend. Ein beträchtlicher Theil dieser kleinen Sammlung besteht aus Sonnetten, deren jedes eine einzelne Empfindung angenehm darstellt und der Seele stark einprägt, ohne nach den zugespitzten Einfällen und den glänzenden Gedanken zu ringen, die eigentlich dem Sinngebicht zukommen, wodurch man aber jetzt häufig, wiewohl sehr unüberlegterweise, das Sonnett aufzustufen sucht. Eins der anmuthigsten Gedichte ist folgende Inschrift für ein Wäldchen bey Elsfeld.

Heedless wanderer, come not here
With clamorous voice, or footstep rude,
For harmony's sweet sake forbear
To violate this solitude.

For

For ne'er the nightingale forſakes
This haunt, when hawthorn bloſſoms ſpring;
Veil'd in the ſhade of tangled brakes,
She calls her neſtlings forth to ſing.

Hark! catch you not their warbling wild
That ſoftly flows the leaves among?
Now loudly ſhrill, now ſweetly mild
The deſcant of their thrilling ſong.

The earlieſt primroſe of the year
Beneath delights its flowers to ſpread,
The clustering hare-bell lingers near
The cowſlip's dew-beſpangled bed.

And whiſt the weſtern gales allay
The fervour of the noon-tide heat,
They whiſper where, retir'd from day,
The violet ſcents her low retreat.

See, ſparkling with a tremulous gleam,
The rivulet, meandring flows;
Whiſt on the ſurface of the ſtream
The ſilver lily quivering blows.

It tempted by the twilight ſhade
Beneath the ſmooth-leav'd beech you lay,
Soon will the charms, that dreſs the glade,
Bring ſweet oblivion of your way.

But heedleſs wandeter, come not here,
This feaſt was not prepar'd for thee;
Unleſs thy heart feels nought more dear,
Than Nature and ſimplicity."

Unter den Uebersetzungen zeichnet sich ein Lied an die Gesundheit nach dem Griechischen, ein Epigramm an die Sappho von Dioscorides, ein anders an dieselbe von Antipator u. sehr vortheilhaft aus.

Poems. Dedicated to the Right Honor. the Earl of Mansfield. By *Lady Burrel*. In two Vol. 600 p. London 1793. 8. Diese starke Sammlung kleiner Gedichte ist weniger wegen einzelner Fehler und Unvollkommenheiten, wie wohl sie auch keinesweges davon frey ist, als wegen eines gänzlichen Mangels jener kräftigen Aeußerungen der Erfindungskraft und Phantasie, und eines vorzüglichen Grades der Eleganz des Ausdrucks, worin die Poesie von erstem Range ausgezeichnet, tauglich ist. Die Verf. scheint keinen höhern Zweck zu haben, als ihre Freunde und das Publikum mit einer Anzahl kleiner Gedichte mancher Art, die größtentheils durch örtliche und persönliche Verhältnisse veranlaßt wurden, und als Opfer der Höflichkeit oder Freundschaft für gewisse Individuen bestimmt waren, zu unterhalten. In ihrer Neuheit mögen sie in dem Zirkel der Bekannten der Verf. Vergnügen gemacht und Beyfall gefunden haben: dieß war indeß bey weitem noch kein zureichender Grund, sie öffentlich bekannt zu machen. Die Gerechtigkeit fordert aber gleichwohl, zu gestehen, daß wenn auch nicht das Ganze, doch manches einzelne Stück des Drucks werth war. Einige von den ernsthaften Stücken athmen eine gewisse rührende Zärtlichkeit, wodurch sie sich empfehlen: so die Erzählungen des ersten Bandes im
Walla-

Balladenton. Vorzüglich gelingen der Verf. die scherzhaften und tändelnden Kleinigkeiten. In diesen ist viel Wiß und manche glückliche Anspielung auf bekannte Personen in der politischen und galanten Welt und auf Sitten und Gebräuche der Zeit, wie man sie von einer Dame erwarten kann, die so lange in der besten und geistreichsten Gesellschaft gelebt hat. Ihre Manier in dieser Gattung kann man aus folgender artigen Bagatelle ersehen:

*On a robin readbreast being in one of the windows in
the drawing-room at St. James's, on new-years
day, 1784.*

Say, idle flatterer! why art thou
Come hither with the motley crowd?
Who promise, flatter, cringe and bow
Each of his own importance proud!
Poor bird, unnotic'd thou wilt wait,
A trifler, lost among the great.

Why, Robin, didst thou venture here?
Did Royal Charlotte's gentle mien
Encourage thee, to come so near,
Attracted by her look serene?
Say, didst thou leave the peaceful grove,
To hear speak, to see her move?

Or wert thou won by Townshend's smile?
Did Jerfey's charms thy heart ensnare?
Did Stormont's eyes thy steps beguile?
Or Buckingham's majestic air?
Or Devonshire's bewitching face
Entice thee to this busy place?

Or say! did Rutland's form divine,
 And graceful air attract thy sight:
 Did Melbourn's countenance benign,
 Thee, rambler, to the court invite?
 The risque of accidents to brave,
 At best, a voluntary slave!

Whate'er the real cause may be
 That brought thee, silly creature! here,
 May none, with eyes malicious see
 The Readbreast, as he hovers near;
 Ah, may no hand profane presume
 To bee thee from the Royal room.

For thou hast merit few possess,
 Who here their frequent homage pay;
 They often hate, whom they caress,
 And flatter only to betray;
 Whilst thou, who ne'er deceit hast known,
 Art worthier to approach the throne.

The Poëtics of Marcus Hieronymus
 Vida, Bishop of Alba, with Translations
 from the Latin of Dr. Lowth, Mr. Gray and
 others. By *John Hampson*. London 1793.
 256 p. 8. Der Name des Vida ist bekannter
 als seine Werke, die in unsern Tagen wohl nur
 sehr wenig Leser finden, so viel sie deren auch ver-
 dienen. Vida, ein Italiener, geboren zu Cre-
 mona 1470. schrieb auf Befehl Leos X. sein reli-
 giöses Gedicht *Christias*. Auch sonst schrieb er
 noch manches in Prosa und Versen, das sehr gün-
 stig aufgenommen ward. Vorzüglich scheint er
 Nei-

Neigung und Talent zur didactischen Poesie besessen zu haben. Seine *Bombyces*, ein Versuch über die Behandlung der Seidenwürmer, ist eine glückliche Nachahmung von Virgils *Georgics*, ein ausgearbeitetes, regelmäßiges Gedicht voll poetischer Züge. Seine *Schacchia*, über das Schachspiel ward zu seiner Zeit sehr bewundert. Sein bekanntestes und bestes Werk aber ist seine *Poetik*: die ohnstreitig das Verdienst richtiger und wahrer Ideen, einer guten Methode und einer reinen und eleganten Sprache hat. Man hatte schon eine englische Uebersetzung dieses Gedichts von einem gewissen Pitt, die aber aus den Buchläden verschwunden ist, und der es überdies ganz an den so nöthigen Anmerkungen und Erläuterungen fehlt. Desto willkommener wird diese neue Vollmetschung des Hrn. H. seyn, die in leichten, fließenden Versen geschrieben und auch ziemlich treu ist. Zur Probe setzen wir die Stelle vom Anfang her, wo dem jungen Dichter der Rath gegeben wird, sich auf das vertrauteste mit Virgil und Homer bekannt zu machen.

P. 10. Now let our youth his earliest tribute bring;
 Join the full choir and seek th' Aonian spring,
 From his first years the tuneful bard explore,
 Rear'd by the muse on Mincius' verdant shore;
 And from the magic of the Mantuan page,
 His genius feel, and catch his noble raye.
 Delightful task! while young Ascanius fires
 With martial warmth, or tender woe inspires
 To mourn the generous youth untimely slain,

And the pale horrors of the ensanguin'd plain,
 With what delight I hear him still enquire
 Of Lausus sinking as he saves his fire;
 Of Tallas pierc'd by Turnus' flying lance,
 While o'er his eyes the hovering shades advance;
 Unpitied fate arrests his rosy breath;
 And his limbs stiffen in the grasp of death!
 Pleas'd I behold the fiercer passions rise,
 Flame in his breast and lighten in his eyes;
 But soon his face a different aspect wears,
 In sorrow clouded and all bath'd in tears;
 Thee, thee he mourns, Euryalus the brave,
 And the stern fate, that marks thee for the grave,
 Learns with thy sorrowing parent to deplore
 Those beauteous limbs all pale and stain'd with gore,
 Sees all around the purple torrent flow,
 And bear to early to the realms below.
 Nor less the Grecian bards his cares engage,
 And claim the tribute of his tender age;
 While either speech ambitious to obtain,
 He joins th' Argolic with the Latian strain.
 Now shall he learn Aeneas to compare
 With fierce Achilles, master of the war,
 Or Ithacus delighting to relate
 The various windings of his wayward fate,
 And in Anchises offspring see combin'd
 Pelides' valour with Ulysses' mind,
 But since no slender phalanx forms the throng
 Of Greeks and Romans who contend in song;
 Left some inferior, and of doubtful voice,
 His taste degrade, and fix his partial choice,
 'T were well to each his station to award,
 Nor with the genuine class the spurious bard.

Nor

Nor hard the task each poet to record;
While Homer reigns by right, superior lord;
Him all observing catch the sacred fire,
And grow immortal as his works inspire.
Thrice happy he the mighty Greek who saw,
And from his lips deriv'd the living law!
Or they who in the first succeeding age,
Felt the full force of his transcendant page!
Who next to Homer knew to touch the lyre,
Outsoar the rest and lead the tuneful choir;
While later bards, a mean degenerate race,
At awful distance know their destin'd place;
Too blind their father's beauties to discern;
Too dull to write and yet to proud to learn.
Ah! the dire chance, when from th' Inachian shore
Fled the greek Muse, and learning was no more!
Hurl'd from their seats, her kings, her people roam,
And point in exile to their ravish'd home.
The fierce barbarian, with insulting hand
Shakes the red scourge, and desolates the land.
The banish'd Muse our Latian fires detain,
From Greece transported to th' Ausonian plain.
Here, as they first their simple joys rehearse,
Rough and uneven flows th' unpolish'd verse;
Though rude the song, the rural Gods around
Hail the glad omen, and approve the sound.
Nor yet had Ennius learnt his arms to wield,
And paint in song the terrors of the field;
Though first who dar'd, in yet untutor'd lays,
In Italy presume the Grecian bays.
Then others rose, ordain'd to explain the laws
Of nature, and explore each secret cause;
Sweet was the polish'd strain, and pure the song,

As ev'ry Muse had touch'd each tuneful tongue;
 Thus by degrees the Latian maid assum'd
 A nobler air, and with new beauties bloom'd.
 Stript of her homely garb, the nymph is seen
 Of form majestic and exalted mien;
 Till as obscur'd no more the face of day,
 The rains subside, the sever'd clouds give way;
 In high effulgence shines the orb of light,
 Serenely fair, and beautifully bright:
 Great Naro thus at once resplendent shone,
 And nobles glories in his fav'rite son...

Die erläuternden Anmerkungen sind mit unverkennbarem Fleiß und Geschicklichkeit zusammengetragen; auch die auf dem Titel erwähnten Uebersetzungen neuerer lateinischen Gedichte von englischen Verfasser haben ihren Werth.

Ode for the Encaenia held at Oxford, Jul. 1793. for the Reception of his Grace William Henry Cavendish Duke of Portland, Chancellor of the University. By Robert Holmes D. D. Professor of Poetry. Set by Ph. Hayes, D. M. Professor of Musick, Oxford and London 1793. 15 p. 4. Der Ruhm der alten Gönner und Zierden der Gelehrsamkeit von Oxford sind in diesen sehr vollendeten Versen mit einer dem Gegenstand angemessenen Pracht des Ausdrucks gefeiert, und die Wissenschaften ergeben sich hier mit aller gehörigen Achtung und Dankbarkeit selbst unter den Schutz ihres neuen Hauptes.

in galling bitterness, and boils

razy — —

ist mager und dürstig an Handlung:
 er höchst schwülstig. Aus folgenden
 kann man sich einigen Begriff machen, was
 ausschweifend tolle Sprache der Dichter vor-
 der Hauptperson seines Stücks führen läßt:
 mit dir, mürrisch aufgeblasener Stolz,
 einen riesenhaften Dünkel in die Wolken,
 und unter deiner ungeheuern Leere zusam-

hebe den Handschuh auf. Und wären
 uppen deines Panzers Krokodile, und
 isende Drachen um dein Schwert. Und
 Schild ein Felsen, und Alpen deine
 ch bohre in deine Eingeweide und spieße
 iefe Klinge...

h bedarf nicht des Sporns zur kühnen Rit-
 Mein, nein — ehe sollen entwurzelte
 umkippen, und mich zu Atomen trüm-

aß die Rache des Himmels und der Erde
 Hölle mich durch die Stacheln der Wuth
 ! Arm! vermehre den Orkan der Rache!
 sie, durchbohre sie, durch und durch —
 ine große Wunde ist. Dazu muß' ich le-
 ren; um eines so schrecklichen Todes zu
 Ich werde rasend (schlägt an die Thür)
 der Eingang zu ihrer Höhle... Ich will sie
 Bauch derselben ans Tageslicht bellen."

Mit

Which awes the passions, and sublimes the mind:
 Give them that heavenly patriotic flame,
 Which glow'd of yore in Somers' godlike frame:
 Give them in Nature's foremost rank to stand,
 And walk with high-soul'd britons hand in hand..

Raymond: a Tragedy Descriptive of the age of Chivalry. London 1793. 68 p.
 8. Der Schauplatz der Handlung dieses Stücks liegt an dem Ende der Alpen im südlichen Frankreich. Die Periode derselben ist der Kreuzzug des heil. Ludwig. Die Fabel ist kurz und einfach. Raymond ein tapftrer Ritter kehrt mit Ruhm gekrönt aus dem gelobten Lande zurück, mit der Hoffnung, den Preis für seine Arbeit in Azelais Armen zu finden. Ein boshafter Feind, der Gelegenheit gefunden, ihn bey ihrem Vater zu verläumben, bringt ihn um die Erfüllung dieses heißen Wunsches. Er findet den Vater unerbittlich, hält die Geliebte für treulos, und rast und tobt nun die drey letzten Akte des Stücks hindurch in wahnsinniger Verzweiflung, bis er zu dem Entschluß kommt, beyde von der Erde zu vertilgen. Gottfried, sein treuer Knappe, tödtet den Vater: die liebenswürdige Azelais behält er seinem eignen Schwerte vor: allein, wie es schon gegen sie gezückt ist, bebt er vor der Ausführung zurück. Er wendet den Streich gegen sich selbst und stirbt. Die Moral davon ist (S. 68.)

— — who will dare to love! Oh 't it a potion,
 That if gently moved, swims rich with flavour
 And salubrious: but shake the composite,

It

It smarts in galling bitterness, and boils
To phrenzy — —

Das Stück ist mager und dürftig an Handlung: die Sprache höchst schwülstig. Aus folgenden Stellen kann man sich einigen Begriff machen, was für eine ausschweifend tolle Sprache der Dichter vorzüglich die Hauptperson seines Stücks führen läßt: „Hinweg mit dir, mürrisch aufgeblasener Stolz, begrabe deinen riesenhaften Dünkel in die Wolken, und stürze unter deiner ungeheuern Leere zusammen — —

„Ich hebe den Handschuh auf. Und wären die Schuppen deines Panzers Krokodile, und blühten rasende Drachen um dein Schwert. Und wäre dein Schild ein Felsen, und Alpen deine Wälle, ich bohre in deine Eingeweide und spieße dich an diese Klinge...

„Ich bedarf nicht des Sporns zur kühnen Ritterthat. Nein, nein — ehe sollen entwurzelte Thürme umkippen, und mich zu Atomen trümmern...

„Daß die Rache des Himmels und der Erde und der Hölle mich durch die Stacheln der Wuth entzünde! Arm! vermehre den Orkan der Rache! Zerreiße sie, durchbohre sie, durch und durch — bis sie Eine große Wunde ist. Dazu muß ich leben bleiben; um eines so schrecklichen Todes zu sterben! Ich werde rasend (schlägt an die Thür) Hier ist der Eingang zu ihrer Höhle... Ich will sie aus dem Bauch derselben ans Tageslicht bellen.“

Mit

Mit patriotischem Vergnügen sah Rec. aus diesem Stücke, daß es in England wenigstens Eimen dramatischen Schriftsteller giebt, dessen Sprache selbst um mehrere Grade schwülstiger und abentheuerlicher ist, als die des rohesten und zügellosesten Fabrikanten deutscher Ritterstücke.

Sketches of the Origin, Progress and Effects of Music, with an account of the ancient Bards and minstrels. Illustrated with various historical facts, interesting anecdotes and poetical quotations. By the Rev. Richard Eastcott, of Exeter. Bath and London 1793. 277 p. 8. Dieses Werk beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht des Zustandes der Musik in den ältesten Zeiten, worin die Hauptideen einiger ältern Geschichtschreiber dieser Kunst in der Kürze zusammengestellt sind. Hier war dem Verf. schon so viel und so gut vorgearbeitet, daß er sich und den Lesern wohl die durchaus fremden, von der Materie ganz entlegenen Abschweifungen über andere Künste und Wissenschaften, ja sogar auf die römischen Fechterspiele, die Grausamkeiten des Nero u. s. w. hätte ersparen können. Ueber die der Musik zugeschriebene wunderbare Macht wird mit Recht nur mit wenig Worten gehandelt. Ueber die angeblichen Heilkräfte der Musik führt der Verf. die Meinungen der Philosophen, Naturforscher und Geschichtschreiber an, und erläutert sie durch verschiedene Erzählungen, die er für zuverlässig ausgiebt; allein man sieht bald, daß der W. Anekdoten dieser Art zu leicht Glauben schenkt.

Ohne

Ohne Bedenken wiederholt er die alten Sagen von der Pestilenz, die durch die Leper vertrieben worden, und von dem glücklichen Gebrauch der Musik in hitzigen sowohl als in chronischen Krankheiten. Einige neuere Anekdoten mögen mehr Zutrauen verdienen: z. B. die von Stradella, einem italienischen Musiker. *) Verschiedene seltsame Beobach-

*) Stradella war ein Componist bey der Oper in Venedig, und stand so wohl als Sänger, denn als Harfenspieler sehr hoch in der Gunst und Achtung des Publikums. Er unterrichtete ein junges Frauenzimmer von edler Herkunft, die, ohnerachtet des großen Glanzes ihrer Familie, mit einem Robbe einen strafbaren Umgang unterhielt. Stradella machte einen so wirksamen Gebrauch von seinem musikalischen Talent, daß er ihre Seele bald mit seinen Empfindungen in Einklang setzte, und nach einigem Weigern entschloß sie sich, ihre Verbindung mit dem Robbe aufzugeben, und künftig mit Stradella Glück und Unglück zu theilen. Dem zufolge gingen sie in einer schönen Nacht an Bord, und da der Wind ihnen günstig war, so entkamen sie glücklich. Rache bemächtigte sich der Seele des Venetianers, als er die Nachricht von ihrer gemeinsamen Flucht erhielt, und auf der Stelle schickte er zwey Vandiden mit dem Auftrag ab, den Aufenthalt der Flüchtlinge auszuspähen und sie beyde aus der Welt zu schaffen. Eine ansehnliche Summe war die versprochene Belohnung, wenn sie ihre Sache gut ausführten. Sie erfuhren bald, daß

beyde

obachtungen und merkwürdige Facta, die die große Gewalt der Musik über Kinder und Thiere erweisen. Einige erstaunenswürdige Beispiele großer Geschicklichkeit in der Musik in den ersten Kinderjahren.

beide den Weg nach Rom genommen; sie folgten ihnen sogleich dahin und vernahmen bey ihrer Ankunft dort, daß Stradella den nächsten Abend, um fünf Uhr, in der Kirche von St. Giovanni Laterano, ein Oratorium aufführen werde. Sie beschloffen demnach, der Aufführung benzuwohnen, und ihren schändlichen Plan auszuführen, wenn Stradella und seine Geliebte sich aus der Kirche entfernen würden. In der gewissen Hoffnung, den Zweck ihrer Botschaft zu erfüllen, und von der Begierde nach der Belohnung gereizt, fanden sie sich den nächsten Abend um die bestimmte Zeit ein. Stradella erschien bald: die Aufführung hub an, die Musik verschlang ihre ganze Aufmerksamkeit, und erzeugte so neue und wunderbare Empfindungen in ihnen, die sogar über ihre durch lange Gewohnheit zur Natur gewordene Grausamkeit und Wildheit den Sieg davon trugen. Sie singen an, Gewissensbisse zu spüren, und mit Abscheu über die Schändlichkeit des Verbrechens nachzudenken, zu dem sie sich hatten dingen lassen: kurz, sie entsagten ihrem Vorhaben, und beschloffen, anstatt den zum Tode bestimmten Opfern das Leben zu nehmen, alles mögliche zu ihrer Erhaltung zuthun. Als Stradella und seine Geliebte aus der Kirche nach Hausekehrten, folgten sie ihnen, redeten sie auf die ehre-

jahren. (Das neueste und merkwürdigste ist ohne-
streitig Mozart.) Der Verf. betrachtet sodann die
Musik als nachahmende Kunst, und bemerkt, daß
die Versuche auf diesem Wege oft, doch nicht im-
mer geglückt wären. Shakspears musikalische
Kenntnisse und seine große Verehrung für diese
Kunst werden durch mehrere Stellen aus seinen
Werken dargethan. Ferner führt der V. Stellen
aus verschiedenen Dichtern über den Charakter der
alten Varden und die alte Lehre von der Musik der
Sphären

ehrerbietigste Weise an, und nachdem sie dem
Künstler für das unendliche Vergnügen, das
seine Talente ihnen verschafft, gedankt hatten,
erzählten sie ihm, daß und warum sie ihm nach-
geschickt wären. Sie gestanden, sie wären wie
reißende Thiere in die Kirche gegangen: hätten
sie aber als Menschen verlassen, und fänden,
daß sie durchaus unfähig wären, ihren erhaltenen
Auftrag auszuführen. Sie baten das lie-
bende Paar inständigst, den nächsten Morgen
Rom zu verlassen, entsagten mit Vergnügen der
versprochenen Belohnung, kehrten nach Venedig
zurück, und sagten ihrem Kunden, Stradella
und Coriensi wären den Morgen vor ihrer An-
kunft aus Rom geflohen und hätten sich nach
Turin begeben, wo die Gesetze so streng und au-
ßer den Pallästen der fremden Gesandten schlech-
terdings keine Freystätten für Mörder wären, so
daß bey diesen Umständen die Gefahr zu groß und
der Erfolg zu unsicher sey, und sie daher die
ganze Sache von sich ablehnen mußten.

Sphären an; doch ohne weitere historische Nachrichten von jenen, noch ohne eine Erklärung über die Vorstellung von dieser zu geben. Den Beschluß machen vermischte Bemerkungen, Anekdoten und Winkte über die Vorliebe großer und gelehrter Männer für die Musik; über die Errichtung musikalischer Akademien; über den Nutzen der Musik; über ihren gegenwärtigen Zustand, sowohl einzeln als in Verbindung mit der Poesie betrachtet; über musikalische Sitten; über den Gebrauch und Misbrauch der Kirchenmusik; über die von Salomo bey der Einweihung des Tempels gebrauchten musikalischen Instrumente; über den gegenwärtigen Zustand der Tonkunst in verschiedenen Theilen der Welt. Das ganze Buch ist in einer zu desultorischen Manier geschrieben, und enthält zu viel vages Dilettantengeschwätz, als daß es auf den Beyfall gelehrter Kenner rechnen dürfte. Das höchste, was diese hier für sich erwarten dürfen, ist eine leichte und nicht ganz unangenehme Unterhaltung für ein paar Stunden.

A Catalogue of engraved British Portraits, from Egbert the Great to the present Time. Consisting of the Effigies of Persons in every walk of human Life; as well as those whose Services to their country are recorded in the annals of the English History, as others whose Eccentricity of Character rendered them conspicuous in their Day. With an Appendix, containing the portraits of such Foreigners, as either
by

by Alliance with the Royal Families of, or Residence as Visitors in this Kingdom, or by deriving from it some Title of Distinction, may claim a Place in the British Series, methodically disposed in Classes, and interspersed with a Number of notices, biographical and genealogical, never before published. By Henry Bromley. London, Payne 1793.

550 p. 4. Der ausführliche Titel zeigt zur Genüge, was man in diesem, für den Kunstkennner und Liebhaber äußerst wichtigen, und selbst dem gelehrten Geschichtsforscher nicht ganz gleichgültigen Werke zu suchen hat. So wenig man hier unbedingte Vollständigkeit erwarten kann, so ungemein groß ist doch die Anzahl der in diesem, mit vielem Fleiß gesammelten Verzeichnisse aufgestellter englischer Porträts, das alle ähnlichen frühern Versuche weit hinter sich zurückläßt. Vielleicht dürften wir einigen unserer Leser einen Gefallen erzelgen, wenn wir ihnen die Stelle der Einleitung, worin der V. selbst Nachricht von seiner Arbeit giebt, in einer Uebersetzung mittheilen.

„Der Geschmack am
 „Sammeln und Aufbewahren englischer gestochener
 „Portraits scheint in eben dem Verhältniß zugenommen zu haben, als dieser Gegenstand überhaupt
 „fleißiger behandelt worden ist. Die Arbeiten und die
 „Thätigkeit unserer eignen Künstler in der Kindheit
 „der Kupferstecherkunst ließen, bey der steten und
 „größten Aufmunterung, die sie fanden, von der Validität der Ausländer nur wenig befürchten; am
 „Ende der Regierung Karls I. aber schien dieser

„Kunst der Untergang zu drohen, und man kann wohl
 „sagen, daß damals die Werke der besten Meister
 „dem Spiele des Zufalls überlassen waren.

„Vor dem Cabinet des Grafen von Orford
 „wissen wir von keinem, das ausgezeichnet zu wer-
 „den verdiente. Denn wenn schon die Kunst, von
 „der Wiederherstellung an bis auf den Anfang
 „der gegenwärtigen Regierung, unter Karl II.
 „ihre größte Höhe erreichte, so findet man doch nur
 „von wenigen Personen, die Portraits gesammelt
 „hätten, Nachricht, und auch diese betrachteten
 „dies immer als einen Nebengegenstand von Lieb-
 „haberey. Unter diese gehören vorzüglich Mr.
 „Evelyn, Mr. Ashmole und Mr. Pepys.

„Die Vorliebe des obengenannten Lords und
 „der verwittweten Herzoginn von Portland für die
 „Kupferstecherkunst, die sie durch ihre unmittel-
 „bare Unterstützung des unermüdblichen Mr. George
 „Vertue an den Tag legten, erzeugte keine allge-
 „meine Liebhaberey. Allein, was die Kunst selbst
 „nicht vermochte, das thaten einige Schriften
 „über dieselbe, die Aufsehn erregten, weil sie be-
 „rühmte Verfasser hatten. Der beschreibende
 „Catalog der auserlesenen Sammlung des Mr.
 „John Nickolls, eines Quakers, von Mr. Jo-
 „seph Ames, der 1748 erschien, und die geschmack-
 „vollen Abhandlungen des berühmten Horace
 „Walpole, brachten die Leidenschaft, alte Portraits
 „zu sammeln, so in Schwung, daß von den ältern
 „Werken nur wenige für spätere Sammler in Um-
 „lauf blieben. Die Erscheinung von Mr. James
 „Granger

„Granger biographischer Geschichte von England
 „trieb sie vollends zu einer solchen Höhe des Enthu-
 „siasmus, daß alte legenden, Chroniken, von Käu-
 „fern und Verkäufern in Vergleichung der Gemälde,
 „die sie enthielten, nur als Nebensache betrachtet
 „wurden. Antiquare und Tröbler wurden durch das
 „allgemeine Fragen nach alten Köpfen aufmerksam
 „gemacht, und hielten nun ihre alten Tröster, Mord-
 „geschichten und selbst Kalender zurück, bis sie Leute
 „fanden, die ihre anlockenden Bilderchen zu unge-
 „heuern Preisen bezahlten.

„Der Nutzen einer gut gewählten Sammlung
 „gestochener Portraits ist offenbar, wenn wir be-
 „trachten, welchen großen Zuwachs die Litteratur
 „vorzüglich in der allgemeinen und besondern Ge-
 „schichte, der Biographie, Genealogie, Adelsge-
 „schichte ic. dadurch erhalten hat, und noch mehr
 „Gewinn wäre dafür zu erwarten, wenn man größe-
 „rere Acht auf die Inschriften der Kupferstiche hätte.
 „Granger war der erste, der hierin kritisch und sy-
 „stematisch zu Werke ging. — — Sind aber
 „richtige Unterscheidung der Kupfer und Erleichter-
 „ung der Mühe des Biographen, durch einen zu-
 „sammenhängenden, leicht zu übersehenden Plan
 „Haupterfordernisse eines Werkes dieser Art, so
 „hofft der Verf. in diesem Werke beyde Forderungen
 „hinlänglich befriedigt zu haben, und durch dieses
 „vollständige Verzeichniß sowohl den Besfall engli-
 „scher Geschichtsforscher und Alterthumskenner, als
 „der Künstler und Kenner zu erhalten. — —
 „Große Schwierigkeiten machten ihm oft die man-
 „gelhaften

„gelassenen Auf- und Unterschriften der Kupfer. In
 „den ersten Zeiten der Kunst scheinen die Kupferste-
 „cher bedacht zu haben, daß da der Hauptzweck ihrer
 „Arbeit sey, nicht allein die Gesichtszüge einer Person,
 „sondern auch ein Denkmahl ihres persönlichen
 „Werths auf die Nachwelt zu bringen, die Unter-
 „schrift der Platte notwendig eine Angabe der Ei-
 „genschaften enthalten müsse, wodurch die Person
 „sich auszeichnete. Die Familie Bertue und ihre
 „Zeitgenossen bey Einführung der Kunst in England
 „setzten diesen löblichen Gebrauch fort, und machten
 „die Aufschriften ihrer Portraits in lateinischer und
 „englischer Sprache zugleich, um jenen Zweck desto
 „sicherer und allgemeiner zu erreichen. Stellar
 „that dasselbe in den Kupfern, die er nach Bandyt
 „stach, unglücklicher Weise aber begann auch zu-
 „gleich mit ihm jene Sitte, übe die man schon so
 „oft gerechte Klage geführt hat.

„Die Mezzotintos von Smith, Becket,
 „Browne u. a. unter der Regierung Karls II. und
 „ihrer Nachfolger bis unter der vorigen Regierung
 „machten die Unterschriften ihrer Köpfe, besonders der
 „weiblichen, so unbestimmt und kurz, daß es scheint,
 „als ginge ihre Bestimmung nicht über den Tag
 „hinaus. Diese böse Gewohnheit ahmt man auch
 „in unsern Tagen noch blindlings nach. Auf diese
 „Weise sind manche Personen, die nicht mit dem hö-
 „hern und niedern Adel (peerage and baroneta-
 „ge) verwandt waren, heut zu Tage gänzlich unbe-
 „kannt geworden. Bey Kupfern, die nach dem Tode
 „der abgebildeten Personen erschienen, kann dieß
 „von

„von der Nachlässigkeit der Mahler hergekommen
 „seyn. Ein flüchtiger Blick auf die Liste der Mah-
 „ler in folgendem Catalog zeigt, wie selten das
 „Datum der Gemälde, oder das Alter der Perso-
 „nen angegeben ward. Daher kommen alle die Plas-
 „gen über falsche Namen in den Copien alter Ge-
 „mälde, wodurch man uns so oft getäuscht hat. Bey
 „Personen von Adel sind die Inschriften gewöhnlich
 „am ausführlichsten, ob es gleich hier weniger nö-
 „thig war, als bey andern, die kein Merkmal
 „haben, als einen oft sehr gemeinen Zunamen.
 „Wie widersinnig ist es aber, das Porträt eines
 „Freundes oder Verwandten, wie so häufig geschieht,
 „mit großen Kosten doch offenbar in der Absicht ste-
 „hen zu lassen, um sein Andenken zu erhalten, und
 „denn doch durch eine ganz leere und unbedeutende
 „Unterschrift, den Namen, der das Werk der Un-
 „sterblichkeit weihen sollte, auf diese Weise zufällig
 „oder absichtlich in Dunkelheit versinken zu lassen!
 „Die Achtung, die ich für die Künstler unserer Tage
 „hege, denen in den Annalen der Kunst ein vorzüg-
 „licher Platz gebührt, läßt mich hoffen, daß sie diesen
 „Wink mit eben dem guten Willen aufnehmen wer-
 „den, mit welchem er gegeben ward: indem ich da-
 „bey keinen andern Wunsch hege, als daß ihre Werke
 „dadurch ihre volle Wirkung erhalten mögen, daß
 „sie den Nachkommen sowohl, als ihren jetzleben-
 „den Bewunderern diese Werlegenheiten, die mir
 „so viel zu schaffen gemacht haben, ersparen“ —

The Emigrants, a Poem in two Books.
 By Charlotte Smith. 1793. 68 p. 4. Die

schon durch mehrere poetische Versuche, vorzüglich in romantischen Fache, vortheilhaft bekannte Verfasserin behandelt hier ein allgemein interessantes politisches und populäres Thema, denn ihre Lieder für lebendige Darstellung und Ausdruck leidenschaftlicher, dieser Empfindung ungenügend zu nennen können, ohne des Vergnügens der europäischen Lesergemeinde ganz unzulänglich zu stellen. Entwirrt sie ungehörige und romantische Gemüths- und Innere und äußere, und reißt die mitleidige Großmuth, die nur Trübsal im Elend hilflos die Hand reicht, um zu unglückseligen Eingebungen politischer und humanitätsvoller Gelehr zu geben. Jeder Freund der Dichtung wird dieses Gedicht mit Vergnügen lesen. Von dem Hauptgegenstand geht die Dichtung mit einem ganz natürlichen Uebergang zu den Unglücksfälle über, und wenn sie auch etwas zu lange dabey verweilt, so wird sie deshalb leicht von denjenigen Verzeihung erhalten, die es begreifen, wie sehr häusliches Unglück ein fühlendes Herz verwunde. Folgende Stelle, die eine kräftige Schilderung der Folgen des Kriegs enthält, diene zur Probe:

The feudal chief, whose gothic battlements
Frown on the plain beneath, returning home
From distant lands, alone and in disguise,
Gains at the fall of night his castle walls,
But at the vacant gate, no porter fits
To wait his lords admittance! — — In the courts
All is drear silence! — Guessing but too well
The fatal truth, he shudders as he goes

Through

Through the mute hall ; where, by the blunted light,
 That the pale moon thro' painted casements lends
 He sees that devastation has been there :
 Then, while each hideous image to his mind
 Rises, terrific, o'er a bleeding corse
 Stumbling he falls : another interrupts
 His staggering feet — all, all who us'd to rush
 With joy to meet him — all his family
 Lie murder'd in his way ! — And the day dawns
 On a wild raving maniac, whom a fate
 So sudden and calamitous has robb'd
 Of reason; and who round his vacant walls
 Screams unregarded, and reproaches heav'n ! —
 Such are thy dreadful trophies, savage war !
 And evils such as these, or yet more dire,
 Which the pain'd mind recoils from, all are thine,
 The purple pestilence, that to the grave
 Sends whom the sword has spar'd, is thine, and thine
 The widow's anguish and the orphan's tears ! —
 Woes such as those does man inflict on man ;
 And by the closet murderers, whom we style
 Wise politicians, are the schemes prepar'd,
 Which to keep Europe's wavering balance even,
 Depopulate her kingdoms, and configu
 To tears and anguish half a bleeding world ! — —

Sight, The Cavern of Woe, and Soli-
 tude. Poems by Mrs. *Mary Robinson*, Au-
 thor of Poems : Ainsi va le monde, the
 Monody to the Memory of Sir *Josuah*
Reynolds, *Vancenza*, etc. 1793. 32 p. 4.
 Diese drey Gedichte haben fast in gleichem Grade
 alle Schönheiten und Fehler der neuesten Produkte

der Verf. Ueppigkeit bilderreicher Beschreibung, Ueberladung von Beywörtern, spitzfindige, glänzende, aber sehr oft falsche Gedanken und Empfindungen; von der andern Seite aber auch wieder ein kühner Schwung der Phantasie, Reichthum der Diction, Feinheit der Gefinnungen und sehr wohlklingende, vollströmende Verse. Aus dem ersten Gedicht heben wir folgende schöne Beschreibung der Vergnügungen aus, die auch dem des Gesichts beraubten noch übrig bleiben:

P. 6. And yet, in such a mind, so whelm'd in
gloom,
 The pure affections of the soul still live!
 The melancholy void is subject still
 To the sweet magic of seraphic sounds;
 The soothing eloquence of sacred song;
 The whisp'ring gale, that mourns declining day;
 Or Philomela's soul-subduing strain,
 That woves lone Echo, from her viewless seat,
 To sail aerial-thron'd upon the breeze!
 The lulling murmurs of the wandring stream;
 The ever-rippling rill; the cataract fierce;
 The lowing herds; and the small-drowsy tones,
 That, from the insect myriads, hum around;
 The love-taught minstrelsy of plumed throats;
 The dulcet strains of gentle Consolation!
 But must of all, to that lov'd Voice, whose thrill
 Rushing impetuous through each throbbing vein
 Dilates the wand'ring mind, and frees its pow'rs
 From the cold chains of icy apathy
 To all the vast extremes of bliss and pain!
 For, to that Voice ador'd, his quiv'ring pulse
Respon-

Responsive beats! he marks its ev'ry tone,
And finds in each a sympathetic balm!

Die Höhle des Jammers ist ein allegorisches Gedicht, worin die verschiedenen Sattungen menschlichen Elends personificirt sind, und als Bewohner einer dunklen Höhle aufgeführt werden. Die Verf. zeigt sich hier als eine glückliche Nachahmerin Spensers: überhaupt aber sind doch Gedichte dieser Art außer dem Geist und Geschmack des Zeitalters, und so dürfte auch dieses, bey aller seiner Schönheit, nur von wenigen mit reinem Vergnügen ohne alle Anwandlung von Langeweile gelesen werden. — Das dritte Stück die Einsamkeit ist in jener sanften, melancholischen Manier geschrieben, die dem Talent und Geschmack der Dichterin besonders angemessen zu seyn scheint. Die Reize der Einsamkeit sind vortreflich geschildert: eben so sind die Klagen über die Thorheit derer, die sie so oft den blendenden Phantomen der Gewalt und Reichthümer aufopfern. Nicht weniger schön ist die Versinnlichung der traurigen Wirkungen des befriedigten Strebens nach Kriegsruhm durch eine glücklich erfundene Erzählung. Die Betrachtungen über das Ungemach, das mit irrbischer Hoheit verbunden ist, verdienen ausgezeichnet zu werden:

Ah, who can tell the various pangs that wait
- On splendid Misery? the tridden woes,
That thronging round the canopy of gold,
- Pernicious, moth-like, feed upon the wretch
Who groans beneath the payeantry of state!

Who can describe the agonizing throbs,
The thirsty fevers, or the languid hours,
That fated Luxury is doom'd to own?
Who can avert the strongly-poison'd shaft
Of Envy, glancing from the recreant soul?
Or who can bear the flow-consuming touch
Of unrequited Love; the subtle smile
Of insolent disdain; or the fell grasp
Of keen Lagratitude, the child of hell?
Or who, but those, the worst of human kind,
Who batten on the miseries of man,
Would, robbing Nature of her ample means,
Crouch the base knee, or prompt the fawning
tongue,
To gain applause from Ignorance and Pride?
Who, that is blest with intellect refin'd!
With sense to know the dignity of worth!
The vast supremacy of innate truth!
The majesty of mind! the sacred glow
That warms the son of Genius, and expands
The pure ethereal essence of the soul,
Would, like an eagle, pouncing on a worm,
Barter the proudest attributes of God
For the base joys of sublunary pow'r...

Wie viel mehr Lob noch würden diese Gedichte verdienen, wenn die Verf. weniger Wohlgefallen an jener künstlichen Phrasologie fände, die den Sinn dem Klang, oder jenen kleinlichen Verzierungen opfert, die, genau genommen, auf bloße Wortspiele hinauslaufen.

Sonnets. By a Lady. Sun-set, the yew-
trew the Change of fortune, the Bird, the

the wish, the Sex, the Time, the neglected Mansion, the Evening walk, Morning, to Hope, on the Pain of unpleasing Conversation, Philosophy, Rural pleasures, the Rose-bush, the Storm, May, Bride, the Pheasant, Music, solitude, an Ode after parting with friends in Autumn. London 1793. 24 p. 4. In einem langen Gedichte vergeht man dem Dichter einen kurzen Schlummer, kleine Nachlässigkeiten u. s. w. allein von kürzern Stücken erwartet man natürlich und mit Recht, daß sie durchaus korrekt und elegant seyen. Das Sonnet ist ein kurzes Gedicht, in dessen vierzehn Zeilen so viel Empfindung, Bildnerey und Harmonie als möglich zu legen, der Dichter alle Kräfte ausbieten sollte. Die Mühe würde auf diese Weise sehr groß und der Gewinn und Ruhm doch nur gering seyn: dieß kann der Verf. dieser Versuche zum Trost gereichen, wenn man ihre Sonnette, wie es mehr als wahrscheinlich ist, in mehr als einem Betrachte für unvollkommen erklären sollte.

Ververt or the Parrot of Nevers: a Poem in four Cantos. Freely translated from the French of J. B. Gresset. London 1793. 48 p. 4. Gresset hat sich, vorzüglich durch seine launige und satyrische Erzählung Ververt, keinen geringen Namen gemacht. Dieses kleine scherzhafte Gedicht ist mit so viel Laune und Eleganz geschrieben, daß es sich einen Platz neben der Secchia rapita des Tassoni, dem Lutrin von Boileau und dem Lockenraub von Pope erworben hat.

Der

Der Ton und die Manier des Originals ist in dieser freien Uebersetzung, die, wie man sagt, den gelehrten und geistreichen Dr. Goldes zum Verfasser hat, ungemein glücklich erhalten. Zur Probe wollen wir eine Stelle aus dem ersten Gesang neben die Ueberschrift stellen.

Plus mitonné qu' un Perroquet de Cour
 Tout s'occupoit du beau Pensionnaire,
 Ses jours couloient dans un noble loisir:
 Au grand dortoir il couchoit d'ordinaire;
 Là, de cellule il avoit a choisir:
 Heureuse encor, trop heureuse la Mère
 Dont il dignoit, au retour de la nuit,
 Par sa présence honorer le réduit!
 Très-rarement les antiques Discrettes
 Logeoient l'Oiseau; des Novices proprettes
 L'alcove simple étoit plus de son gout;
 Car remarquez qu'il étoit propre en tout:
 Quand chaque soir le jeune Anachorète
 Avoit fixé sa nocturne retraite,
 Jusqu' au lever de l'astre Le Vénus
 Il reposoit sur la boîte aux Agnus:
 A son réveil, de la fraîche Nonnette,
 Libre témoin, il voyoit la toilette.
 Je dis toilette, et je le dis tout bas:
 Oui, quelque part, j'ai lu qu' il ne faut pas
 Aux fronts voilés des miroirs moins fidelles,
 Qu' aux fronts ornés de pompons et dentelles:
 Ainsi qu' il est pour le Monde et les Cours
 Un art, un goût de modes et d'atours,
 Il est aussi des modes pour le Voile;
 Il est un art de donner d'heureux tours
 A l'étamine, à la plus simple toile.

Souvent l'effain des folâtres amours,
 Effain qui sait franchir grilles et tours,
 Donne aux bandeaux une grace piquante,
 Un air galant à la guimpe flottante;
 Enfin, avant de paroître au parloir,
 On doit au moins deux coups d'oeil au miroir.
 Ceci soit dit entre nous en silence etc. etc.

Dr. Gebbes:

P. 8. When night approach'd, he, like a sultan,
 chose

The fav'rite cell, in which he would repose.
 Nice was in deed his choice; for it appears,
 He never harbour'd with a nun of years:
 But where he found a nunlet, young and neat,
 There he was sure to make his ev'n- retreat.
 Upon the box, her Agnuses that kept
 And other holy toys, he perch'd and slept.
 Whether, with her, his ev'ning hymn he said;
 Or graceless, went, without a pray'r to bed;
 It is not known — Yet probably I ween,
 He to her orisons might say: Amen!
 Nor is it known what were his holy dreams:
 Ideal cracknels? or ideal creams?
 All that, as yet, I have for certain found
 About his sleep, is — that his sleep was found.

But soon as break of day begins to peep,
 And busy bells rouse lazy nuns from sleep:
 He too awakes, to view with curious eyes,
 Fresh from her couch, the lovely vestal rise:
 To see her lave and dress — in short, to share
 In all her little toilet's morning care.
 Toilet, I say — For I have heard it said,

That

That nuns themselves call in the toilet's aid,
To raise her charms, and make them still appear
Devoutly decent, ev'n in holy gear.
Not a less faithfull mirror is requir'd,
When holy fronts are meant to be attir'd
In simple gauze, than is requir'd to place
On fronts profane bijoux and Brussels-lace.
For, as the court and cities have their modes,
Just so it happens in this blest abodes;
Where as much art and taste may be display'd
In the adjustment of a simple braid,
As by the mundane fair-one is employ'd
To dek herself in all the pomp of pride.

Nay, oft the free and fancy-following loves,
Forfaking parks and palaces and groves,
Have wing'd their way o'er convent walls and
 gates ;
And, spite of bolts, and bars and iron grates,
Shed all their influence on a vestal's face,
And giv'n to weeds and veils resistless grace.

An Epistle to the Right Hon. Charles James Fox. London 1793. 28 p. 4. Der Absicht des Verf. nach eine poetische Lobsschrift auf diesen berühmten Mann, aber ohne regelmäßigen Plan und mit weniger Feuer und Kraft geschrieben, als ein solcher Gegenstand erforderte, und der Erwartung nach wohl einflößen sollte. Folgende Zeilen gehören zu den besten dieser Epistel:

While thou, a hero, in the arts of peace;
A sage, tho' born not in the plains of Greece
In superstition's and in folly's spite
Shalt speak with freedom and with wisdom write.

Lot

Let others, staring at strange things that lurk
 In every fairy tale of mother B...
 Adore with awe the sounds sublime, admire
 With dazzled eye the bright fallacious fire:
 Fire such as that which early hards presume,
 Has led the peasant to a watery tomb:
 When late in evening heedlessly he stray'd
 To meet, and frolic with, his merry maid.
 Thus when her wavering lamp the Sessian held,
 Leander boldly every wave repell'd.
 But oh! loud winds arise — the feeble light
 Dies, dies away and all is, dreary night...

Diese kleine Broschüre giebt, ganz wider die gemeine
 Sitte, dem Leser mehr, als der Titel verspricht.
 Außer zwey Episteln an Fox, enthält es noch eine
 dritte an den Herzog von Portland bey seiner Ein-
 führung als Kanzler von Orford. Für den letztern
 ruft der Dichter die Muse also an:

Him all around, ye mystic muses, twine
 The lilac blue and yellow jessamine,
 Let fresh violets laugh around his feet,
 And gales nectareous joys acclaim repeat,

Diese letzte Zelle giebt eine artige Gruppe von
 Worten, aber keinen deutlichen Gedanken.

A political Dialogue, between two
 illustrious friends. A Poem. Yarmouth 1793.
 15 p. 4. Thomas Payne und Satan sind die
 beyden berühmten Freunde, die in diesem Gespräche
 redend eingeführt werden. Der Verf. hat die
 edle Absicht, seinen Gegner lächerlich und verächt-
 lich zu machen; aber es fehlt ihm an der dazu nö-
 thigen

stigen Gabe von Witz und Lanne. Die Charaktere sind durchaus verfehlt. Payne hat manchen gefährlichen, unüberlegten und falschen politischen Grundsatz, aber nie solchen Unsinn gepredigt, als dieser Ungenannte ihm in den Mund legt. Auch ist wahrlich der Teufel nicht so dumm, daß er seine Monarchie aufgeben, und in der Hölle eine große Republik stiften wolle. Die vornehmsten Helden seiner neuen Republik schildert der Teufel, oder vielmehr der arme Teufel von Dooten, der dem Teufel so unteufelische Ideen unterischt, also:

As trusty members first, we mention
The whole French National Convention;
To all the Jacobins, as sitting,
Decreed — the honours of the sitting.
Next, kindred honours we decree
To citizen Egalité: —
Nor here omit we, names so dear,
As Kellermann and Dumourier.
Also, we proudly name, as ours,
The doctors Priestly, Price and Towers;
Nor need we hesitate to say,
We're sure of Erskine and of Grey;
Nor doubt we that the *Populi vos*
Will add both Sheridan and Fox;
Nor know we any thing to hinder,
Our making room for Peter Pindar.
Of these as part of our convention,
Decree we honorable mention:
The rest true levellers shall be,
And sons of blest equality — — —

Marat.

Marat. A political Eclogue in imitation of the Daphnis of Virgil, with Variations, Imitations and Notes critical and explanatory. 1793. 29 p. 4. Die Nachahmung ist so frey, und der Ungenannte hat so wenig Rücksicht auf den Gang der erwähnten Virgillschen Ekloge genommen, daß ohne die Erinnerung des Verf. wohl schwerlich jemand das Muster zu dieser Satyre in ihr gesucht haben würde. Ueber den eigentlichen Zweck des W. hängt ein geheimnißvoller Schleyer: bald scheint er im Ernst bald im Scherz zu sprechen, bald gegen diese bald gegen jene Parthey zu seyn. Der Inhalt ist mit seinen eignen Worten dieser: „Kose und Burgesz, zwey bekannte Herausgeber von Ministerialblättern, beklagen Marats Tod. Der eine beweint den Nachtheil, den ihre Sache durch seinen zu frühen Verlust erleiden dürfte: der andere tröstet sich mit dem vielen Guten, das er ihr bereits gethan hat, und beschließt seinen Namen zu verewigen.“ In dem Gedichte sowohl als in den Namen geht der Verf. mit einigen berühmten und hohen Personen ziemlich frey um. Als Probe seiner Manier stehe hier (S. 14.) folgende Anspielung auf die Birminghamer Mordbrennergeschichte:

Far to the West a Vandal city lies,
 Where castrif science, whipt and banish'd flies,
 Where high - church reason bids a loyal mob
 Preach, pillage, argue, burn, convince and rob;
 There flame thy altars there thy shrine we raise,
 While vestal poissardes guard the sacred blaze.

LILL B. 2. St.

Na

Thence

Thence smile benignant on our harmless sports,
 Nor scorn the pastimes of anointed courts,
 First in their ranks thy civic sons appear,
 Reeves in the van, and Impey in the rear;
 Spies, affidavits, dungeons, whips and axes,
 Sure war, sure want, sure death, and surer taxes
 March in their train — — —

Democratic Rage: or Louis the Unfortunate. A Tragedy by *William Preston* Esq. 1793. 102 p. 8. Es ist traurig, daß selbst das Theater, daß selbst die ehrwürdige Muse der Tragödie gemißbraucht wird, vorübergehende Gährungen des Parthengeistes zu erregen oder zu nähren. Die schreckliche Catastrophe, die Ludwigs XVI. Leben endigte, hat in jeder nicht ganz verhärteten Brust Abscheu und zugleich das innigste Mitleid erregt. Vielleicht giebt es unter den Freunden ächter Freyheit nur wenige, die nicht aus menschenfreundlichen sowohl als aus politischen Gründen die Verbindung unglücklicher Umstände und rasender Leidenenschaften, die dieses schreckliche Urtheil erzeugten, verwünschen und beklagen sollten: gewiß aber sind die Gemüther der Menschen fast unter allen Nationen Europens nunmehr genug zu dieser Empfindung erweckt, wir möchten fast sagen gereizt worden, und es war sicher, zumahl in England, nicht nöthig, durch eine Tragödie neues Oehl in die Flamme zu gießen, und der Erbitterung und dem Haß gegen eine ganze Nation neue Nahrung zu geben. Als poetisches Produkt ist das Stück nicht ganz ohne Verdienst, wenn es gleich dem größten Theil nach aus

aus langen, für die Bühne zu frostigen politischen
Declamationen besteht. Folgende Zeilen sind aus
einer Scene zwischen Kersaint und Sieyes:

Kersaint. And what are we, that emulate the
Romans?

A skipping, dancing, dissipated crew;
With bursts of wild ferocious levity.

Sieyes. Thy censure is unjust; — our nation
boasts

Th' exalted aims and comprehensive views
Of mild philosophy, with lib'ral arms,
Embracing all mankind — the statesman's skill
In council and in treaty - science led,
From the sequestered lamp and barren toils,
To wed with commerce in productive union,
And great inventions, both for peace and war,
Are their glad progeny. Among the crowd
Il luxury prevail and levity
Blame a corrupted court, from age to age,
With base examples unblushing vice,
And wild extravagance exhausting art,
Tainting the public eyes, and public mind
With gross pollutions, canst thou wonder then,
If yet some stains are found, the foes of freedom,
With triumph, mark them, and on freedom charge,
What want of freedom caus'd.

Kersaint. Assert thyself. —

Profound research and a commanding soul
Are thine; and wilt thou stoop to practice arts
That dignify such things as Robespierre?
Resist with firmness the vile populace;
Oppose thy bosom to the roaring torrent.

Na 2

Were

Were glorious talents, philosophic views;
 And mild humanity ordain'd to follow
 The guidance of the rabble?
Sieyes. Yet, my friend
 That guiding rabble is conjoin'd, by fate,
 With freedom's cause etc. etc. . . .

An Asylum for fugitive pieces in Prose and verse, not in any other Collection, with several pieces never before printed. Vol. IV. 1793. 278 p. 12. Dieser vierte Theil ist wenigstens nicht geringer, als die drey ersten, wenn er sie auch nicht beträchtlich an innerm Werthe übertrifft. Die neuesten politischen Ereignisse haben den Stoff zu einer Menge launiger und satyrischer Stücke gegeben, deren Wiß oft treffend, nicht seltner aber auch etwas verb, ja wohl mitunter auch plump ist. Unter den prosaischen Stücken zeichnen sich aus: die authentische Nachricht von dem Siege der Bonzen über die Verbindung im Königreich Triuna; politisches Credo; Dorfpolitik, Dialogen: unter den poetischen, eine Ode an Pitt, Freiheit eine pindarische Ode von Crawford; der Kropf eine Fabel voll Laune. Dieser Auswuchs hält sich für einen nützlichen und wesentlichen Theil des menschlichen Körpers. Nachdem er seine Privilegien auseinander gesetzt: fährt er fort

Now for my *services*. I need not tell ye,
 How once the members quarrelled with the belly;
 And still the resty rascals, led
 By the rebellious head,
 Are prone to riot.

Tis then my task to keep them quiet,
 By draining off superfluous humors,
 Suppressing ferments and plethoric tumours,
 And by the wholesome system of starvation,
 Maintaining peace and due subordination ;
 And thus I keep the balance even,
 And fit the body - politic for heaven — —

Diese Rede wird von einem französischen Wund-
 arzt unterbrochen , der mit Einem Schnitt das
 Schicksal des seiner eignen Meinung nach so nützli-
 chen Auswuchses entscheidet. Die Moral ist:

Most states abound in hangers - on and tumours,
 From petty warts to wens of monstrous size,
 That suck the blood and waste the precious humours,
 Yet call themselves *supporters* and *allies*.

Mehr ächta Philosophie dürfte freylich in Pfeffels
 Erzählung der Bußlichte seyn. Hier stirbt der
 Patient unter einer ähnlichen Kur. Daß mit der-
 gleichen poetischen Einfällen eine so wichtige Frage
 nicht entschieden werden kann, wie die: Ist es der
 Staatsklugheit gemäß , den Abkömmlingen der
 Grundeigenthümer , wenn sie auch keinen Landsitz
 haben , Vorzüge vor den Kindern der Handarbeiter
 zugugestehen ? brauchen wir wohl nicht erst zu sagen.
 Auf die Guthsbesitzer selbst paßt weder die Verglei-
 chung des englischen noch des deutschen Fabulisten.
 Diese genießen keine Privilegien , sondern haben
 eigene , ihrem Stande angemessne Rechte ; so wie
 die Gelehrten , welche den ersten , und die Manu-
 fakturisten , welche den dritten Stand im Staate

bilden; denn auf Wissenschaft, Ackerbau und Manufakturen beruht der innere Werth eines Staats. Statt Kleriken und Adel sollte man, um allem Mißverstand vorzubeugen, sagen: Gelehrte und Landeigenthümer. Daß man in Frankreich die letztern todschlägt oder verjagt, um die Landbauer und Erblandpächter in Landeigenthümer zu verwandeln, heißt nicht den Staatskörper von einem Auswuchs befreien, sondern ihn zerstören. Wie wenn die Ackerknechte nun auch die Bauern, die Gesellen ihre Meister, die Handlungsdienere ihre Handlungsherren für Höcker ansähen, und mit ihnen gleiche Rechte verlangten; wo sollte das Schaben und Schneiden aufhören?

Picturesque Views on the River Medway, from the Nore to the vicinity of its source in Suffex; with Observations on the public buildings and other works of art in its Neighbourhood. By Samuel Ireland. 1793. 8. 206 p. und 29 Kupf. Unsere Leser kennen den Verf. seine Manier und den Werth derselben schon aus seinen frühern, auch von uns angezeigten Arbeiten in dieser Gattung, seiner mahlerischen Reise durch Holland, Brabant 2c. und den mahlerischen Ansichten der Themse. Das hier erwähnte ist gewissermaassen eine Fortsetzung der Ansichten von der Themse. Der Medway, der sich in die Themse ergießt, ist einer der schönsten und ansehnlichsten Flüsse Englands. Die Gegenden an demselben sind weniger romantisch, aber von einer sanften und anziehenden Schönheit. Herr Is. Nachrichten von Kunst.

Kunstfachen sind ziemlich kurz und unbefriedigend: er scheint nur auf solche Leser Rücksicht genommen zu haben, die die angeführten Gegenstände selbst vorher gesehen. Am interessantesten war uns die kurze Beschreibung des neulich errichteten fosibaren Mausoleums für Lord Danley, das nach einem Riß des berühmten Whatt aufgeführt worden, und 10,000 Pf. St. kostete. Vielleicht erhalten wir von Hrn. Rittner in seinen Beyträgen zur Kenntniß von England eine ausführlichere Beschreibung dieses merkwürdigen Gebäudes. — Die Platten sind auch dießmal sämmtlich in Aquatinta, und haben ungemein viel Sanftes und Gefälliges. Am Ende macht Herr J. noch zu einem ähnlichen Werke (*picturesque beauties of the Avon and Severn*) Hofnung.

Poems by *Lady Manners*. 1793. 110 p. Small. 8. Ohne einen Platz unter der ersten Klasse von Dichtern fordern zu dürfen, hat die Muse der B. empfehlende Eigenschaften genug, durch Hülfe deren sie mit Ehren vor dem Richterstuhle auch einer strengen Kritik bestehen wird. Die B. ist nicht immer so aufmerksam auf Harmonie und Eleganz der Diction, daß sie von dieser Seite gegen alle Vorwürfe von Nachlässigkeit gerettet werden könnte; ohne Ausnahme aber athmen ihre Gedichte den reinen Geist edler Gefühle, und verrathen ein Herz, das aller Pflichten des häuslichen Berufs im hohen Grade empfänglich ist. In mehrern Stücken erscheint die Dichterin in dem Charakter der Mutter, der Tochter, der Gattinn, der Freundinn höchst lie-

benswürdig. Die bisweilen etwas prosaische Sprache besitzt den Reiz der Einfachheit, und wenn sie das Gemüth des Lesers gleich nicht zur Bewunderung hinreißt, so füllt sie es doch mit sanfter Heiterkeit. Die vornehmsten Stücke bestehen aus Balladen und Elegien von der rührenden Gattung. Da wo die Verf. aus diesen Regionen in das Gebiet der didactischen Poesie übergeht, ist sie weit weniger glücklich. Ihre Betrachtungen über die Gewalt der Mode z. B. enthalten gute Bemerkungen, sind aber klare Prose, nicht Poesie. Der Druck ist vortrefflich, und ein schöner Kopf der V. gestochen von Condé nach einem Gemälde von Cosman zielt den Titel. Zur Probe folgendes kleine Stück von S. 79.

To 'Conscience.

Contentment, rosy, dimpled fair,
Thou brightest daughter of the sky,
Why dost thou to the hut repair,
And from the gilded palace fly?

I've trac'd thee on the peasant's cheek;
I've mark'd thee in the milk-maid's smile;
I've heard the loudly laugh and speak,
Amid the sons of Want and Toil,

Yet, in the circles of the great,
Where Fortune's gift are all combin'd
I've sought thee early, sought the late,
And ne'er thy lovely form could find,
Since then from Wealth and Pomp you flee,
I ask but Competence and Thee,

Aus einem Briefe von Windsor

18. Jun. 1794.

Baafers neues Panorama *) ist noch nicht vollendet. Künstler und Layen erwarten es mit Ungeduld. Daß der Beschauer der ersten Vorstellung mit seinem Auge nicht über die cylindrische Wand hinaus irren

Na 5

konnte,

*) Der originelle Gedanke eines Engländers, ein Gemälde aufzustellen, welches nicht wie die gewöhnlichen Gemälde den begrenzten Raum einer geraden Fläche einnähme; sondern vielmehr in einer ungeheuren großen cylindrischen Wölbung den ganzen Umfang des Horizontes darstellte; ist unter dem angeführten Namen Panorama durch öffentliche Nachrichten schon bekannt worden. Minder bekannt sind die erstaunenden Wirkungen, welche diese riesenmäßige Abbildung der Natur auf den Zuschauer hervorgebracht hat. Der Künstler führte den Zuschauer durch einen verdeckten Gang in die Mitte des großen cylindrischen Saales, den er dazu hatte erbauen lassen, und stellte ihn auf eine Art von Verdeck, welches er, um die Täuschung zu befördern, zum Standpunkt auserwählt hatte. Von hier aus sah der bestürzte Zuschauer die große Seeflotte, welche damals an der englischen Küste vor Anker gelegen hatte, auf der cylindrischen Wand, die ihn von allen Seiten umgab, in einer gehörig abgemessenen Entfernung, mit einer solchen Wahrheit und Treue vorgestellt, daß ihm nicht anders zu Muthe seyn konnte, als wenn er sich auf einmal zwischen Himmel und Wasser befände.

Der Zulauf von Menschen, die dieses neue Wunderwerk sehen wollten, war über alle Erwartung groß und veranlaßte den Künstler, auf eine neue Vorstellung zu denken, die er sich von den Gegenden zu Bath erborgen will: Von dieser neuen Vorstellung ist hier die Rede.

Anm. des Einsenders.

konnte, wurde durch eine Art von Segel am Mast des Schiffes verhindert, worauf der Beobachter stand. Er konnte nie über seinen Scheitel sehen, so daß sein Schwinkel auf keinen Fall den obern Rand des cylindrischen Gemäldes erreichte. Damit er aber auch den Fußboden des Zauberbildes nicht sehen möchte, so war sein Standpunkt auf dem besonders hoch liegenden Verdecke des Schiffes durch eine Altane begränzt, die sowohl als der übrige Theil des Schiffes ihn hinderte, in die Tiefe herab zu blicken. Die Erleuchtung des Ganzen kam vom obersten Theile des Gebäudes; das Licht fiel zunächst auf die den Mast des Schiffes rund umgebende Segel, und wurde von da auf das Gemälde reflectirt. Dieses schwache, milde Licht war von einer vortreflichen Wirkung, indem der Künstler über das Ganze einen halb durchsichtigen Nebel schuf, welcher nebst der über alles gehenden Perspective, den so erstaunend wunderbaren Effect dieses non plus ultra von Guckkasten verherrlichte.

Physikalische Merkwürdigkeiten giebt es jetzt hier nicht. Eine Privatgesellschaft beschäftigt sich gegenwärtig mit praktischen Versuchen über die Wassererzeugung nach Lavoisier u. de Luc Meteorologie. Erstere Versuche werden nächstens wieder angehen, und die letztern, wodurch die Erklärung des Donners jetzt zur unwiderlegbaren Evidenz gebracht worden ist, sind schon bekannt.

Hunter, dem großen Anatom, wird wahrscheinlich ein Denkmal in der Abtey Westminster errichtet werden. Dieses durch so viele Jahrhunderte geweihte Heiligthum ist für mich das sehenswürdigste in ganz London. Ich besuche es der Nähe wegen oft, und bemerke, wie jeder Fremde es mit Ehrfurcht betritt, wenn er hier vereinigt findet, was auf dem
ganzen

ganzen Erdenrund nicht wieder zu finden ist. Eine unbegreifliche Empfindung erschüttert die Seele des Beobachters und versetzt sie in eine Stimmung, die selbst dem rohesten Menschen Thränen entlocken kann.

Hier ruht friedlich beisammen der Bischoff und der Schauspieler, der Musikus und Admiral, der Staatsminister, der Dichter und der Philosoph, der Krieger und der Menschenfreund, der Kaufmann und Handwerker. Wo das Auge sich hinwendet, findet es einen verewigten Namen. Alles schläft ruhig und friedlich bey einander — alles lebt in dem prächtigen Mar-mor, von den Meisterhänden der besten Künstler beseelt. Beym Eintritte in dieses erhabene Mausoleum der Menschheit siehet man zuerst Newton und Stanhops Monument. Beydes sind Meisterstücke der Bildhauerkunst. Newton ruht im alten Costume mit der Rechten auf seinem Elementarwerke: über ihm steht man einen Globus, den die Unsterblichkeit umschwebt.

Von hier bis zur Eingangsthür ist ein etwa hundert Quadratfuß leerer Raum, der durch die alt bemahlten Fenster verbüffert wird, welches dem Ganzen ein feyerlich schwermüthiges Ansehn giebt. Die Mauern sind der Reihe nach mit Denkmälern älterer Zeiten besetzt.

Hier findet man Shakespears Monument. Er steht als bejahrter Mann in alter Tracht an einen Altar gelehnt. Der Meißel des Künstlers bildete diesen größern Trauerspieldichter ganz ungewöhnlich ausdrucksvoll. Erhabener, melancholischer Ernst ruht auf seinem Gesichte, und zwingt den Beobachter bey diesem Kenner des menschlichen Herzens mit Ehrfurcht zu verweilen. Zur Seite steht man Thom-son's, Dryden und Gay's Denkmal. Gegenüber ist

unser

unser Landsmann Handel in Lebensgröße im Schlafrocke und Pantoffeln in einer Nische abgebildet. Sein Arm ruht auf einem Pulte, das mit musikalischen Instrumenten und Symbolen umgeben ist. Auf dem Pulte liegt ein Notenblatt mit seiner Composition des Liedes „I know that my redeemer lives etc.“ *) aus dem Messias. Ueber ihm schwebt ein Genius. Noch einem zweiten Landsmann von uns, dem Major André, ist hier ein Monument errichtet, nicht groß und prächtig, aber schön und geschmackvoll. Washington erhält den Brief des Englischen Generals, den ein Fährdrich mit der Fahne in der Hand überbringt: Er ist meisterhaft gearbeitet. Güte, Mitleid und Entschlossenheit verband die Hand des Künstlers im feinsten, halbdurchsichtigen Marmor auf sein Gesicht zu bilden. Er steht in der Mitte auf seinen Degen gestützt. Im Hintergrunde sieht man Amerikanische Offiziers in mitleidsvollen, schmerzhaften Einstellungen. Dieser ist André's Gefangennehmung mehr als schön vorgestellt.

Durch eine Ungezogenheit wurde vor einiger Zeit etwas an diesem Monument beschädigt. Das Ministerium setzte 50 Pfund für den Angeber des Thäters: er wurde entdeckt und sitzt auf 50 Jahre im Zuchthaus.

*) Ich weiß, daß mein Erlöser lebt x.

I n h a l t.

Erstes Stück.

- I. Von Ovids Bildnisse auf Gemmen und Münzen;
von Herrn Lenz S. 3
- II. Lettere a Lesbia Cidonia sopra gli Epigrammi del
Saverio Bettinelli 11
- III. Zerstreute Blätter von J. G. Herder, 5te Samm-
lung 52
- IV. Abbildungen ägyptischer, griechischer und römi-
scher Gottheiten, mit mythologischen und artistischen
Erläuterungen, 1ste Lieferung 79
- V. Job. Heinr. Tischbeins Kurzgefaßte Abhandlung
über die Kunst 86
- VI. Kunstanzeigen:

Catalogue raisonné du Cabinet d'Estampes du feu

Ni. Brandes, publié par *M. Huber* 96

Loutherburgs Gemälde des Hauptangriffs von

Valenciennes am 25. Jul. 1793 102

Friedensstiftung zwischen den Sabinern und Rō-

mern, gemalt von *Rubens*, gestochen von

Singenich 102

Bildnisse des Dichters *Schiller* und des Philoso-

phen *Reinhold* 103

Petites Cascatelles de Tivoli, von *Gmelin* 104

Auszug aus einem Briefe aus Rom vom Januar

1794. 105

William Tischbeins Abbildungen antiker, in den

Gräbern in Sicilien aufgefundenen Vasen, mit

Bemerkungen ihres Eigenthümers *M. Hamillon*

Inhalt

Museo Pio-Clementino descr. da <i>Ennio Quirino Visconti</i> T. III. et IV.	E. 107
Leben des Baumeisters Robert Adam	108
The Dance of Death painted by <i>H. Holbein</i> and engraved by <i>W. Hollar</i>	112
Anecdotes of the Life of <i>Julio Bonafoni</i> , a Bolognese Artist, by <i>G. Cumberland</i>	113
Neue englische Kupferstiche	114
Sängers Prosodien von dem Elbströme	128
VII. Litterarische Nachrichten.	
Neuer Berlinischer Musenalmanach für 1794. her. von Schmidt und Bindemann	120
Bouterwicks Miscellaneen	123
Die Feyer des 18. Jahrhunderts, ein Melodrama von C. F. Schlenker	128
Odeum Friedrichs II. her. von L. J. Koch	132
Analekten, oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland, von K. Ph. Conz	133
Episteln von Job. Fr. Degen	137
Retrolog, her. von Fr. Schlichtegroll, 3ten Jahrgang 1ster Band	140
Bermischte jugendliche Gedichte	145
Der Zeiten Geist, ein Gedicht von J. Feldmann	146
Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge. Anhang zum ersten Theile von K. W. Kamler	148
Dänische Litteratur.	
Skuespil af P. A. Hejberg	149
Dana, 1ster B. 3tes Heft	155
Poesier af <i>Magdalene Sophie Buchholm</i>	155
Veddemaalet et Mellemspil med Sang af P. H. Haste	159
	Nyt-

Inhalt.

Nyt-aars-Gave for Damer 1794	S. 160
Rongebue's weiblicher Jacobiner-Club, ins Dänische übersetzt	161
Shakespeare's Werke, 2ter Band, ins Dänische übersetzt	162

Italienische Litteratur.

L'Academie degli amori in versi e in prosa da <i>Filandro Crezense</i>	162
Poesie di <i>G. de Coureil</i>	164

Englische Litteratur.

The South Downs, a Poem	169
The Dramatist, a Comedy by <i>Fr. Reynolds</i>	174
The Works of Callimachus, transl. into english Verse by <i>H. W. Tysler</i>	176
Scottish Poems, collected by <i>I. Pinkerton</i>	178
Travels by <i>A. Beaumont</i> 1786. mit von ihm gezeichneten Prospekten	181
The Theory and Practice of fingering the Violoncello, by <i>I. Gunn</i>	182
Prolusiones Juveniles praemiis acad. dignatae. Auctore <i>Jo. Tweddell</i>	185
Midsummer Eve, or the Sowing of Hemp; a Poem	187

Zwentes Stück.

IX. Ueber das Stillschweigen Herobots in Absicht auf Rom und Carthago; von Hrn. Prof. Manso	195
X. Joh. Miltons verlornes Paradies, übersetzt von <i>S. G. Bürde</i>	209
XI. Adelbert der Wilde, ein Gedicht in 12 Gesängen von <i>Fr. Aug. Müller</i>	241
XII. Die Kunst zu lieben; ein Lehrgedicht in 3 Büchern	296
XIII	

Inhalt

XIII. Englische Litteratur:

Juvenile Poems, by <i>Henry Kest</i>	E. 336
Poems. by Lady <i>Burrel</i>	338
The Poetics of <i>Marcus Hieronymus Vida</i> , transl. by <i>I. Hampson</i>	340
Ode for the Encaenia held at Oxford Jul. 1793. by <i>R. Holmes</i>	344
Modern France, a Poem by <i>G. Richards</i>	345
Raymond; a Tragedy	346
Sketches of the Origin, Progress and Effects of Music, by <i>Rich. Eastcott</i>	348
A Catalogue of engraved British Portraits, from Egbert the Great to the present Time; by <i>Henry Bromley</i>	353
The Emigrants, a Poem by <i>Charlotte Smith</i>	357
Sight, The Cavern of Woe, and Solitude; Poems by <i>Mary Robinson</i>	359
Sonnets by a Lady	362
Ververt; transl. from the French	363
An Epistle to Charles James Fox	366
A political Dialogue, between two illustrious friends	367
Marat; a political Eclogue	369
Louis the Unfortunate; a Tragedy by <i>W. Preston</i>	370
An Asylum for fugitive Pieces in Prose and Verse etc. Vol. IV.	372
Picturesque Views on the River Medway, by <i>Sam. Ireland</i>	374
Poems by Lady <i>Manners</i>	375
Aus einem Briefe von Windsor 18. Jun. 1794.	377



